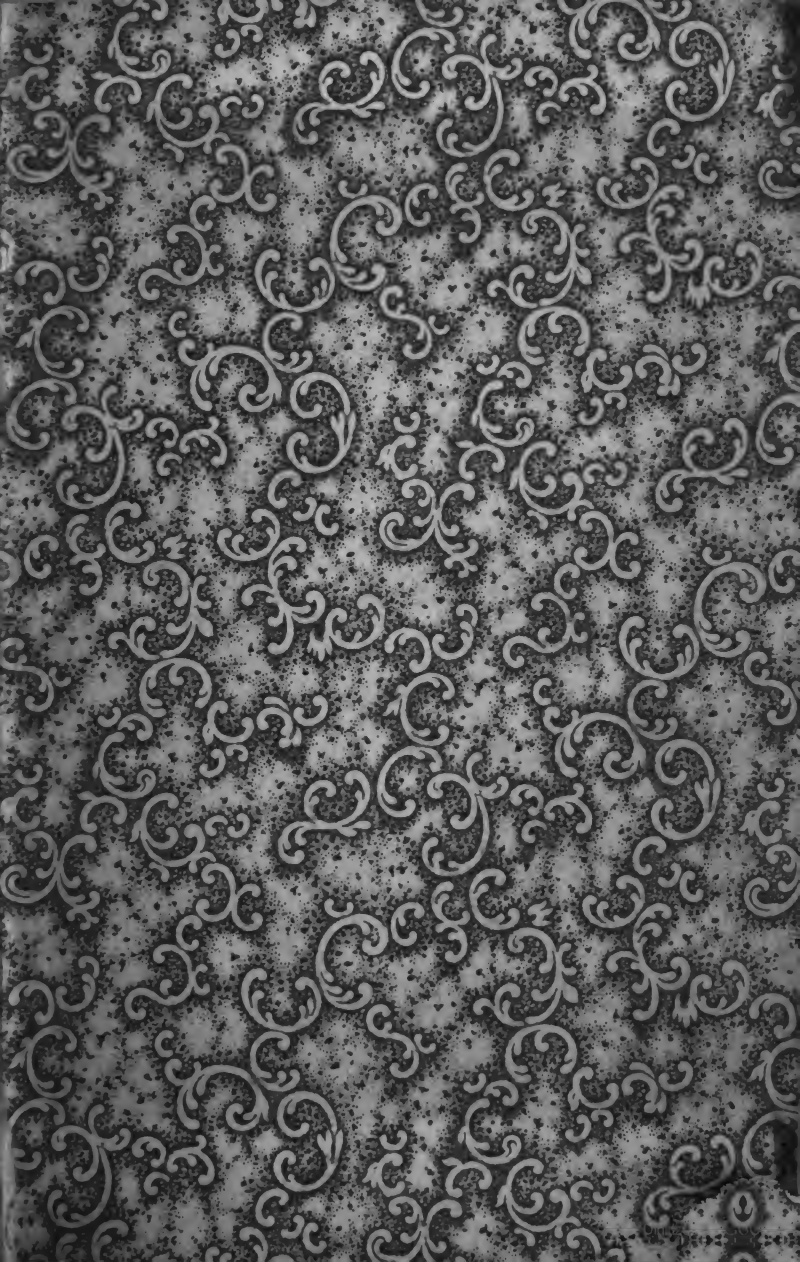



Ex Libris
G. von Sydow



Meiner lieben Schwester Sophie zum heutigen Hochzeitstage als freundliches Andenken gewidmet

von

Bremen, d. 29 Jan. 1854.

Erzählungen

von

Gottfried und Johanna Kinkel.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1849.



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Ein Traum im Spessart.

Von

Gottfried Kinkel.

Das sind nun bald an die tausend Jahr, da stand das deutsche Reich gar übel. Denn der große Kaiser Karl, der mit mannlicher Hand gegen die Heiden an den Marken stand und drinnen im Lande Frieden und Ruhe schirmte, war lange schon zu seinen Vätern versammelt, und der Tod hatte ihm einen ewigen Stuhl gebaut in der Kaisergruft zu Aachen. Auch die zwölf Pair's, die einst Recht und Unschuld geschützt, hatten sich zum langen Schlaf gestreckt, ein Theil auf dem Schlachtfelde, der andere auf hohen Burgen im friedlichen Alter. Da haderten die Enkel und Enkelsöhne des gewaltigen Kaisers und zertrennten das mächtige Reich, das zwischen den vier Meeren lag. Deutschland aber stand am betrübtesten: denn seine Könige waren Kinder und wie Kinder schwach. Also brachen überall die Heiden in's Land und wütheten mit Brand und Mord. Jungfrauen und Knaben führten sie in Gefangenschaft und verkauften sie fern über's Meer; die Saaten schnitten sie ab vor der Reife, und wo eine Kirche oder ein Kloster stand, die wurden vertilgt. Nicht minder aber ras'te drinnen die Zwietracht: denn das

Gesetz schaffte kein Recht mehr, darum trat die Faust in ihr Recht, und es geschah wie geschrieben steht: daß Jedermanns Hand war wider seinen Nächsten. Dazumal wurde der Fromme und Gerechte unterdrückt; wer aber stark war und des Gebotes spottete, der übermochte sie Alle.

Nun liegt inmitten Deutschlands, da wo man von Aschaffenburg hinübergeht nach Wertheim oder Würzburg, eine fürchterlicher Wald, den die alten Lieder den Spechteshart heißen. Der hat Holz aller Art. Aus den tiefen Thälern streben gewaltige Eichen zum Licht, und zwischen ihnen lacht das hellere Laub der Buchen und die weißen Stämme der Birken. Oben aber auf den Gipfeln hat sich die Tochter der Luft, die liebe Buhle des Windes, die Tanne, ihre Wohnung in tiefgeklüftetem Gestein gegründet, oder dichter Föhrenwald deckt sich, wie eine Haube von dunkelgrünem Sammt, auf die kahle rothe Felsenscheitel. Wer da hindurchwandert am hellen Sommermittag, wenn der Wald still wird und Mittagschlaf hält, der empfindet auch jetzt noch das leise Rauschen des Geistes der Natur durch's dürre und durch's grüne Laub, und fühlt sich mit seligem Schauer einer fremden und doch wunderguten Macht hingegeben, die ihm den irren Geist mit Ruhe und die lebensmüde Seele mit Frieden erfüllt, und seinen kranken Leib erfrischt mit ewig jugendlichem Duft aus Wald und Moos und Quell, bis sie ihn endlich geheilt von allen Wunden wieder hinaus entläßt in das

arbeitsam dahinrollende Leben in Dorf und Stadt, auf Markt und Acker. Und doch ist jetzt der Wald gelichtet und ohne Wildniß: einst aber war's anders, da gehörte er nur den Geistern, und kein menschlicher Fuß drang in seinen innersten Kern. Nur an den Säumen des Forstes, da, wo er in's flache Land des Mainstroms sich senkt, arbeitete ihm das Beil des einsamen Siedlers entgegen, oder ein Klausner baute im Bachthale seine Hütte, oder emsige Klostermönche gewannen der übermächtigen Natur mit rastloser Mühe den Boden ab, auf welchem hinfort die Aussaat des Geistes beginnen sollte.

Damals stand, wo der Wald von Esselbach aus sich in einem engen Bachthal zum Main hinabzieht und auf Kreuzwertheim niederschaut, eine starke Ritterburg, einst ein Schirm der Gegend, wenn etwa Normannen von Mainz und Frankfurt aus in ihren flachen Böten den Fluß hinauffuhren und nach dem Gut der Klöster trachteten, oft auch ein gastliches Haus für den einsamen Wanderer auf der stillen Straße am Fluß hin, jetzt aber, in der argen Zeit der wilden Gährung, ein Raubschloß und eine Zwingburg für alles Land rings umher. Von Anfang wohnte dort ein wackerer Ritter des großen Karl, der ihn als Pfleger und Grafen der Landschaft dorthin gesetzt und ihm selber die starke Burg gebaut hatte. Er und seine Söhne regierten meisterlich,

und das Land blühete im Schatten des gesegneten Stammes. Wie aber die Kaiserkrone ihre Macht verlor, da sammelte ein Knecht des Schlosses aus dem ganzen Lande einen Schwarm von Bösewichtern, Räubern und Mördern, erhub sich in Fehde wider den letzten Grafen und drang durch Verrath in tiefer Nacht in's Schloß ein. Ohne Panzer stürzte der greise Mann dem Schwarme entgegen: da traf der Morgenstern des Verräthers sein Haupt, und er fiel als getreuer Ritter im Kampfe wider Frevel auf der Stelle, die sein Kaiser ihm anvertraut. Nun brach fürchterliches Getümmel im Schlosse hervor, die Dienstmannen des erschlagenen Grafen fochten bis auf den letzten vom mittlern Thurm, aber die Mörder legten Feuer an die Pforten, und die Tapfern starben im Dampfe. Robert aber, der sündige Führer der Räuber, suchte überall nach den beiden Kindern des Grafen, um sie zu tödten und später Rache zu entfliehen; doch sie waren im Brand und Getöse entkommen, Niemand wußte wohin. Da schlug er sich im Taumel des Sieges die Sorgen aus der Seele, und saß hinfort als Raubritter auf der hohen Burg, von wo er mit Falkenaugen auf das Schiff des Kaufmanns im Strome und auf den Wanderer am Strande hinabsah und mit Falkenschnelle auf die Unglücklichen niederstürzte. Das Land wurde bald öde, die Bauern zogen sich von ihren alten Hufen Landes zurück, der Fremde mied die gefahrvolle Straße: aber weit ringsum zogen die beutelustigen Schaaren, und

selbst Würzburg und Aschaffenburg zitterten hinter ihren starken Thoren.

In jener schrecklichen Nacht erstiegen zwei Männer eilfertig die sanften Abhänge des Spechtwaldes, die hinter der Burg aufstiegen. Es war der Burgkaplan und ein alter Diener des Grafen. Jener hatte die Heiligthümer sammt dem Kelch, dieser die Grafenkrone und das Schwert des Ahnherrn gerettet. Der Diener trug einen kleinen Knaben auf dem Arm, einen andern größern führte der Kaplan an der Hand. Sie sahen den Brand des Thurmes unter sich, nach welchem das jüngste Kind seine Aermchen lautlachend ausstreckte, sie hörten das Todesächzen der erstickenden Getreuen und dann das wilde Jauchzen der schwelgenden Sieger. Oben am Walde aber hielten sie still und boten sich die Hand und sahen sich beim Sternenlicht ernst in's Auge. Dann reichte der Diener das kleine Brüderchen dem ältern Knaben herunter; das schlug die Arme um den Nacken des Bruders und küßte ihn auf den Mund. In zehn Jahren! sagte der Diener; Dominus tecum! erwiederte der Geistliche. Damit schieden sie; der Diener ging vorwärts in den Wald, wo man jetzt nach Würzburg wandert; der Kaplan wandte sich links, wo ein leisegetretener Pfad in der Richtung von Aschaffenburg fortlief.

Konrad, so hieß der ältere Sohn des Grafen,

erwachte am folgenden Morgen in einem engen, grünen Thal, eine Hängebirke neigte ihre Zweige über ihn hinab, ein Reh stand neugierig auf ihn gebeugt und sah ihn mit den treuen, braunen Augen an; als er sich regte, setzte es mit kurzen Sprüngen über den Bach, der unten durch niedres Erlengehölz floß. Reife Beeren in Masse wuchsen rings an den Abhängen, wo die Sonne ihre mächtigen Strahlen auf baumlose Felsen senkrecht hinabschoß. Konrad staunte über die ihm noch unbekannte Einsamkeit; bald aber trat der Kaplan zu ihm, der bereits die Stelle zu einer Hütte ausgesucht hatte, da wo der Wald in's Wiesenthal hinabglitt und gegen die Mittagsonne Schatten bot. Viele Tage arbeiteten sie daran, gefallene oder durch Windbruch geknickte Stämme von den Nachbarhöhen herbeizutragen und mittelst einer Streitart zuzuhauen, welche der Geistliche auf den Fall eines Angriffs durch Menschen oder wilde Thiere mitgebracht hatte. Denn zu jener Zeit, wo Jedermann das Schwert führte zu Schutz oder Trutz, waren auch die Priester wohlgeübte kriegerische Leute, und lebte gar mancher Bischof, der unter dem violblauen Mantel den Panzer trug, und erst den Feind erlegte, bevor er seine Beicht hörte und ihm die Wegzehrung spendete. Also war auch dieser Burgkaplan vor Zeiten ein starker Dienstmann des alten Grafen gewesen, und verstand alle Reiterkünste und Waffenwerk gar trefflich. Nun aber wuchs ihm da mitten im tiefen Wald die alte Kraft jugendlich wieder

auf, und er zimmerte mit Hülfe des Knaben ein stattliches Haus von rohen Stämmen, zog auch einen Zaun von Planken um das ganze Wiesenthal, damit das Wild nicht ihre künftigen Werke zerstören möchte. Darauf befahl er dem Knaben die Hütte und zog hinunter zum Ufer des Flusses; dort holte er Grabscheit und allerlei Gewaffen, Samen zu Korn und guten Kräutern, auch etliche Bücher: damit kehrte er durch's Bachthal zu seinem Schützling zurück.

Also lebten da die Beiden viele Jahre lang, und die Tage rauschten ihnen rasch vorüber. Der Alte lehrte den Jungen Jagd und Fischerei, doch jagten sie nur auf wilde Thiere, auf Bär und Wolf, die das milde, liebe Reh ängsten und des Menschen stille Wohnung und friedliches Leben gefährden. Speise gab ihnen reichlich das Korn, das ihrer Hände Arbeit gewann, Labsal der Bach und die Beere des Waldes. Aber im Winter lasen sie in alten Schriften von heiligen Männern und Frauen, doch nicht minder von Ritterthum und Minne, denn der Greis erzog den Jüngling zum Rächer, nicht zum lammfrommen Mönche. Nun las der Knabe viel von Frauen und Frauenschöne, und wußte doch nicht, was ein Weib sey. Denn die Erinnerungen seiner Kindheit waren von der Flammennacht seiner Flucht hinweggebrannt, und in die Waldgründe kam kein fremder Mann, viel minder ein Weib.

Da faßte ihn ein heißes Gelüsten, das zu schauen, was Lieder und Sagen als das Allervollkommenste und Schönste priesen, und aus diesem Sehnen quoll ihm die Lust des eignen Liedes. An einem kühlen Abend war's, als der Bach im Schweigen des Sonnenuntergangs lauter hinabrauschte in die bunte Welt draußen über dem Gebirg, und der Jüngling sich mit der fliehenden Welle gezogen fühlte in den rothen Abendschein, der mächtig über dem Walde hinaufflutete — da auf einmal sprang aus seiner Brust, er wußte nicht wie, das allererste Lied, Wort und Sangesweise zugleich. Denn im Rauschen des Bachs vernahm er abwechselnde Töne, die sang er nach in Höhe und Tiefe; auch schlugen zwei Nachtigallen mit gleich endendem Wechselschlag, das gab ihm den Reim; dicht bei ihm aber pochte der Specht auf einem harten Stamme seine gleichen Schläge, darnach maß er den Wechsel von Hebung und Senkung: das Alles klang aus ihm hervor wie ein längst Fertiges und er sang in den Widerhall hinein das Lied:

Welle darfst du nimmer weilen,
Nie zu mir in Liebe glühn?
Sprich, was zwingt dich, fortzueilen
Aus des Waldes trautem Grün?
Laß in Liebe ungemessen
An die heiße Brust dich pressen!
Faß' ich dich, laß' ich dich nimmer von hier —
Wehe, du fliehst und ich lodre nach dir!

Hindin, braune, holde, schlanke,
Lockt dich so die Waldesnacht?

Warum meidest du die Schranke,
Drin mein lieber Garten lacht?
Laß mit holdem Wort dir schmeicheln,
Laß dich kosen, laß dich streicheln!
Wehe, du fliehst in geflügelter Zier,
Ach und du lässest mich Einsamen hier!

Keine Wellen, keine Hinden
Gleichen doch dem holden Bild,
Das ich nie vermocht zu finden,
Doch im Herzen steht es mild.
Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!
Weh, du zerrinnst und ich lodre nach dir!

Es rauschte hinter Konrad; der Kaplan stand da und schaute mit leuchtendem Auge seinen Schüler an: Ich habe Dich gehört, sprach er, Du bist ein Sänger geworden, und weißt es selber nicht. In deutscher Zunge kannte noch Niemand die Kunst des weltlichen Liedes, welche Dir Gott in Deinen Mund gelegt hat. Du bist reif, ich halte Dich nicht länger. Morgen soll das Werk Deines Lebens beginnen, morgen dieß Sehnen den Weg finden, der es zum Ziele bringt. Folge mir in die Hütte, in der Du zum letzten Male ruhen wirst.

Der Jüngling schauderte; das Thal war seine Welt, die Hütte sein Königreich; er faßte es nicht, daß es draußen noch ein Leben gebe und ein andres Wirken und Schaffen. Aber um Mitternacht, bei trüber Lampe,

hatte der Alte die Geister der Ahnen schon aufgeweckt, die in der Brust des Rittersohnes begraben lagen: Rache an dem Mörder seines Vaters, Kampf um Recht und Ehre, holder Gruß der Frauen spiegelten sich mit irdischem Edelsteinglanz im Krystall seiner himmlischreinen Seele. Er wußte, was ihm auferlegt war; er wollte den Bruder und bei ihm Schwert und Krone suchen, dann den Feind angreifen, und zu dem Kaplan zurückkehrend die Heiligthümer in ihr Tabernakel heimführen. Mehr wußte er nicht; er ahnete nicht Gefahr, denn er kannte sie kaum — so Weniges war genug ihn zum Mann zu machen.

Es war Morgen. Der Kapellan führte Konrad tief in den Wald auf einen Fleck, wo der Wintersturm eine Lichtung gebrochen hatte. Weit, wohl eine Tagereise entfernt sah ein Berghaupt über die Baumtrümmer herein; das wies der Alte seinem Schüler. Drei Tannen stehen droben, so sprach er: kommst Du näher, so wirst Du sie erkennen. Dorthin geht dein Pfad. Oben stürzt ein Bach aus dem Gestein, nach Mittag, abwärts; dem folge unablässig, bis er in Felsen verschwindet; dann wirst du den Bruder finden. Weinend entließ er den Geliebten, aber Konrads Augen glänzten vor Freude, nach Abenteuern ausschauend, glühend in Thatenlust. Er ging in die Waldesnacht hinein; im Thal braute noch der Nebel, aber die Berghäupter glommen im

Morgenroth, und hinter ihnen that sich blau und glänzend wie eine wunderbare Zukunft das Thor des Aethers auf. Mit der Streitart hieb er sich Bahn, die junge Eiche borst vor seinem Fußtritt, das Wild aber spielte ruhig fort auf den Weideplätzen. Er rastete unter Brombeersträuchern, Kühlung, Ruhe und Speise zugleich genießend; der Bach gab ihm die schäumende Milch seiner donnernden Fälle. Wohl hätte ein andres Herz gebangt in der schauerlichen Einsamkeit, aber Konrad ging sorglos seinen Weg und grüßte Blumen und Thiere an denen er vorbeikam. Als der Mond aufging, sah er die drei Tannen auf dem Berge, mit sinkender Kraft strebte er hinauf und ruhete da zu Nacht; ihn wiegte auf weichem Moose der aus den Thälern dumpfrauschende Wald in festen Schlaf. Doch ließ die Thatkraft ihn nicht gar lange feiern; als die Sonne kam, hatte er schon die Quelle des Baches gefunden, und stieg auf dessen abgewaschenen Felsquadern hinab, immer der Sonne entgegen, die nach dem Mittag hin ihren Lauf hub. Aber der Weg wurde beschwerlicher. Oft brauste neben ihm die hüpfende Flut, oft auch bot nur das Bette des Gießbachs ihm den Weg durch enges Felsengeklüft; er lief mit der Welle um die Wette, aber sie kannte ihren alten Weg besser und ließ ihn spottend zurück. Mattigkeit faßte ihn, oft und öfter mußte er rasten; und so heiß die Sehnsucht nach den neuen Menschen ihn vorwärts trieb, es wurde wiederum Nacht, ehe er das tiefste Thal erreichte. Da trat ein mächtiger

Fels ihm entgegen, vor dem der Bach in einen tiefen klaren See sich zusammendämmte; aber unter dem Spiegel des See's gohr es donnertönig, Schaum quoll empor, und Konrad sah, daß durch einen dunkeln Riß in grauser Tiefe der Bach sich fortwühlte. Das also war der Ort; hier ging der Bach in Felsen verloren, hier mußte der Bruder weilen. Der Mond kam — ach, er beschien nur Bäume und Felsblöcke. Nirgends eine Spur der tilgenden Menschenhand; in unberührter Jungfräulichkeit, streng und herbe, schaute die Waldlandschaft den Sehnenden an. Ein mächtiger Schmerz zerwühlte seine Brust; es war die erste Täuschung, die erste Ahnung eines unermeßlichen Verlustes, die dieß junge Leben durchschnitt. Er drückte die heiße Stirn an den Fels, und zog sie zurück, als er die feuchte Steinkälte empfand; er preßte sich mit dem pochenden Herzen an einen Baum, und mußte ihn fahren lassen, denn ein abgebrochener Zweig drückte sich rauh und schmerzend wider seine Brust. Der Fels aber zeigte ihm im scharfen Nordlicht sein Riesenhaupt wie die Züge eines verzerrten hohnlachenden Angesichts.

Da fiel ihm ein, daß besser, als er, der Bach den Weg wisse, der aus dem Gebirg zu Menschen führe. Denn er gedachte, wie auch der alte Kapellan immer dem Bache, der sein Thal durchfloß, gefolgt sey und ihm dann von der großen Stadt erzählt habe mit den vielen Menschen und Häusern und Kirchen darin, und von dem Flusse, der den Bach dort unten aufnehme.

Ach der Arme, er wußte nicht, daß noch viele Tage lang der Bach zu fließen hatte, ehe er den Rand des unermeßlichen Waldes erreichte: sein Sinnen ging dahin, den Bach hinter dem Felsen wiederzufinden. Das Gestein war unersteiglich; schon auf den ersten Stufen glitt ihm der Fuß aus. Also wollte er den Felsen umgehen und wandte sich ins tiefere Thal durch eine weite Kluft hinab. Nicht weit kam er, da hörte er schon zur Seite abwärts lautes Rauschen, und sah tief unter sich eine uralte Eiche ihre saftigen Wipfel hoch über das niedere Holz ins Mondlicht strecken. Der gewaltige Wuchs des Baumes, wie er noch keinen gesehen, bekundete die Nähe des Wassers; dorthin stürzte der ersehnte Bach aus dem verschlossenen Felsen hinab.

Hochwald nahm den Jüngling auf, unter den mächtigen Bäumen kam kein junges Reisholz fort. Also ging er mit unbehindertem Schritte voran, und begann sein Lied zu singen:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!

Da faßte es ihn mit einem wunderbaren Schauder, als würde Alles Wahrheit, was er oft überschwänglich sich geträumt. Aus den Bäumen schimmerte ihm ein Wasserspiegel entgegen, der ungeheure unten geborstene Eichbaum nahm ihn in seinen Schatten, er trat auf einen weiten grünen Rasenfleck. Aber vor ihm, wo

der Bach in schäumendem Sturz sich brach, stand grell vom Mondlicht beleuchtet im Fall der Tropfen eine Gestalt. Sein Blut starrte, sein Herzschlag stockte, er meinte zu sterben, aber sein Geist jubelte durch alle seine Schrecken hindurch — es war, was er ersehnte, es war ein Weib. Ihr nasses Haar lag um die regungslose marmorweiße Gestalt, es war ihre einzige Hülle; ihre herzverzehrenden Augen ruheten wandellos auf dem Jüngling. Der Staubbach übergoß den wundervollen Leib mit einzelnen Tropfen und schlang um das Haupt als Diadem einen Mondregenbogen; um den schönen Fuß schmiegte sich die langsam verrinnende Welle. Kein Schimmer der Röthe durchflutete das zauberhafte Bild, als der Jüngling vortrat und nun selbst sichtbar im Scheine des Mondes dastand; nur ein Lächeln schwebte zwischen den braunen Schlangen des prächtigen Haares über das weiße Gesicht.

Kaum fand der Jüngling seine Sprache; er rief mit zitterndem Tone: Wer bist Du?

Das Weib erbebte und neigte sich, also daß ihr Haar die ganze Gestalt verbarg. Wer hat Dein Auge geöffnet, Sterblicher, daß Du mich zu schauen vermagst? Geh Deinen Pfad ungefragt, und laß mich meinen Brüdern Mond und Bach; es thut Dir und Deiner Sippe nicht gut uns zu schauen.

Du stößest mich von Dir, rief Konrad mit bitterm Schmerz. Du redest menschlich, und bist doch so kalt wie Wasser und Fels! Ich habe eine Frage an Dich,

doch sage mir zuvor wer Du bist, denn Du lebst und ich lebe auch, wir zwei allein im tiefsten Forst, in grauser Nacht.

Thor! rief sie stolz, weil keiner von Adams Blut Dir hier begegnet, wähnst Du allein zu sein? Lebt nicht dieser Bach und umspinnt er nicht mit süßer Lust meine Schönheit? Lebt nicht der Baum, den Deine Art frevelnd fällt? Schau jene Eiche, sie lebt wie Du, denn ich bin ihr lebendiges Herz.

Und wie nenn' ich Dich?

Meinen Namen weiß, der mich schuf. Ihr Menschen nennt uns, wie wir es euch offenbaren, darum wechselt unser Name mit den Zungen der Völker. Eiche bin ich jetzt genannt; einst war ich im Süden, und ein großer König hat mit Egeria selig geschwärmt.

Also bist Du frei vom Tode?

Ewig wie Du, aber unwandelbar. Doch kenne ich Todesweh. Wenn eure rohe Hand meinen Baum mordet, und seine saftige Krone zum Fall sich neigt, dann verdorrt mit ihm auch mein Herz, und ich schlafe unter Schmerzen ein. Doch o Lust, wenn dann ein junger Frühling meine Brust mit mildem Hauche küßt und das Eis des Herzens löst, wenn ich dann in einem neuen kraftvoll emporstrebenden Baume wieder auferstehe, und tausend Lebensjahre uns auf's Neue sich ausdehnen!

Und was wird Dein Ende sein?

Leben im Born des Lebens, aus dem ich hervorgesprungen bin.

So kennst Du den Einen, Ewigen, und nennst ihn auch Deinen Gott?

Vor Zeiten hieß ich selber eine Göttin, und Roms Jungfrauen brachten mir Trankopfer, denn ich hatte ihrem Könige Weisheit und Gesetz gelehrt. Sie ahnten was wahr ist: ich bin ein Hauch aus Ihm, ein Laut im Donnerchor des Wortes, das er sprach: Es werde! Er liebt uns wie euch, er sendet seinen Thau und seinen Sturmwind, uns zu erquicken, und naht er im Gewitter, so rauschen wir ihm jauchzend entgegen aus allen Zweigen.

Aber weißt Du auch von des Himmels Seligkeit?

Schwacher Thor, rief sie, der mehr Seligkeit braucht als er schon hat! Ich bin selig von Anbeginn. Aber wie möchtest Du das fassen? O wenn im Lenz alle Knospen springen und die leise Blüthe sich erschließt, wenn dann in die wollustzitternden Kelche der Duft des Nachbarbaums schwelgend eindringt und der lange Sommer eine einzige Brautnacht wird, wenn ich drinnen im Marke die Flammenlust jeder einzelnen Blüthe mitempfinde und rastlos aus dem Felsenschooße die feuchte Lebenskraft sauge und in die Wipfel hinauftreibe mit wilder Leidenschaft, wenn dann im Mutterschooß jeglicher Blüthe die Frucht reift und die Eichel sich dem Taglicht entgegenrundet, wenn der ganze Baum bebt in tausendfacher Mutterwonne — armer Sterblicher, geh' und freie Dein Weib zum kurzen Genuß, aber rede nicht von Seligkeit zur Jungfrau des Baumes!

Und wie sie so sprach, da wuchs ihre Gestalt wieder

hoch empor, und der Mond fiel heller auf Stirn und Busen. Der Jüngling schwindelte in Grausen und Lust, doch wuchs ihm der Muth in der Nähe der Gewaltigen. Er fühlte, daß auch in ihm eine Lebensflamme glühte, würdig ein Geisterleben als gleichgeboren zu umspielen. Ein wildes Sehnen zog ihn zu dem schönen Weibe: herrlicher als alle seine Träume stand eine lebendig gewordene Wahrheit vor ihm, er ahnte, daß unter allen Weltgestalten, die wie Schattenbilder in seiner jungen Seele schlummerten, keine diesem Bilde gleichzukommen vermöge. Alles was er von Minne gelesen, Schmerz und Jubel, Tod und Leben, Heldenmuth und Verzweiflung, tobte in ihm, ein entsetzliches Hoffen bäumte sich in seiner Seele empor. Er trat nah zu der Elfin und sprach: Kannst Du lieben?

Da zitterte sie zusammen und flüsterte: Ich habe es gekonnt. Weißt Du von dem Manne, der zweimal gelebt hat, von dem schönen Jüngling aus Athen? Seine Rosse zerrissen ihn, ich fing seine todstöhnenden Odemzüge auf und hauchte sie ihm küssend wieder ein im Haine Aricia's; er lebte auf, und meine kalten Arme rötheten sich von der Glut seiner Leidenschaft. Dann fand mich Numa in kühler Grotte; ein Wassersturz ergoß sich vor dem Eingang, und durch ihn schimmerte mit gebrochenen spiegelnden Lichtern der Tag. Weisheit suchend war er in die Wildniß gegangen, und er fand Weisheit, indem er sich zum Gott umschuf an meiner Brust. Aber auch Hippolytus starb und Numa — nur

wir sind ewig. Ich beschloß, einsam zu bleiben, und wuchs in diesem Walde neu auf, wohin kein lockendes Menschenantlitz dringt.

So hat das Schicksal Deinen Entschluß bezwungen, rief der Jüngling wildbegeistert. Ich bin da, ich lebe, und mein Herz schlägt stark, wie das Herz Derer, die Du vor mir geliebt. Sei mein!

Niemals, sagte sie trübe. Wer uns angehört, der ist in seiner Welt nicht mehr heimisch. Du würdest nicht froh mehr werden draußen unter den Menschen. Wir, die Kinder der Natur, sind ohne Lüge wie ohne Gram, euch geziemt halbes, gedämpftes Licht und die Wehmuth, die zwischen Lust und Schmerz schwankt. Nur wen die Welt grausam betrog, der kann bei uns heimisch werden; wer draußen nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus; kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihr Herz, den läßt sie aber auch nie wieder fort aus ihrer Stille. Du hast ein ander Ziel, Du ringst noch nach That und Abenteuer — gehe hin zu Deinen Brüdern!

Er antwortete: Ich habe sie gesucht und nicht gefunden. Hast Du nie Menschen in diesem Forste gesehen?

Ja, einen Greis und einen Knaben. Sie wohnten dort im Thal unter dem schwebenden Felsen. Nun aber sah ich sie lang nicht mehr. Die Bäume sagen, der Knabe sei fortgezogen in's offne Land hinein.

Und wo find' ich ihn?

Frage die Geister, die seinen wandernden Fuß belauscht haben. In der kommenden Nacht, wenn der

Mond voll wird, treffen sich die Kinder des Waldes auf der Elfenwiese. Dein Auge ist geöffnet, dein Herz muthig: Du magst uns dort fragen.

Wie find' ich den Ort?

Am Kreuz des Todten gehet der Weg, es steht am Bache, dort zieht er rechts durch den Wald nach dem steinernen Mönch, seine Hand weiset Dich zur spinnenden Jungfrau. Wo sie sitzt, da ist die Elfenwiese. Aber eile, denn für einen Sterblichen ist der Pfad weit und wird Deine Kraft lähmen.

Werd' ich auch Dich wiedersehen?

Eiche fehlt nie am Throne der Königin. Aber sprich, ob Du schon gefeit bist? Wo nicht, wehe Dir, wenn Du unter die Geister trittst. Sinnverwirrend blicken aus dunkeln Locken die Tannenjungfrauen Dich an, und wer die Nymphen der Quellen schaut, erblindet. Nur der Sänger mag es ungefährdet, doch nicht ohne die Weihe.

Ich bin Sänger, sprach der Jüngling, aber von welcher Weihe sprichst Du?

Tritt zu mir und schaue mir scharf in's Auge.

Ihm war, wie dem Wanderer, der plötzlich auf einen Felsengipfel vorschreitend, tief im Waldgrunde einen lichtblauen See erblickt, wie sie wohl in ausgebrannten Feuerschlünden sich finden. Da schwindelt ihn; die Tiefe lockt ihn mächtig, als wäre sie ein neuer, schönerer Himmel, er möchte hinabstürzen in den unermeßlichen Abgrund und drunten ein neues Leben suchen. Also auch Konrad, als er in ihr Auge sah: seine Sinne

lösten sich, es war ihm, als würden die Bande seines Denkens gesprengt und eine selige träumerische Verwirrung begänne in seinem Haupte. Da warf die Elfin den Lockenschleier zurück, ihr Busen preßte sich an ihn, sie umfaßte seinen Hals mit den blendenden Armen. Er fühlte den wunderbaren Leib, dessen Formen sich ihm weich anschmiegten, er empfand einen Flammenkuß auf seinen Lippen, sein Auge verschwamm und schloß sich im Rausche niegeahnter Seligkeit — da rann es ihm aus den Armen wie ein Nebelbild, er vermochte die sich Loswindende nicht zu halten, er blickte auf: ein weißer Lichtstrahl schwebte im dunkeln Schatten des Eichbaums und umblitzte den düstern Schlund seines Risses. Die Elfin war verschwunden; der tief im Westen niederschwebende Mond umzog sich mit blutiger Röthe, am Nordhimmel zuckte ein Wetterleuchten. Konrad sank auf den Rasen, seine Gedanken verdämmerten in Wonne und in Schmerz: aber keine Angst war mehr in ihm vor den Schauern der Nacht und dem Halbdunkel des Geisterreiches, in welchem er ja nun heimisch war.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Er vernahm leise, girrende Töne im Walde, es waren die Morgenlaute der Vögel, welche noch halb im Traum ihre Weisen einübten. Mit lautem Rauschen weckten die Bäume einander, um nicht den ersten Sonnengruß zu versäumen. Das Wild sprang über den grünen

Wiesenplatz, um am Sturzbache seinen Durst zu löschen, die Rehkälbchen tranken gierig, denn sie hielten den weißen Schaum für Milch. Die Sonne kam: in sieben Farben glühete der Bogen des Wassersturzes, der im Mondlicht als bleicher Kranz Eiche's Haupt umzogen hatte. Die Gegend war so wohlbekannt und doch wieder so ganz verändert, daß Konrad nur mit Mühe seine Erinnerungen ordnen konnte: fast brannte die helle Morgensonne sie aus seiner Seele weg. Nur die drei Worte standen noch lebhaft vor ihm, an denen er den Weg finden sollte: das Kreuz des Todten, der steinerne Mönch, die spinnende Jungfrau. Er raffte sich auf, dem Bache nachzugehn. Bald sah er einen überhangenden Felsen, vor ihm eine Waldlichtung und einen Plankenzaun, ähnlich wie sein eigener früherer Wohnsitz gewesen war. Hier also hatte der Bruder gewohnt. Nun aber war das Gehege öd' und wüst, durch eine vermorschte Planke gingen die Edelhirsche aus und ein, und weideten die grünen Kornhalme ab. In der Felshöhle lag mancherlei Geräth, mit Kohle waren fromme Lieder und kecke Reitersprüche an die Wand angeschrieben. Konrad stellte sich vor, wie schmerzlich sein Schicksal sei, das ihn so nah am Ziele vom Gefährten seines Racheamtes schied, aber er vermochte dennoch keinen Schmerz zu empfinden. Er dachte daran, wie sein Bruder ihn vielleicht suche in weiter Welt oder gar im öden Forst, aber es that ihm nicht leid um ihn. So heiß er gestern nach ihm sich gesehnt, so todt war heute

diese Empfindung. Auch die Welt lockte ihn nicht mehr, er war wie abgestorben gegen alle Gefühle und Ahnungen von Glück und Ruhm, die gestern in ihm gestrudelt. Nur dem Walde und dessen Geistergewalten fühlte er sich hingegeben und verfehmt. Mit seiner eignen Kälte grollend, verließ er den Ort und trat seine Wanderung dem Bach entlang an.

Das Kreuz des Todten schimmerte ihm entgegen, er las die uralte Schrift: sie besagte, daß lange vor Kaiser Karl Heiden hier einen Mönch ermordet und ein späterer Einsiedler dem Glaubensbruder dies Zeichen gesetzt hatte. Der Jüngling jauchzte bei dieser schauerlichen Erinnerung, denn sie sagte ihm, daß er auf rechtem Wege sey. Vom Kreuze zog sich ein Felsgrund, auf dem kein Grün Wurzel fassen konnte, rechts am Berge aufwärts, dem folgte er. Da schwebte hoch über ihm eine fürchterliche Steinmasse, braun von Moos und Wetterschlag, die Sonne lag mit vollem Glanze darauf, und ihre scharfen Schatten malten menschliche Züge auf das rauhe Gebild. Es war der steinerne Mönch. Seine Augen starrten in die Ferne; ein Mooskranz umzog, einer Tonsur gleich, seine Scheitel; oben unter dem Blocke, der das Haupt bildete, hatte sich eine Eiche zwischen Nacken und Rumpf eingewurzelt; sie war verdorrt, und ihre fünf Aeste ragten als knöcherne Fingerspitzen des Riesenarmes in die öde Felsgegend hinaus. Sie wiesen Konrad die Richtung: es ging steil bergabwärts von dem kahlen Felsenhaupte hinunter in lachende

Thäler. Auf einmal sah er rings um sich Kreise niedergetretenen Grases, die sich alle nach Einer Richtung hin verschlangen und zierliche Windungen um die Bäume machten: daran erkannte er, daß er in's Gebiet der Elfen und auf ihren Tanzplatz eingetreten sey. Da rastete er nach langem Marsch unter Buchen und Strauchbeeren; noch war es lange bis zum Aufgang des Mondes, auf ferner Höhe strahlte der steinerne Mönch noch im schaurigen Purpurglanz, von der Abendsonne umflutet. Dunkler und saftiger war hier im tiefen Thal das Grün der Bäume, mächtiger dufteten die Waldblumen, tief im Busch lockte eine Nachtigall. Er raffte sich von Neuem auf, noch wenige Schritte durch den Wald und er sah im Dämmer des abendlichen Thalgrundes die spinnende Jungfrau vor sich. Er wollte sie anreden: da erst sah er, daß es eine Täuschung war. Keine lebendige begrüßte ihn: eine Tanne war es nur, die der Sturm so seltsam geknickt, daß sie ein lebendes Bild schien. Auf dem Stumpfe saß mit lodernden Augen eine entsetzliche Wildkatze, von den Elfen hierhergebannt, um den Platz bei Tageshelle zu hüten. Das Thier sträubte seinen gelben Bart dem Jüngling entgegen und blies ihn an; er trat zurück, weil er sich scheute, das den Geistern geweihete Thier auf der heiligen Stelle zu beschädigen.

Nun zog die Nacht herauf und mit ihr der Mond. Die Stunde erfüllte sich, welche Eiche ihm angesagt hatte. Alle Zeichen waren eingetroffen, er hatte an

ihnen die Bestätigung, daß kein Traum ihn geäfft. Die Schatten wurden dunkler, schärfer, das Mondlicht silberner, kein Vogel schlug mehr. Aber fern aus dem Wald klangen Glöckchen her, die eine lustige Tanzweise anschlugen. Bei diesem Tone sprang die Wildkatz vom Stamme herunter und lief in den Wald, denn sie wußte, daß ihr Amt nun vollendet sei. Das fröhlichste Schauspiel bot sich dem Jüngling dar. Der ganze Wald funkelte von kleinen Lichtern, die durchs Moos gehüpft kamen. Die kleinen Mooselfen waren die ersten auf dem Platze, weil sie den großen Waldgeistern das Haus in Ordnung halten und zierlich aufputzen. Spinnweb war ihr Kleid, das hatten sie mit Blumensäften bunt gefärbt; die Weibchen trugen Königskerzen, deren gelbe Blumen ihre Lichtspiegel waren, in die Blüthenstengel hatten sie Leuchtkäferchen festgeknebelt, die mit unwilligem Freiheitszorn doppelt hell leuchteten; die kleinen Männer aber hatten Wachskerzen gemacht aus Wachshöschen, die sie nach tapferm Kampfe den Bienen von den Beinen abgezogen, oder auch düstre Pechfackeln von dem Harz, das sie aus Ameisenhaufen zu mausen pflegen. Das funkelte nun wunderprächtig, blau die Johannisfünkchen, weiß die Wachsflammen, und das Harz glutroth. Damit tanzten sie nach ihren Glöcklein durcheinander, daß sich rothe und blaue Kränze verschlangen und weiße Sterne dazwischen aufblitzten und schlängelnd sich wieder auflösten, oder Kornblumen künstlich sich bildeten und weiße Rosen oder rothe Mohn-

kelche dazwischen gaukelten. Mit diesem bunten ewig wechselnden Farbentanz bedeckte sich wohl die Hälfte des offnen Wiesenplatzes. Denn dieser kleinen Elfen sind gar viele, und warum? Sie haben so manche Geschäfte, daß man's kaum glaubt. Wenn eine Blume zu schwach ist ihre Knospe zu sprengen, da kommen sie mit den kleinen Fingerchen und helfen ihr. Wenn ein Räupchen in den Bach fällt, Gott was gibt das für Arbeit! Dann rudern sie auf Aestchen hin und stoßen es mit Binsenhaken an's Ufer. Wenn ein Käfer auf dem Rücken liegt und nicht mehr auf kann, da hebeln und rücken sie nach Leibeskräften, hernach hängen sie sich auch wohl zu zweien, dreien an so einen recht dicken Schröter, und er muß sie brummend hoch in die Luft mitschleppen. Aber so lustig ist die Arbeit nicht immer. Da steckt vielleicht ein Keimchen unterm Moos, das nicht aufkommt, weil es keine Sonne hat. Ach da müssen sie oft zu Dutzenden Tage lang auf einem Strauch sitzen und die Blätter zurückgebogen halten, daß der Sonnenstrahl durch kann. Freilich zu diesem anstrengenden und mühsamen Dienst werden nur die verbraucht, welche sich ein Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, als zum Beispiel wenn einer bei einem Rettungsaufruf zu spät kommt, oder im Gasthof zur Rose eingekehrt ist und sich im süßen Dufte so stark berauscht hat, daß die andern kommen müssen, ihn herauszuschütteln und zu Hause ordentlich ins Moosbettchen legen. Das sind aber nur die außerordentlichen Geschäfte;

ihre tägliche Arbeit ist, daß sie das Wasser des Regens und Thaues in alle die kleinen Blumen- und Mooskelche tragen, die unten am Boden stehen; da bleibt denn das Wasser länger stehen und duftet kühl hinauf. Ohne dieß könnten ja all' die schönen Eichen und Buchen nicht wachsen und müßten in der Sommerhitze verdorren. Deßhalb werden sie auch, so klein sie sind, von dem großen Baumeister sehr geehrt und haben überall den Vortritt, und weil sie doch am Tage so fleißig sind, kann man ihnen wohl das Tanzen des Nachts vergönnen, denn wir Menschen wollen auch einmal im Jahr Kirmeß haben und Sonntag Abend unsern Hopser tanzen, und sind doch lange nicht so fleißig wie sie. Nur die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen machen sich wenig aus dem kleinen Gesindel, denn sie brauchen das Wasser nicht so nöthig und sind zu ernst und düster, um an den Spielen der Zwerglein Gefallen zu haben. Auch streuen sie ihre Nadeln unter sich und legen also den Elfchen Fußangeln; darum wirst du selten im Tannenwald blühendes Moos und feuchten Grund und grünes Laubwerk am Boden finden.

Wie nun diese Elfen allmiteinander auf den grünen Platz gekommen waren, da bildeten sie zwei große gebogene Reihen, welche wie ein Regenbogen vielfarbig im Grase schimmerten. Und durch die Reihen zogen die Schaaren der größern und mächtigern Geister herein. Die Bachkönige rauschten im silberweißen Gewand daher, eine blitzende Krone von Kieseln um's

Haupt; hinter ihnen die schwarzen, rothen und braunen Felsriesen mit steinernen Hämmern; damit schlagen sie die Felsen aus einander, daß ihre Geliebten, die Baumjungfrauen, ihre Wurzeln in die Spalten treiben können. Nun aber kam das Allerschönste. Die Baumweibchen schritten herbei. Zuerst hellblond mit schlankem Wuchs und weißem Silbergewand die Birkenelfinnen, holdseligen aufblühenden Kindern gleich; neben ihnen noch viel schlanker die Pappeln, welche ihr Plaudern und Flüstern auch jetzt im feierlichen Aufzuge nicht lassen konnten. Dann kam die Königin des Forstes, die Rieseneiche, die Bewohnerin eines Baumes, den nie ein Menschenauge geschaut hatte; denn er stand mitten im Walde auf unzugänglichem, von Bachgeistern streng bewachten Felsen. Neben ihr sah Konrad das geliebte Bild wandeln, das ihn gestern an den schwellenden Busen gedrückt. Auch heute wallte das braune Haar bis zum Knie nieder, aber es war in schmucke Zöpfe geflochten; ein dunkelgrünes Kleid umrauschte die Glieder, welche ihm gestern die Wonne eines kurzen Augenblicks geschenkt hatten. Konrad merkte wohl, daß sie eine der adlichsten Frauen unter Allen war, denn die Andern neigten sich scheu vor ihr, und als die Königin sich inmitten des Platzes auf den Thron setzte, den vorher das Waldungethüm bewacht hatte, da trat Eiche ihr zunächst. Aber noch war der Schwarm nicht zu Ende. Die Tannenjungfrauen und Fichtenmädchen erschienen; ihr Anblick war grausig und doch zauberschön.

Im schwarzen Gewand zogen Jene, leicht in Biegung und zierlich, schlank und gelenk; ihre Augen loderten von wilder klagender Glut, das schwarze Haar glänzte wie Metall im Mondlicht. Aber im rothen Brustpanzer hüpften die Fichtenmädchen daher, Fackeln vom Harz ihrer Bäume in der Hand, welche ihr Antlitz mit loderndem Roth übergossen, das Haar dunkel, doch von lichtem Purpurschein durchblitzt. Vor ihnen schauderte der Jüngling im tiefsten Innern zusammen; wenn sie lachten, blitzten Flämmchen aus ihren Augen; wenn sie sich berührten, so loderten ihre Nadelkronen, und aus allen ihren Spitzen glommen Funken hervor. Diese können auch niemals einen Menschen lieben; er würde, von dem ersten Kusse versengt, in ihren Armen verstöhnen. Man sagt aber, daß sie gern unter den Bergriesen sich die Geliebten wählen und so wild ihre Wurzeln in deren Brust schlagen, daß selbst diese Starken in ihren Fugen sich lösen und zusammenbrechen. Zuletzt von Allen kamen aber als Hausmütterchen gar nett und zierlich angethan die Linden hergetrippelt; die hatten weite helle Kleidchen an und thaten ganz vertraulich. Eine aber nickte gar dem Jüngling einen freundlichen Gruß im Vorüberziehen zu; denn das sind sehr leutselige Bäume und wohnen gern, wo Menschen und zahme Bienen sind, am liebsten auf Marktplätzen und an Dorfbrunnen. Da geben sie den Liebenden einen dunkeln heimlichen Platz zu Nacht, der Schultheiß ruft da des Morgens die Bauern und der

Hirt das Vieh zusammen, auch ruhen in dem Schatten die Schnitter gerne zu Mittag. Das lieben die guten Linden, denen es da besser zu Muthe ist als im wüsten kalten Forst; aber die Schwestern, welche die andern stolzern Bäume bewohnen, spotten sie oft dafür aus.

Wie nun Alles sich um den Thron der Königin gestellt hatte, da rauschte aus der Waldnacht ein Schwarm Nachtigallen herbei, die setzten sich auf einen Baum, wo man sie nicht sah. Hoch aus der Luft kam eine ganze Wolke von Maikäfern, die brummten einen tiefen Baß, als wenn sie verdrießlich wären, daß die Geister sie zu ihrem Dienste zwängen mitten in der Nacht, wo Menschen und Maikäfer am liebsten schlafen. Im nassen Moose hörte man Unken und Glockenfröschchen ihre Stimmen einüben. Die Elfchen aber schlugen auf ihre Glöcklein; das klang in den Maikäferbaß und die klagenden Alto's der Nachtigallen wie ein heller lustiger Bubendiskant. Alles war in Stimmung; da trat ein großer Specht mit ehrsamen Schritten hervor und stellte sich vor einen glatten Eichenblock, der da lag. Zuerst hub er den Schweif auf und machte eine zierliche Reverenz vor der Königin; dann schaute er sehr stolz und herrisch zum Orchester hinauf, rechts und links, erhub seinen Kopf, nickte dreimal, und schlug zum viertenmal kräftig mit dem Schnabel auf den Klotz, also daß man wohl sah, er müsse ein ausgelernter Kapellmeister seyn, weil er so viel Spektakel und Wesens beim Dirigiren machte. Da ging alsbald die Musik los, daß Konrads

Herz jubelte; denn wir Menschen hören immer nur, wie die Thiere solch Konzert einstudiren, jeder für sich, die Nachtigallen ihre Soli, die Maikäfer ihre Chorstimmen, aber so recht zusammen vernehmen es nur die Geister, und zu Zeiten die Sänger unter den Menschen, welche gefeit sind wie Konrad; und die können's denn den Waldsängern auch nachthun. Da nun die Geister das vernahmen, traten sie an den Tanz; die Felsriesen schwangen sich mit den Tannenjungfern, die Bachkönige mit den Eichenmädchen und Pappeldirnen. Leise ging anfangs der Tanz, aber der Specht schlug stärker und schleuniger, die Nachtigallen nahmen ihre blitzenden Gänge hinauf und sprangen dann in ihre tiefsten Brusttöne hinunter, die Gewänder der Mädchen rauschten, lockender läuteten die Elfenglocken, und durch alles lichte Tönen und Klingen wogten tiefe markverzehrende Laute ungewiß und bebend aus der Höhe, die der Nachthauch auf scharfgezackten Felsen orgelte. Konrad schwindelte, ihm war, als klinge drinnen seine ganze Seele in zitternder Wollust mit und müsse zerspringen. Da trat mitten aus dem wogenden Reigen ein Lindenmütterchen auf ihn zu, dasselbe, das ihn vorher so freundlich gegrüßt hatte, und streichelte ihm Haar und Kinn. Schau, mein Sohn Konrad, sprach sie, was Du hübsch geworden bist! Hab' Dich wohl gekannt als Wickelkind, bin ja die Linde im Schloßhof Deiner Väter, hast oft unter mir gespielt, gelt, und mich lieb gehabt; bist ja ein Sonntagskind und fühlst, wo Geister

sind. Hab' Dich aber auch lieb, mein Goldjunge, bin oft Nachts aus meiner Rinde geschlüpft und habe den süßen Duft aus meinen Blüten über die Wiege gesandt, davon bist Du auch so gesund und hold und hast Wangen wie Milch und Blut. Und wart nur, die alte Linda vergißt ihre Schützlinge nicht, wart nur, wart nur. Ehe aber der erstaunte Jüngling antworten konnte, trippelte sie schon wieder fort, und er sah sie in freundlichem Geplauder mit der Königin reden, die in ernster Pracht auf dem Throne saß und auf das Getümmel schaute; auch Eiche stand bei ihr und tanzte nicht. Das Antlitz der Königin ward dunkel wie Nacht, ihre Augen flammten auf Konrad hinüber; sie gab dem Specht einen Wink. Der schlug leiser auf seinen Block; im Girren erstarb Klage und Jauchzen der Nachtigallen; die Käfer flogen einer nach dem andern davon, so daß der Chor immer schwächer wurde; ein Glockenfrosch ließ die Tanzweise in eine langathmige Fermate auslaufen. Die Geister traten an ihren Platz zurück, die Königin winkte Konrad vorzutreten und sprach:

Ihr Getreuen, unsre liebe Vasallin Linda hat uns unerhörten Frevel aufgedeckt, der im Bereich unsrer Herrschaft geschehen ist und täglich geschieht. Dieses Jünglings Schloß hat ein Räuber in seiner Faust: das Schloß steht in unserm Bann. Wir weichen dem Geiste des gerechten Mannes, der in Weisheit die Welt beherrscht; aber wenn der Frevler in unsre Grenzen eindringt —

Wild brausten die verworrenen Stimmen der Waldgeister hervor; wie ferner zürnender Donner scholl ihr unwilliges Murren.

Ihr kennt das Gesetz, fuhr die Königin fort. Wo die Schuld wohnt, da üben die Geister der Natur das Zerstörungsrecht, das uralte, heilige, und auf den Trümmern des Hauses, in dem der Fluch gewohnt, webt der Wald seinen sühnenden, blutbedeckenden Teppich. Jüngling, Du wirst die Rache schauen am Mörder Deines Vaters!

Konrad neigte sich tief. Ihr Mächtigen, sprach er, verkündet mir noch Eines. Wo ist mein Bruder?

Er ging unter meinen Rippen durch nach Osten, antwortete ein Felsenriese.

Ich sah ihn über die Wiese gehen, weit von hier, am Waldsaum, flüsterte eine Pappel.

Daß weiß ich am besten, sagte Linda: er kam Abends als Bettler gekleidet in Roberts Schloß und weinte auf meinen Wurzeln. Mit Hunden ward er von seinem väterlichen Erbe gehetzt. Er ging knirschend in's Land, hinauf am Mainstrom.

Ich weiß auch wohin, sagte eine Birke aus dem fernen ebnen Lande. Unter mir ruhete er und rief mit Thränen: Ich will zum Herzog Konrad im Frankenlande, daß er mir Recht schaffe.

Wohlan, rief die Königin, so ist nicht Zeit zu verlieren, damit kein Sterblicher der Rache der Geister zuvorkomme.

Wann tanzen wir in Wolken und sausen im Sturmwind? fragte eine Stimme.

Morgen, wenn der Mond erlischt, gab die Königin zur Antwort. Jüngling, laß alsdann dein Auge wacker sein. Linda, sei Mutter über ihn.

Da faßte die Linde den Jüngling freundlich in ihren Arm und rauschte mit ihrem Gewand ihm sanften Schlummer zu. Seine Kraft sank zusammen: vergebens spornte er sein Auge so lang als möglich, um Eiche nicht aus den Blicken zu verlieren, zu mächtig war der Wille des Geistes, in dessen Arm er ruhte. Vor seiner Seele verschwammen die bunten Bilder der Nacht; er hörte fern und ferner die Elfenglocken verklingen, das Morgenrauschen ging sonnenverkündend durch den Wald. Noch einmal zwang er seine Wimpern: der Platz war leer, die Wildkatze schlich wieder auf ihren Wachtposten, er selbst fühlte sich in die Luft gehoben und vom Zugwinde kühl umspielt; der Schlaf fiel bleiern auf seine Sinne.

Wohl ist es selig im Arm der Geister zu rasten! Wir ahnen's oft, wenn wir zu Mittag in Feld oder Forst unter einem kühlen Baume ruhen, und das wache Leben mit seinem arbeitenden Gebrause vor dem geschlossenen Auge verdämmert, drinnen aber die Zauberwelt des Traumes sich erschließt! Die Geister der Fluren und Bäume umgaukeln uns dann, und malen sich in blassen Bildern des Traumes in unsrer Seele. Wenn wir erwachen, haben wir ihrer vergessen; doch in ahnender Erinnerung lächelt noch das innerste Gemüth,

und wir gehen neugestärkt dem thauigen Abend entgegen. So fühlte sich der Jüngling, als er in der folgenden Mitternacht die Augen aufschlug: in dem langen Schlafe waren die Mühen der vorigen Wandertage so ganz hinweggebannt worden, daß es ihm schwer wurde, sich auf's Vergangene zu besinnen. Er fand sich auf einem Abhang, von wo ein weiter Blick in's ebne, baumlose Land sich aufthat: unten wand sich ein glänzender Strom, es war der Main. Zu seinen Füßen lag auf sanftem Abhang die Burg, ihre festen, zinnengekrönten Thürme standen dunkel gegen den mondhellen Nachthimmel, auf dem höchsten schimmerte wie ein rother Stern die Laterne des Thürmers. Wie ein Blitz durchfuhr den Jüngling die Erinnerung: er stand an derselben Stelle, von wo er vor zehn Jahren den Brand seines Erbes geschaut hatte. In lautes Weinen ergoß sich sein Gefühl; mit den Thränen quoll ihm jeder Groll fort, er hätte die Stätte segnen mögen, welche doch das Blut seines Vaters getrunken hatte. Ach er empfand es, daß dieß Schloß und das schöne Thal drunten nicht mehr seine Heimath sey, seit der Wald sein Herz gefangen hielt und Eiche's Zauberkuß ihn gefangen hatte. Er hätte gewünscht, daß die Mondnacht friedlich fortdämmern möge über Burg und Land und Allen, die darin schliefen; alle Rachegedanken waren in ihm erloschen. Aber die Geister sind nicht so wankelmüthig wie die Sterblichen.

Vom Walde her, der über ihm in schwarzem

Schatten dalag, kam ein Rauschen wie ein leiser Windstoß; es umpfiff die Zinnen der Burg, und tief unten plätscherte der Strom lauter unter seinem Stoß. Wie Nachtvögel flogen schwarze Wolken auf und deckten, erst für Augenblicke, dann nicht mehr weichend, die Mondscheibe: nur ein unheimliches, schwefliches Leuchten, das in ihnen zuckte, ließ manchmal die Landschaft in grellem Licht erscheinen und nur hoffnungsloser in Finsterniß versinken. Lauter, wilder wurde Sturm und Waldesrauschen; die Geister naheten. Ueber Konrads Haupt schwebte eine düstre Tannenjungfrau mit leuchtender Harzfackel dahin, neben ihr Eiche. Furchtbar sah die Geliebte aus. Ihr Antlitz glomm von dem Scheine der rothen Fackelglut, ihr Auge war groß und streng vorwärts gerichtet, die vollen Lippen zusammengepreßt, in ihrem wellenschlagenden Haare spielte der Sturmwind. Das weite Gewand umflog sie, von seinem Zuge wurde der Jüngling fast niedergeworfen. Das grause Paar kreiste über der Burg, die Tannenjungfrau schleuderte ihre Fackel auf das Holzdach des obersten Thurmes. Ihnen nach schwebten die Schwestern, Harzblöcke fielen auf die Fackel nieder, Eiche fächelte den Brand in sausendem Fluge. Die Geister verschwebten in dem dunkeln, blutigen Feuerqualm, der wirbelnd in die Höhe schlug. In der Burg regt' es sich, das Horn des Thürmers klang, verworrener Weheruf tönte herauf; aber der Sturm kam immer tobender vom Walde herab und verschlang höhnend die schwache Menschen-

stimme in sein entsetzliches Lied. Ein Jauchzen scholl im tiefen Forst — dann ein Krach, als börste die Erde — und abermals Jauchzen. Bebend blickte Konrad empor. Im Schein der Flamme sah er ein lachend verzerrtes Riesenhaupt und zwei eherne Arme auf dem höchsten Gipfel: es war der Berggeist, der einen ungeheuern Felsblock aus der Brust der Erde gerissen hatte. Leicht wie einen Ball warf er ihn die Höhe herab, von Zacken zu Zacken hüpfte zerstörungslustig die gewaltige Masse und sprang vom letzten Felshaupte in weitem Schwung gegen den brennenden Thurm herab. Vor dem Wurf des Geistes brach das feste Werk des sterblichen Armes donnernd zusammen; der Block hüpfte fort und schlug platschend in den Strom, der Thurm aber brach über den weiten Burghof nieder und goß sein Flammenmeer über die tieferen Gebäude aus. Durch das Prasseln der Flamme scholl Wehegeheul — es verhallte in Todesröcheln. Nur Ein Mann lebte noch; er riß die Pforte des Zwingers auf und klomm mit dem Sturme kämpfend den Pfad zum Berge empor, wo Konrad stand. Da trat Eiche neben den Jüngling. Dein Werk beginnt, sprach sie, dieser Mann ist Robert. Und bei dem Worte kochte es auf in Konrads Brust; Robert war ihm schon nahe und suchte den Schutz des Waldes gegen den Wind, der ihn ins Thal hinabzuschleudern drohte. Donnernd rief er in die Nacht hinein: Wer widersteht dem Element? Gebt mir einen Mann von Fleisch und Blut! Da sprang Konrad vor, die Streitaxt in der

Hand. Du hast Deinen Wunsch, rief er, zieh Dein Schwert, ich bin der Sohn Deines gemordeten Herrn. Da jauchzte der wilde Räuber auf und sprang wider den Jüngling. Dem aber quoll das Blut lustig in den Adern, da er nun zum erstenmal einem Feinde gegenüber stand. Durch die Nacht zischten die Hiebe; aber der stärkere Mann war in seinen Sinnen verstört, der Unbewaffnete wich ihm aus und traf ihn mit der Streitart auf's Haupt: er taumelte zurück und rollte den Abhang hinab. Die Burg lag in Trümmern, nur die äußere Ringmauer stand noch und ein Rest des Thurmes. Da schrie es laut aus den Lüften: Hülfe, Rettung! Unsere Schwester Linda leidet Noth vom Feuer, zu Hülfe, Bach und Wind! Fern im Gebirg dröhnte es abermals; der kleine Bach, der friedlich zu Konrads Füßen floß, wurde größer und schäumte wild in seinem Gleise herunter. Bald folgten haushohe Wogen, alle Bachgeister des Waldes schüttelten von ihren Flügeln Wasser in ihn herab. Plötzlich erschien ein neues Wunder. Auf einem Wogenroß, roth und wild, seine Mähnen gekräuselter Schaum, ritt der König des Bachs vorbei, vor ihm her Stein und Felsgeröll, sein Bart wallte in die Flut hinein, eine entwurzelte Tanne hielt er als Lanze eingelegt und spornte das Roß gerade gegen das obere Thor des Zwingers. Vom ungeheuern Stoß brach das Thor und ein Theil der Mauer, triumphirend hielt der König seinen Einzug. Eine Dampfwolke erhub sich im Kampfe von Glut und

Flut, die Wellen schoben die zischenden Balken, die rauchenden Mauerstücke zum Abhang und stürzten mit ihnen siegesfroh zum Main hinunter. Der Sturm ließ nach, vom Osten begegnet' ihm ein himmelentfaltender scharfer Hauch, der Mond that seinen Wolkenschleier ab, gegen Morgen dämmerte es. Die Geister waren verschwunden; auf der Stelle, wo das Schloß gestanden, ragte nur noch die Linde zum Lichte empor, und kühlte sich mit leisem Rauschen von den Gefahren und dem Qualme der Nacht: der Bachkönig hatte nur sie in seinem grimmigen Angriff verschont. Zum Jüngling aber, wie er so schmerzlich träumend über das Vatererbe hinsah, das nicht mehr war, trat Eiche; sie umfaßte ihn und sprach: Sieh mich noch einmal an, wie ich Dich ansehe, damit ich sagen kann: so sah er aus. Das wache Leben ruft Dich. Gehe dort hinab, da liegt Frankenland; Dein Bruder wird Dir begegnen. Du wirst mich vergessen, denn nun sehen wir uns nie wieder. Sie küßte ihn auf den Mund, und er stand verlassen und einsam auf dem Felsgipfel, vom Morgenroth umflossen.

Hörnerklang und Harnischgerassel, Rossestrab und gebietender Ruf der Führer bei den Fähnlein! Das stille Mainthal belebte sich, und als der Morgen die Decke der Nacht emporhub, da schimmerte über dem Strome der reisige Zug. Auf dem Berge, wo jetzt das Schloß von Wertheim steht, flatterte ein goldner Aar

über einem bunten Zelt, und an dem Zelt zog eine blanke Heerschaar von Fußknechten den Bergpfad herunter, anzuschauen wie ein gewaltiger Schuppendrache, der durch eine Felsschlucht sich hinabwindet. Ihm begegnet durch's Thal der Tauber, die allda mit wildem Rauschen in den Mainstrom hineinstürzt, der Schwarm der Reiter, und wie beide Züge unten im Grunde zusammengekommen waren, da lüfteten sie ihre Helme und schlugen Zelte auf und machten allwärts ihre Feuer an; die Rosse aber gingen weiden in dem Gras und Schilf, das dort am Ufer wuchs. Ich sage dir, hätte dich der Traum einmal aus unsrer friedlichen Zeit hinausgehoben in jene Tage und oben auf den Felsen gestellt, und du hättest all die alterthümliche Waffenpracht gesehen und die starken Rosse und die herrlichen Männer, du hättest gestaunt, wie Konrad staunte, und jeden neuen Gepanzerten mit Jubelruf gegrüßt. Ja, da lag sie nun vor ihm, die ersehnte, die reiche, farbige Welt, dicht unter ihm das lustige Treiben, von dem er nur durch den Strom geschieden wurde, weit dahinter aber ein nebelndes, sonnenbeleuchtetes Land, einsame Kirchlein auf ragenden Höhen, in allen Thälern aber Mühlen und Dörfer: das weite blühende Gefild, das man Frankenland heißt, geglättet und geschmückt durch die arbeitsame Menschenhand, nicht einfärbig und düster, wie der Spessart, der ernste Hüter seiner Jugend. Es war Alles, Alles, wie der Kaplan es ihm erzählt hatte, wie er selbst aus seinen Kindestagen sich der Gegend erinnerte

— ach, und doch wieder Alles so ganz anders, als er's in seiner Seele trug! Doch bald war sein Staunen gebrochen durch ein tiefes, sehnsüchtiges Schmachten in seinem Innersten: es waren ja Menschen, seine Brüder, die er dort unten sah. Wären sie nicht gekommen grade an jenem Morgen, wer weiß, ob er nicht in seinen Wald zurückgegangen wäre zu Eiche oder zu seiner Siedelei: nun aber zog eine freudige Angst seinen Fuß von der öden Höhe in's Thal hinab. Drunten traf er mehrere Knappen: die waren auf einem hohlen Baumstamm über den Fluß gerudert, um für ihre Wachtfeuer ein Paar Balken zu holen, die noch von dem zerstörten Schlosse da herumlagen. Er redete sie an — sie lachten, denn er sprach zu ihnen so wunderlich und hochtönend, wie er es in den alten Geschichten bei seinem Kaplan gefunden hatte, und dabei wählte er so seltsame Dinge zusammen von dem zerstörten Schloß und von den Waldfrauen und von Frau Linda insbesondere, die allein noch übrig geblieben sei, daß sie meinten, er sei wahnwitzig. Aber weil er ihnen verständlich machte, daß er mit hinüber wolle und die Menschen besehen, setzten sie ihn vorn auf ihren Baumstamm und ruderten gar bald über den Strom zurück.

Hatte aber Konrad sich gewundert über den Heereszug da mitten im friedlichen Thal, so war unter den Kriegern des Verwunderns noch viel mehr, zumal dort oben im Zelt, wo der Feldherr mit seinen Gewaltigen

saß und kopfschüttelnd auf den Felsen am andern Stromufer hinüberschaute. Dieser Feldherr war ein hoher, stolzer Held mit düstern Falten auf der Stirn, und sein goldner Helmbusch funkelte prächtig in der rothen Morgensonne. Vor ihm aber neigten sich auch all' die mächtigen Gestalten, die ihn umgaben, und schwiegen bescheidentlich, wenn er seinen Mund zum Reden aufthat. Und daß ich's euch sage: der hohe Herr war Konrad, nach Gottes Rathschluß und der Fürsten Wahl König aller Deutschen. Denn als das Geschlecht des großen Karl zart und schwächlich geworden war, da mochten die trotzigen Fürsten in den deutschen Herzogthümern ihm nicht mehr dienstbar sein, und begannen jeder für sich zu stehen und den König zu verrathen. Darüber kam aber große Gefahr für das Reich und für den Glauben. Denn einer der Könige, um sich Rache an einem abtrünnigen Markgrafen zu schaffen, rief die wilden Heiden, die man Hunnen oder Ungarn heißt, in's Land und that ihnen die Pforten im hohen Gebirg auf, die sie vorher nie erstürmen konnten. Da stürzten die entsetzlichen Räuber auf blitzgeschwinden Rossen alljährlich über das arme Land her, und ehe noch ein Herzog seine Macht gesammelt hatte, waren sie lange wieder mit der Beute in ihre Diebshöhlen zurückgekehrt. Das Volk aber half sich nicht selber wider sie, denn ihre Rache war gräßlich, und ihre Weiber schnitten den eignen Kindern, wenn die noch an der Brust lagen, tiefe Wunden in's Angesicht, damit sie

sich frühe an Schmerz und Blut gewöhnen sollten. Da sahen am Ende die Herzöge ein, was sie mit ihrer Trennung vom Reiche ausgerichtet hatten; und darum kamen sie eines Tages alle zusammen und setzten sich vor, einen neuen König zu wählen und ihm unwandelbar treu zu seyn, mehr denn vorher. Aber Keinen vom Hause Karls, so sprachen sie alle einmüthig, sondern aus uns selber den stärksten und tüchtigsten Mann. Also wählten sie den Herzog Konrad von Franken, und hatten wohl gewählt. Denn Konrad schaffte alsbald Ordnung im Reich und that Raub und Fehden ab, die vorher alle Einigkeit gestört hatten. Die Räuberburgen brach er, und dabei mußten ihm alle Fürsten helfen. So waren auch jetzt die Fürsten um ihn versammelt, und droben vor dem Zelte standen die stolzen Helden bei ihm. Nur Einer fehlte, das war der starke Heinrich, Herzog in Sachsen und Thüringen. Der hatte sich Konrad noch nicht unterworfen; hernach aber, da Konrad gestorben war, hat er das Reich gewonnen und ist derselbige Heinrich, welcher all' die Städte in den Marken bis an die Oder gebaut und zuerst mit seinem eisernen Arme am Flusse Unstrut die wilden Ungarn in Staub gelegt hat. Konrad hatte aber damals den Zug angefangen, um Roberts Burg zu brechen, die unter allen Raubschlössern am ganzen Mainstrom die stärkste und für Kaufleute die gefährlichste war. Nun hatte er noch am Tage zuvor Nachricht von einem Raube bekommen, den Robert bei Würzburg verübt: heute aber,

als der Tag heraufstieg, sah sein Auge keinen Stein des Schlosses mehr auf dem andern stehen, und Niemand wußte zu sagen, wie solches Wunder sich ereignet habe. Indem nun die Fürsten mit einander darüber stritten, und der Eine Das sagte, der Andere Jenes, Keiner aber das Rechte, da scholl von unten aus dem Lager ein lautes Lachen herauf. Das rohe Kriegsvolk hatte sich um den jungen Konrad gesammelt, und wie sie seine wunderlichen Reden hörten, dazu auch sein Kleid ansahen, das von dem vielen Wandern im Waldgestrüpp ganz zerrissen war, so trieben sie Spott und Possen mit ihm. Im Anfang lachte er dazu, bald aber zupfte ihm Einer einen Lappen vom Gewand weg, dann kam der Zweite und der Dritte, und Jeder zerfetzte ihn stärker als der Vorige. Zuletzt kam gar ein Hauptmann und riß ihn an den Haaren. Da mit einemmale wurde der Jüngling zornig und drohte mit seiner Streitaxt dem Hauptmann. Wie das die wilden Gesellen sahen, zogen sie alsbald ihre Schwerter und wollten aus dem Spasse blutigen Ernst machen. Aber Konrad schwang seine Axt in furchtbaren Kreisen um's Haupt und zog sich von der Masse gedrängt, Schritt vor Schritt den Hügel hinauf, auf dem die Fürsten Rath hielten. Die sahen mit Staunen, wie Einer sich den ganzen Schwarm vom Leibe hielt, und einer der Herzoge ging eilends hin, trieb mit scheltenden Worten die Krieger auseinander und führte dem Könige den Jüngling zu. Der sah gar herrlich aus. Vor Zorn und Kraftanstrengung war

ihm all' sein Blut in die Wangen geschossen, seine Brust schwoll von starken Odemzügen, wild funkelte sein Auge, und das prächtige blonde Haar umringte wie ein kriegerischer Helmbusch das stolz in den Nacken geworfene Haupt. Wie er aber dem König Konrad in das ruhige, klare, braune Männerantlitz sah, da wurde er alsbald stille und sagte zu dem Herzoge freundlich: Ich danke Dir, Bruder Mensch, daß Du die andern Brüder fortgejagt hast; Du hättest es aber nicht nöthig gehabt, ich wäre doch mit ihnen fertig geworden, denn in voriger Nacht hab' ich auch Einen erlegt, der drüben aus dem Schlosse herkam und meinen Vater erschlagen hatte. Da lachten sie Alle über seinen kecken Muth, der König aber wurde aufmerksam, und fragte ihn nach dem Schlosse und nach dem Mörder seines Vaters. Konrad erzählte in seiner Sprache Alles, wie er's wußte, nur von Eiche schwieg er stille. Die Fürsten konnten zwar Das nicht begreifen, was er von den Geistern sagte, denn sie waren ja nicht, wie er, gefeite Sänger; aber soviel brachten sie doch heraus, daß ihr Rachewerk unnöthig sei, weil ein Windbruch und Wassersturz die Räuberburg vernichtet habe. Plötzlich sprang aus dem Geleite des Königs ein junger Ritter hervor, der umfaßte Konrad mit heißer Liebe, zog sein Schwert, gab es ihm in die Hand und sprach: Das Schwert ist Dein, denn Du bist der Erstgeborne unsres Vaters, ich bin Dein Bruder Adelhart und wollte, nachdem ich Rache geübt, Dich suchen gehen im ganzen Spessart, und wenn

ich Dich da nicht träfe, in der weiten weiten Welt. Und hast mich so bange nach Dir forschen lassen! sagte Konrad. Ja, antwortete Adelhart, vor sechs Wochen starb der alte Burgvogt, der mich aufgezogen hatte; da konnte ich's bei den wilden Thieren nicht mehr aushalten und ging auf gut Glück in den Wald hinein. Also kam ich am Ende in's Frankenland hinab, und bin nun ein freier und fröhlicher Rittersmann in meines Königs Dienst. Jetzt aber, Herr König, gestattet mir und meinem Bruder in mein Gezelt hinabzugehn, da hab' ich die alte Grafenkrone wohl verwahrt für ihn; die soll er tragen und ich will ihm zeigen, wie man die Waffen führt. Das gewährte der König Konrad gerne, aber der ältere Bruder sagte: Mit nichten, erst muß ich doch sehen, ob der Hauptmann, der mich am Haar gezaust hat, wirklich so stark ist, daß er sich das hat unterstehen dürfen. Du bist gerade so groß wie ich, Adelhart, gib mir einmal Deinen Panzer; ich habe die Waffen wohl gelernt, Schwert und Lanze, bei meinem alten Kapellan. Da habt ihr auch große Thiere, auf die ihr euch setzt; gebt mir so eins, und der Hauptmann soll auch auf einem sitzen, daß die Hiebe frisch von oben herunter fallen, und dann wollen wir's einmal versuchen mit einander; laßt ihn doch kommen. Nun meinten die Fürsten zuerst, Konrad könne unmöglich reiten, da er noch nie ein Roß beschritten; wie aber alle nicht dran wollten, da stand zuletzt Arnulf von Baiern, den man den bösen Herzog nannte, auf,

um ihm eine tüchtige Lehre zu geben, und brachte ihm sein eignes wildes Roß. Ehe aber Adelhart ihn warnen konnte, saß er schon oben; der Hengst bäumte, aber Konrad preßte ihm die Weichen zusammen, daß er stöhnte, und schlug ihm mit der Faust auf's Kreuz, daß er im rasenden Galopp den Berg hinabsetzte und erst am Ufer des Flusses schnaubend stille stand. Da riß er ihn an den Haupthaaren herum, ritt lächelnd den Berg wieder hinauf und gab das schaumbedeckte Thier seinem Herrn zurück. Nun faßte Adelhart guten Muth und waffnete seinen Bruder mit eigner Hand, lehrte ihn auch Zügel und Sporn gebrauchen und gab ihm sein zu allem Ritterspiel wohlgeübtes Roß. Derweil hatten sie auch dem Hauptmann die Ausforderung gebracht, und er kam wohlgerüstet heran. Dreimal raunten sie wider einander, beim dritten Stoß warf ihn der Jüngling in den Sand, sprang alsbald ab und zog das Schwert. Aber der König gebot sie zu trennen, da der Sieg in Ehren entschieden war. Da war Konrad zufrieden und sprach: Mein Waffenmeister hat mir geboten, daß man dem König gehorchen soll; hub also den Hauptmann auf und sagte zu ihm: Lieber Bruder Mensch, merke Dir's, man soll Keinen am Haar ziehen; denn er könnte dabei leicht böse werden. Darauf verneigte er sich vor den Fürsten und ging mit Adelhart in dessen Gezelt. Der König aber sprach zu den Fürsten: Wir müssen hierher in's Mainthal einen starken Pfleger des Rechtes setzen, damit nicht Räuberei sich erneuere; was

dünkt Euch? ich will auf dem Hügel wo wir stehen eine starke Burg bauen, und weil dieser Jüngling hier seine werthe Heimath wiedergefunden hat, soll sie Werthheim heißen auf alle Zeiten. Ihm will ich sie geben, denn er dünkt mich mannlich und hochgemuth; dazu ist er ein mächtiger Graf und das Land von Rechtes wegen sein altes Erbtheil. Drüben aber, wo die Räuberburg war, soll eine Kapelle stehen zum Trost der Schiffer auf dem Flusse und zu Ehren des heiligen Kreuzes, drum will ich den Ort fortan Kreuzwerthheim heißen. Das Alles lobten die Fürsten; der König aber gedachte noch ein Mehreres zu thun, davon er jetzt noch stille schwieg.

Was nun ferner geschehen, davon ist wenig zu sagen. Konrad zog im Geleite seines Königs und lernte bald der Welt Brauch, obwohl derselbe ihm selten gefiel. Am wenigsten konnte er begreifen, was die Dichter und was auch sein eigner Bruder Adelhart von der Minne rühmten. Denn die weltlichen Frauen, die sie priesen, kamen ihm alle so kalt und schwach vor, wenn er an seine herrliche Waldminne gedachte. Darum redete er auch von Eiche nie zu seinem Bruder noch zu sonst Einem, denn Niemand wußte seine hohe Glut zu fassen. Oft aber saß er Nachts und blickte zum düstern Spessart hinauf, und wenn dort der Nachtwind herüberrauschte, glaubte er den Odemzug der Geliebten zu spüren; dann bot er seine heiße nackte Brust ihrem

schwellenden Sturmkusse und sang seine dunkeln, räthselhaften Lieder dem Walde zu.

Adelhart aber wuchs zu einem herrlichen Ritter herauf; bei Spiel und Rennen war er allemal der Früheste und manchmal der Glücklichste; auch erzählte er dem Bruder oft von einer hohen Jungfrau, die er im Herzen trage; aber den Namen wollte er niemals sagen und meinte, sie sei zu hoch und herrlich für ihn, den armen Ritter, der als zweiter Sohn kein Grafenerbe ihr bieten könne. In allen Dingen, wo es Besitz und Ehre zu gewinnen gab, war Adelhart rascher und glücklicher als Konrad, weil ihm mehr an weltlichem Ruhm und Frauendank lag. Aber der König und alle Männer hielten Konrad höher als den Weiseren, und wenn es Großes galt, war er noch tapferer und stärker als Adelhart.

Also geschah es, daß die Kapelle und das Wertheimer Schloß nahezu vollendet waren; da zogen die beiden Brüder in den Spessart, um den alten Kapellan aufzusuchen. Mühsam zwang Konrad seinen Schritt, daß er nicht nach der Gegend ausbog, wo Eiche wohnte; aber er glaubte dem weltlichen Leben nun einmal anzugehören, und überwand sein klopfendes Herz. Sie fanden den Alten rüstig, wie Konrad ihn verlassen. Sorglich verschloß er die Thüre des Plankenzauns, um irgend einem spätern Ansiedler die Pflanzung zu erhalten, und kehrte dann mit den Brüdern zu den Menschen zurück. Die Heiligthümer nahm er mit. Ihm schenkte Konrad die Kapelle, die als ein Bild des

Friedens an der Stelle alter räuberischer Unthat sich erhub, und gab ihm Acker genug dazu, um selber reichlich leben und dem Pilger oder Schiffer ein gastlich Obdach gewähren zu können. Heiter und in Gott vergnügt, wie er einst von der Welt geschieden, lebte er fortan in der Welt, und erfreute sich an dem neugrünenden Ehrenkranze des alten Grafenhauses, dem er sein Lebenlang treu gedient.

Das Schloß war vollendet; Konrad wohnte darin und wartete seines Königs, um die Belehnung für seine Erblande zu empfangen. So wenig ihm an der Welt lag, er war männlich entschlossen, mit Kraft und Treue des Landes zu pflegen, Recht und Gesetz zu schirmen. Am folgenden Tage sollte sein Lehnsherr kommen. Da stand er zu Nacht auf dem höchsten Thurm, der Schlaf mied ihn; dunkel kochte es in seinem Herzen. Was soll ich hier? so sprach er. Ein voller Mann, ein Mann für diese Welt werd' ich nie, mein Herz ist nicht bei meinem Haupte, es wohnt drüben im dichten Walde, und so lange ich den Wald anschaue, wird mir nimmer wohl. Da ist mein Bruder Adelhart, er sieht so frisch in die schöne Welt hinein, als wenn sie ihm gehörte mit all' ihrer Lust — und er hat Nichts was er sein nennt! Ständ' er, wo ich stehe — der Graf von Werthheim dürfte um die erste Jungfrau der Welt werben. Aber ich — Eiche fragt nicht nach Grafenkronen,

ach und sie wird ja doch niemals mein! Wär' ich nur weit, weit fort, daß ich den Spessart nimmer rauschen hörte, so würde vielleicht mein Herz in mir stille!

Darüber war es Morgen geworden. Der König ritt in die Burg, Adelhart in seinem Gefolge, aber neben ihm Gerberga, sein wunderschönes Kind. Die Jungfrau beschaute staunend die Pracht des Schlosses; doch waren ihre Augen trübe, wie Sterne, die aus Regenwolken schauen. Da sprach der König: Du, Konrad, bist ein reicher und mächtiger Graf. Ich bin aus einem Herzog, nicht größer als Du, ein König worden; wer weiß, was Dir noch blüht. Um eine Königstochter darf kein Vasall werben, aber der König darf seine Tochter frei bieten, wem er will. Sieh da mein Kind; willst Du sie? Da bebte Konrad sein Herz in der Brust; hold und zart stand die Erdenbraut vor ihm, er fühlte, daß, wenn er je im Leben heimisch werden solle, ein solches Weib ihn an den Herd ketten müsse; er empfand es, daß dieser Augenblick ein Leben entscheide, und in ihm quoll ein seliges Hoffen, daß in Gerberga's Armen vielleicht jenes bange Schmachten nach der Ferne verschwinden möchte. Da flog von einem leichten Windstoß das Fenster des Saales auf, Konrads Haar wallte um sein Haupt, seine Stirn fühlte sich im Geisterkusse des Waldhauchs — er sah in Gerberga's Augen eine Thräne, und Adelhart war todtenbleich geworden. Erst jetzt blitzte es in ihm auf, daß die hohe Jungfrau, von welcher der geliebte Bruder ihm

geredet, keine andere sei, als die Königstochter. Sein Herz wurde minder fest, und er sprach: Edler Herr, der Graf von Werthheim soll Euer Kind haben, aber der Graf bin ich nicht und will's nicht werden. Ich spür' es, mein einsam Leben in den Wäldern hat mir Kraft und Lust geraubt ein weltlich Lehen mit Verstand zu regieren. Ich lasse Land und Leute aus meiner Hand; da steht Adelhart, mein tapfrer und getreuer Bruder, dem gebt Alles! — Da fiel die schöne Gerberga zu ihres Vaters Füßen, Adelhart aber flog in die Arme seines Bruders, und der König sah, daß wider Minne keine Königsgewalt Etwas vermag; Adelhart gewann die Braut und das Lehen. Konrad aber sprach: Ich will in einem fernen Land wider die Heiden streiten, wo ich sie finde; gebt mir Urlaub, mein hoher Fürst. Darauf ritt er von Werthheim fort, vorher aber küßte er seinen Bruder und sagte zu ihm heimlich: Adelhart, nun sehen wir uns nimmer wieder; sei Du ein getreuer Graf und milder Herr, Vater eines glücklichen Geschlechts. — Und das ist auch geschehen. Denn Adelhart hat Gerbergen heimgeführt und lang in Frieden mit ihr gelebt, und auf der Burg zu Werthheim hat es nie gefehlt an lustigem Ritterspiel, Tanz und Minnesang. Auch lebt ihr Geschlecht und ist blühend geblieben bis auf diesen Tag.

Konrad aber ritt am Main hinab, denn er wollte nach dem Mittelmeer ziehen, wo dazumal die Araber

die Christen hart bedrängten. Also kam er in die Stadt Mainz. Da traf er einen Juden aus dem mittäglichen Frankreich, der ihm einen gefangenen Araber zum Kauf anbot. Der Araber verstand wohl die hispanische Zunge und wußte viel zu erzählen, wie allda christliche Ritter viele heldige Thaten gegen sein Volk verübten. Da beschloß Konrad, diesen zu kaufen und brauchte ihn als Wegweiser und Dolmetsch, bis er von ihm die hispanische Sprache gelernt hatte und über das große Pyrenäengebirg gekommen war. Daselbst ließ er den Araber frei und gestattete ihm, daß er zu seinem Volk zurückkehrte. Er selbst aber ritt in die gallizischen Gebirge hinauf, wo ein Paar tapfre Grafen, abgestammt von den edeln Gothen, die vor Zeiten in dem ganzen hispanischen Lande herrschten, kleine christliche Königreiche gegründet hatten und den Heiden täglich mehr Land abgewannen. Deren Einem bot er Arm und Schwert an, und sammelte bald eine kühne Reiterschaar um sich, mit der er große Thaten vollführte. Von den Kriegen singen auch die Spanier noch viel in ihren alten Liedern; aber weil dieß Volk immer nur sich selbst achtet aus großem Stolz, so wissen sie von dem tapfern deutschen Krieger nichts mehr, der ihnen doch redlich geholfen hat. Was aber Konrad dazumal für Schlachten gewonnen und wie viele schöne alte Römerstädte er erobert hat, davon wollen wir schweigen. Denn man findet solche Dinge in den alten Ritterbüchern gar viele erzählt, und mag sich ein Jeder das

selber denken. Auch manches schöne Weib hat er geschaut, denn die heiße Sonne des Landes färbt die Locken dunkler und gibt den Augen einen wildern, lockendern Glanz als unsre Frauen haben, besonders aber den Mohrinnen, die von allen Frauen der Erde die schönsten und heißesten genannt werden. Aber Konrad wurde von keinem Pfeil getroffen, den die brennenden Augen auf den starken blonden Helden schossen. Ihm war nur wohl im Schlachtgewühl, wenn das Blut des Feindes noch heißer als sein eigenes aus weiter Wunde hervorschoß, wenn klirrender Schwerterschlag, rauschende arabische Schlachtweisen den stillen Ruf seines Herzens übertönten. Wohl schauten ihn, wenn er Nachts durch die südlichen Wälder ritt, die schlanken Pinien stolz und zierlich an, wohl grüßte ihn der Oelbaum mild mit silbernem Licht, wohl angelte die Aloe mit ihren scharfen Blättern nach seinem Herzen. Auch in ihnen wohnten Geister voll Minnesehnsucht, und Konrads Herz empfand ihre Nähe und ihre leise Lockung. Aber Eiche blieb seine Minne, und vergebens suchte er im südlichen Lande auch nur nach einem nordischen Eichbaum, der ihm wenigstens die Wohnung seiner Geliebten hätte abbilden können.

Eine schwere Schlacht war geschlagen. Hoch oben auf wilder Gebirgskette, im Passe, der aus den Christenlanden ins maurische Gebiet hinüberführte, saß Konrad

todtmüde vor seinem Zelte. Unter ihm lag das blutige Schlachtfeld, dahinter weit ausgebreitet das Mohrenland, zu dessen grünen Ebenen er den Christen den Zugang erstürmt hatte. Der Mond spiegelte sich im Blute der Erschlagenen, sein weißes Licht fiel auf die Leichen und ließ die Blässe des Todes noch grauenvoller aus ihrem Antlitz leuchten. Fern aus den Schluchten tönte noch der Hufschlag der fliehenden Feinde, der mörderische Schlachtjubel der verfolgenden Christen, der Todesschrei einzelner Gefallenen zu ihm herauf, während droben die Nacht schon Alles in schweigenden Frieden einhüllte. Da faßte ihn mit ungeheurer Macht der Gedanke, wie die Menschen so voll von Haß und Sturm, und wie die Natur und das Reich ihrer Geister so friedlich und selig sei. Hatte er sich schon in den Armen seines Bruders und vor dem Angesicht seines edeln Königs Konrad kalt und fremd gefühlt, wie viel weniger konnte er unter diesem mordlustigen Geschlechte des Südens heimisch sein? Sein Bart begann weiß zu werden vom Mühsal des Lebens, vom Frost des Nordens, von der Mittagsglut des Südens, obwohl sein Leib stark blieb und seine Seele ewig jung wie allezeit. Er hatte, obwohl nur mit halbem Herzen, dennoch tapfer und getreu in der Noth des Lebens gestanden; die blühende Ebene zu seinen Füßen kam ihm vor wie ein gelobtes Land, in das er wohl hinabschauen, aber nicht eintreten dürfe. Allen Glanz der südlichen Mondnacht hätte er gegen des Spessarts nebelverhangene

Finsterniß gerne hingegeben. Am Abendhimmel düsterte Gewölk, noch schimmernd vom matten Widerschein der längst versunkenen Sonne; seine Sehnsucht weckte heimathliche Bilder aus den Wolken. Ueber den hohen Sierren, deren weiße Schneekuppen zu ihm herüberglänzten, bauten sich die langgestreckten dunkelrothen Höhenzüge des Spessart auf; über ihnen schwebten kleinere Wolkenmassen hin, bald das Bild des steinernen Mönchs, bald auch die Gestalt des mächtigen Baumes heraufzaubernd, dessen Seele seine Geliebte war. Da leuchtete es mit Einem Male in seinem Innern auf, was Eiche bei der ersten Begegnung zu ihm gesprochen: Nur wer draußen Nichts mehr besitzt, kein Herz, kein Haus, kein geliebtes Grab mehr, den nimmt die Natur an ihre Brust, den läßt sie aber auch nie mehr fort aus ihrer Stille. Konrad prüfte sein Herz und sein Leben; ja, er war los, ganz los von der Welt, nach That und Abenteuer rang seine Seele nicht mehr; ohne es zu ahnen, hatte er ja schon lange die Bedingung erfüllt, Nichts mehr zu besitzen. Da sank sein Erdentraum hinter ihm in die Nacht hinab, und wie ein rosiges Morgenlicht ging ihm die Hoffnung auf, nun der Waldesbraut in die Arme sinken zu können.

Sein Entschluß war fest; er berief die Führer seiner Reiterschaar, dem Tapfersten überantwortete er die Fahne. Alle weinten, nur Konrad nicht, er bestieg sein Roß und ritt durch die Schlucht nach Norden hinunter und so immer fort, durch das ganze Land

Burgund, bis er Abends in der Herberge auf einmal mit deutschen Worten vom Wirthe gegrüßt wurde. Der erzählte ihm, daß König Konrad schon gestorben sei, und daß ein König, den der Ritter nicht kannte, Heinrich aus sächsischem Blut, das Land in gutem Frieden regiere. Damit löste sich das letzte Band von Konrads Herzen; auch sein Vaterland konnte ihn missen. Er that sich des letzten Besitzes ab: Helm und Harnisch gab er einem muthigen jungen Bauer, der mit ihm eine Tagereise weit gewandert war; im Odenwald zäumte er sein getreues Roß ab; drückte noch einmal seine Stirn in die stolzen Mähnen, und ließ es mit sanftem Handschlag in den freien grünen Wald laufen. Er aber zog einen Pilgerrock an und wanderte durch's Thal der Tauber dem Spessart zu. Als das Flüßchen ihn an den Main geführt hatte, sah er im Sternenschein am Fuß des Schloßberges ein aufblühendes Städtchen liegen, droben auf der Burg scholl Tanzreigen und frohes Zecherlied; schweigend lag gegenüber die Kapelle, wo er Eiche zum letztenmale gesehen. Er erkannte, daß er auch hier überflüssig sey, denn daß Adelhart Land und Leute wohl regierte, sah er der Gegend an, auch sagte es ihm der alte Werthheimer Schiffer, der ihn nach dem andern Ufer hinüberfuhr. Dort erstieg Konrad den Berg und trat in das Kirchlein ein; beim Schein der ewigen Lampe kniete der eisgraue Kapellan am Hochaltar, er war über dem Beten eingeschlafen, und milder Friede lag über dem greisen Haupte.

Konrad weckte ihn nicht; dem Alten hätte sein Entschluß, zum Walde heimzukehren, nur ein Räthsel oder seine Geisterminne gar ein Frevel erscheinen müssen. Leise küßte er die väterliche Hand, die seiner Jugend gepflegt, und kniete vor dem Altar neben dem Greise nieder, um zu dem großen Vater des Alls zu beten, der all' seine Kinder, Geister wie Menschen, mit gleicher Liebe umfaßt und dereinst in seinem Schooße versammelt; in ihm wußte er sich auch mit Eiche selig vereint, obwohl sie vom heiligen Wasser und vom Himmelsbrot Nichts wußte. Dann stand er auf, und an jenem Hügel, von wo er einst die Zerstörung seines väterlichen Schlosses angeschaut, hielt er seinen ersten tiefberuhigten Nachtschlummer; war er doch nun ins Reich seiner Geliebten eingetreten, wo einst ihr Gewand gerauscht und ihr Kuß ihn angeweht hatte.

Als er erwachte, lag der Nebel im Mainthal; nur die oberste Zinne der Burg und das goldne Kreuz der Kapelle schimmerten über die grauen Massen hervor. Es war das letztemal, daß er sein Erbland überschaute; ohne Gram und Thräne nahm er da oben von der Welt Abschied, von wo er einst an jenem sonnigen Morgen sie zuerst begrüßt hatte. Aber auf der ersten Tagreise fand er noch viele Menschen. Seit Frieden im Lande war, hatten sie sich aus den Thälern in den Wald hinaufgezogen und sich Hütten gebaut; die hohen Stämme waren zu Balken und Schwellen zerfällt worden, und überall, wo noch Wald stand, klang die lichtende Axt. Mit Schmerz sah Konrad die geliebten Bäume

fallen; bald aber verstummte jeder Menschenlaut, er kam wieder in die noch unbetretene, noch ganz jungfräuliche Wildniß. Aber statt der Menschen umbrauste ihn das Leben des Forstes, die Hirsche nickten ihm zu als einem der Ihrigen, der Specht, als er ihn sah, hämmerte noch eins so lustig auf die Stämme, die Nachtigallen sangen ihm ihre Freudenlieder entgegen, und wo ein Buchfink flog, der rief ihm mit schmetterndem Schlage zu: Liebster, willst du mit zu der Liebsten gehn? Auch die Bäume surrten mit lustigem Mädchengeflüster, als ob sie seine Ankunft weiter meldeten. Schon ragte fern der Berg, auf dem die drei Tannen standen, und wo Konrad ihn zuerst sah, da rastete er die zweite Nacht. Es war ja Alles, Alles, wie sonst, er hatte den freudigsten Muth, daß er auch Eiche finden werde wie vor Zeiten; darum gönnte er sich die Ruhe und schlief abermals so selig, wie ein Kind dem Weihnachtstraum entgegenschlummert.

Konrad stand an dem Felsen, in den der Bach sich verlor. Der Mond warf hell wie vor Jahren sein Licht auf den Hochwald zu seinen Füßen, unten grüßte ihn mit rauschendem Wipfel der Eichbaum, den die Geliebte bewohnte. Er trat auf den mondhellen Wiesenfleck — er wagte nicht nach dem Bachsturz hinzusehen, denn dieser Augenblick entschied ja, ob er das Ziel seines ganzen Lebens auf ewig verliere oder gewinne. Wie

beschwörend sang er sein altes Lied, und wie er an die Worte kam:

Oft wohl mein' ich, aus den weiten
Wäldern müßt' es grüßend schreiten —
Selige Schönheit, enthülle dich mir!

da erst schaute er auf — sie war's! sie stand da im schäumigen Bade des Wassersturzes, die nackte übermenschliche Gestalt. Ihr Auge lachte ihn mit williger Gewährung an, sie duldete seinen Kuß, sie wühlte ihren Busen durch die Falten des Pilgerrockes an seine Brust heran, zitternd von Wonne und Liebesweh. Worte sprachen die Seligen nicht, die Lippen fanden eine heißere Sprache, die Geister einen mächtigern hingebendern Austausch. Wie die Blume, die den langen Sommer hindurch in schwelgender Lust die Kraft der benachbarten Blüte einzieht, so vollkommen glücklich war der Mann, denn er sog Eiche's ewigselige, von keinem Schmerz je getrübte Geisterseele im Kuß in sich herüber; aber das Weib war von wonnigem Schmerz durchbebt, weil der Geliebte seine Seele ihr einhauchte, die menschliche, von Weh und Sehnsucht zerrissene. Beide genossen, was Jedem zur Ergänzung gefehlt, sie den süßen Schmerz der Erde, er die Wonne des Geisterhimmels. Berauschend dufteten die Maienglocken, die unter ihrer Umarmung starben, der Gießbach rauschte wie Silberglöckchen in seinem Sturze, die Nachtigallen fernab im Laubwald schmetterten die schwellenden Jubel-

töne erfüllter Minne. In Einen Augenblick drängten sich alle Jahre Konrads zusammen — sein Leben war erfüllt.

Aber da rauschte, krachte, donnerte es fern, fern im Walde, wie von beginnendem Orkan. Eiche schauderte in seinen Armen, sie fuhr auf und lauschte, dann sprach sie rasch und bang: Nun wirst Du sterben! Lächelnd fragte er: Doch an Deiner Brust? Ja, rief sie, an meiner Brust, von milden Armen gehalten, und ich sterbe mit Dir. Wisse: als die mordende Menschenhand immer tiefer in den heiligen Forst eindrang, da erwachte der Haß in der Geisterbrust und es ward beschlossen auf der Elfenwiese, daß Keine von uns, so lange der Spessart grünt, hinfort Einem eures Geschlechts sich in Minne ergeben, noch in ihrer Schöne sich enthüllen soll. Tod ihr und ihrem Buhlen! Das war der Spruch. Ich wußte, daß Du wiederkamst, ich hatte Deiner Treue Nichts mehr zu versagen, seitdem Du um meinetwillen die Hand des Königstöchterleins hinwegstießest. Ich bat für Dich als Einen, der nie einen Baum getödtet, weil Du unser heimlich Leben schon längst gekannt. Aber Geisterbeschluß ist unbeweglich — hörst Du, sie kommen!

Ein Felsblock schlug hart neben den Glücklichen nieder. Komm in mein Haus, sagte Eiche, in meinen geliebten Baum; er schützt Dich bis er bricht, und vor ihm sterbe auch ich nicht. Er soll all' seine tausendjährige Kraft in Dich ergießen, und in dieser Lebensfülle sollst Du sterben.

Und wo bleiben wir darnach? fragte er.

Eiche weinte. Du gehst, ich weiß nicht wohin: ich muß auf der schönen Erde bleiben, so lange sie auf ihrem Felsenkerne fest steht, und in einem neuen Baume wieder aufblühen. Aber der Tag kommt, nach welchem kein Baum mehr wachsen, kein Menschenleib mehr im Mutterschooß reifen wird; dann wird in Einen Ozean, aus dem es floß, unser Leben auch wieder ausmünden, Dein's wie mein's. Darum laß Deine Seele meiner gedenken, wo sie auch verweile; ich aber gelobe Dir, daß ich keinen der Sterblichen noch Unsterblichen mehr lieben will nach Dir; diese unsre Sehnsucht nach einander wird uns wieder zusammenführen. Deinen Leib aber will ich hüten in meinem zerfallenden Schooß, darum komm in mein Haus!

Sie erhuben sich. Der Eichbaum that sich wie eine Pforte vor ihnen auf, tief in seine Wurzeln hinein klaffte ein Spalt, Brautbett und Grab zugleich, in das sie sich hineinlegten. Drinnen umgab sie feuchte schwellende Lebenswärme; in Konrads Adern drang die übergewaltige Kraft des riesigen Baumes, in niegeahntem Genusse rang er mit dem Weibe in wilder Umarmung; dann entschliefen Beide in wollustvollem Ermatten. Sie haben es nicht gehört, wie draußen entsetzliches Brausen sich erhub, wie in schrecklicher Schönheit das Geisterreich seine vertilgenden Elementarkräfte entfaltete: nur wie eine leise Wunde riß durch ihr träumendes Leben der Todesschmerz hindurch, als nun der mächtigste der Luftgeister die Krone ihres Baumes in seine Faust faßte und dreimal herumwirbelnd sie vom Stamme losbrach,

als darauf der ragende Stumpf von den Felsriesen mit steinernen Keulen zerschlagen wurde, und der schwellende Bach die Trümmer in den Schatten des Hochwaldes zerstreute. In ihrem festen, knorrigen Wurzelbette hielt die gestorbene Eiche den Leichnam des geliebten Mannes umfaßt; traulich und feurig, wie die Liebenden, hatten sich Minne und Tod umarmt.

Auch ich zog durch den Spessart. Am einsamen Waldplätzchen, müde und verirrt, bin ich entschlummert unter einer Eiche, die aus dem uralten Rumpfe einer gebrochenen hervorgeschossen war. Keine Elfin hat sich mir enthüllt, denn die Geister halten ihr Wort, und auch mein Herz war an ein fernes süßes Lieb gefesselt, ehe ich den Zaubergrund des Forstes betrat. Aber in meinen Schlaf rauschte mir das Eichlaub die freudige Mähr von der Minne, die gegen des Geschickes Beschluß einen sterblichen Mann mit einem unvergänglich lebendigen Geiste gepaart und in Beiden die Schrecken des Todes überwunden hatte durch selbstvergessenen Genuß. Getreu, wie Eiche durch ihr Laubflüstern sie der Sängerbrust zugeweht, hab' ich die Mähr' des Waldes Euch wiedergebracht. Wem die Geister noch leben, der glaubt es, daß sie dem Geweiheten durch Offenbarung kund ward; wem aber nie das schauende Auge geöffnet war für eine andere als die Welt der Menschen, der mag sagen: Es war eines Dichters Traum im Spessart.

Lebenslauf eines Johannisfünkchens.

Von

Johanna Kinkel.

Als ich zum erstenmal meine Augen dem Licht öffnete, fand ich mich auf der Spitze eines Grashalms hin und her schaukelnd, an dem ich hinaufgestrebt war, ohne zu wissen warum. Unter mir dicht am Boden sah ich die Trümmer meines Ei-Gefängnisses und über mir flatterte eine Geißblattranke, auf die ich kletterte als sie zufällig meinen Grashalm berührte. Gleich darauf hob ein vorbeistreifender Windhauch diese Ranke so hoch empor, daß ich über das Gesträuch hinweg den Himmel und die rothe Abendsonne sehen konnte. Aber von diesem plötzlichen Anblick ward ich so geblendet, daß ich niedertaumelte und in den Kelch einer dunkeln Rose fiel, zwischen deren weichen Blättchen ich mich zitternd in eine Ecke schmiegte und mich ganz still verhielt.

Nach einigen Minuten kamen ein paar glänzend grüne Rosenkäferchen, hoben an einer Seite das purpurne Blättchen auf, hinter dem ich ruhte, und bedeuteten mich: ich solle mich sogleich aus ihrem Zelt fortmachen. Ich hatte mich unterdeß von meiner Ohnmacht erholt und verwunderte mich über die Keckheit der beiden grünen Stutzer; ja, ich hatte nicht übel Lust, sie aus der Rose

hinauszuwerfen; aber der Eine rief ein dickes Marienkäferchen zu Hülfe, als er meine grimmige Miene bemerkte.

Das Marienkäferchen kam gravitätisch in seinem steifen rothen Mantel mit schwarzen Pünktchen herbeigeschritten, und that mir zu wissen daß es durch vertagtes Recht im Besitz dieser Rose sei, die außer ihm und seiner Familie nur von den kleinen grünen Käferchen bewohnt werde, und daß sie ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet gegen jede andere Art von Insekten, die sich bei ihnen niederzulassen gedächten.

Von der Uebermacht vertrieben schlich ich hinaus, und kletterte langsam den Stiel hinunter, um zu dem Grasplatz zurückzugelangen. Ich setzte voraus daß er Gemeingut für alle kleinen Geschöpfe sey, die Lust hätten sich darin umher zu tummeln. Mein Weg über den Stiel führte mich leider nicht so friedlich dem Ziel entgegen als ich erwartet hatte. Er war von einem niederträchtigen blaßgrünen Gesindel bevölkert, welches oft in so dichten Massen meinen Weg versperrte, daß mir nichts übrig blieb als ihm über die Köpfe zu spazieren. Dieß weichliche und verletzbare Geschlecht ward über den leisesten Tritt meiner zarten Füßchen höchlichst indignirt, man schrie Zeter über den schonungslosen Wildfang und machte vergebliche Versuche mich abzuschütteln. Endlich jammerte mich dieser graugrünen Brei-Nation. Ich maß mit den Augen daß meine Heimath, das Grasplätzchen, nahe sei. Ein kühner

Sprung, und ich gelangte — welch Entsetzen — in das Gewebe einer kolossalen Kreuzspinne.

Obgleich ich am äußersten Rande zappelte, so merkte mich dennoch das Ungeheuer auf der Stelle, welches inmitten des fadengewirkten Sterns in stolzer Ruhe das an der Sonne geröstete Rumpfstück einer Schmeißfliege zum Abendbrod verzehrte. Es that einen Schuß vorwärts auf mich zu, hielt dann plötzlich einen Moment inne, und starrte mich mit durchbohrenden Augen an. Trotz meiner Todesangst bemerkte ich doch genau den äußerlichen Habitus meiner Feindin. Sie war dickbäuchig und breitschultrig, aber um den Gürtel sehr enge eingeschnürt. Ihr gelbes braungestreiftes Kleid hatte etwas unheimlich Gleißendes, obschon sie auf dem Rücken ein großes schwarzes Kreuz heuchlerisch zur Schau trug. Ihre langen Arme und Beine waren rauh behaart und mit spitzen Krallen versehn. „Jetzt bist du verloren!“ dachte ich, als sie sich zum Sprunge rüstete, und fühlte Todesschauer bis in's Innerste. Da flog eine Hummel des Weges und im trotzigen Muth mit dem Kopf grad in das Spinngewebe hinein, das sie mit einem Stoß zu durchreißen wähnte. Nun wuchs auch mir der Muth. Ich jauchzte der mächtigen Hummel Beifall zu, die sich tapfer bemühte das Netz zu zerstören. Ich glaubte sie thue das alles um meinetwillen, denn sie brummte immerzu von Gesetzen, die man zertrümmern müsse, um dem Volk da im Grase mehr Freiheit zu schaffen. Aber die absolutistische Spinne verstand nichts davon.

Sie war von der größten Art, und durfte sich kühn mit der Demagogin Hummel in den Kampf wagen. Die beiden balgten sich so lange herum, bis ein Flügel der noch etwas jungen und unerfahrenen Hummel sich in dem Netz verwickelt hatte. Meine Hoffnung auf Befreiung schwand mehr und mehr, denn die Kämpfenden näherten sich mir, der ich fest von dem Gewebe umschnürt war, und ich sah dem Augenblick entgegen, wo ich zwischen der Spinne und der Hummel erdrückt werden würde. In ihrer Noth fing die Hummel an laut zu brummen. Das hörte ein kleiner Bauerbursche, blieb lauschend stehen und haschte dann eilig die Hummel, um ihr den Honig zu stehlen. Die Spinne wollte entfliehen, ward aber von ihm zertreten, und die Hummel rettete ihr Leben durch einen raschen Stich in den Finger ihres eigennützigen Befreiers, worauf er sie schreiend entschlüpfen ließ.

Alle Fäden des Spinngewebes flatterten zerrissen im Winde, und ich sank in's Gras, pochenden Herzens, aber unsäglich froh und zufrieden. Aller Haß gegen kleine unschädliche Geschöpfe war in meinem Busen getilgt, seit ich die Spinne geschaut hatte und aus ihren Krallen errettet worden war.

Nachdem ich einige Nahrung zu mir genommen, schaute ich mich nach Gesellschaft um, und machte Bekanntschaft mit einer Ameisenfamilie, die dicht neben dem Grase ein Häuflein Sand bewohnte. Eine Zeitlang verkehrten wir ziemlich gemüthlich mit einander,

um so mehr, da ich immer nachgab, wenn die Ameisen Recht haben wollten. Die Familien-Mutter imponirte mir besonders in ihrer grenzenlosen Geschäftigkeit. Nur war es mir unangenehm, daß sie auch mich aus meiner Ruhe treiben wollte, da ich doch eigentlich mehr Neigung hatte, still und träumerisch im Grase zu weilen und zu dem Abendstern hinaufzuschauen. Die Ameisen faßten bald eine gewisse Mißachtung gegen meine Person, welche sich zum brennendsten Haß ausbildete, als sich bei einbrechender Nacht zu meinem eignen Staunen und zu ihrem Entsetzen kund that, daß ich die Eigenschaft des Leuchtens besitze. Jetzt hatte ich keine ruhige Minute mehr, denn wohin ich mich auch zurückzog, sie hatten mich flugs hinter dem Grase ausgespürt, und verfolgten mich theils mit witzlosen Spottreden, theils mit langweiligen Rathschlägen in Betreff meiner Lebensweise, welche Weisungen vielleicht für A-meisen und B-meisen recht passend seyn mochten, nur für kein Johannisfünkchen. Vor Ungeduld schüttelte ich mich wie verzweifelt, und bemerkte plötzlich, daß sich ein Paar Flügel entfalteten. Nun schwamm ich in Entzücken. Mit einem raschen Entschluß hob ich mich in die Lüfte, sog den Duft der Rosen vorüberstreifend ein, und blickte wonneberauscht zu den Sternen, selbst ein schwebender beseelter Stern.

Einen Theil der Nacht durchschwelgte ich selig im Bewußtsein meines eignen Glanzes; dann aber folgte eine sehnsüchtige Beklommenheit, welche am stärksten

meinen Busen bedrängte, wenn ich lange unter einem Rosenstrauch umhergeschwärmt hatte. Der zauberische Duft, dieß wundersüße harmonische Gesumme der vielen kleinen Käferchen, welche den purpurnen Palast bewohnten, berauschten mich mit Lust und Wehmuth im seltsamen Gemisch. Ich erschien mir so einsam inmitten all dieses Jubels, und da ich die andern Insekten stets dann in der behaglichsten Stimmung fand, wenn sie sich vertraulich mit ihres Gleichen der höchsten Güter des Lebens freuten, als da sind: der Schein der Himmelslichter, ein Tröpfchen Thau, ein Tulpenzeltchen und dergleichen, so beschloß ich ebenfalls, einen Freund oder eine Lebensgefährtin zu suchen. Zuerst wandte ich mich an eine Cikade, aber die machte mich fast taub mit ihrer ewigen monotonen Geschwätzigkeit, so daß ich mich zu dem schweigsamern braunen Graskäferchen hingezogen fühlte. Diesem grauste jedoch vor meinem Glanze, und es floh mich schnöde. Dafür umgaukelte mich die Mücke um so eifriger, ohne daß ich entschieden Freude oder Verdruß über ihre Gunst oder Ungunst empfunden hätte. Alle diese grauen Gestalten blieben mir innerlich gleichgültig, und ich begann zu glauben, ich sei ein unglücklicher Geist, aus einer höhern Sphäre in diesen Erdengarten verschlagen, und werde nimmer meines Gleichen finden.

In solchen Gedanken war ich bis an die Taxuswand gelangt, welche den Raum, in dem ich weilte, von einem freien Platze schied, als ich hinter derselben

ein bläuliches Funkeln wahrnahm, meinem eigenen Lichte ähnlich. Mit aller Kraft drängte ich mich zwischen der dichten Scheidewand hindurch, und befand mich in der Gesellschaft von acht Johannisfünkchen, die munter zechend um einen Maiblumenkelch voll Thau saßen, in welchen sie einige grüne Spitzchen Waldmeister gestreut hatten. Sie empfingen mich wie einen Bruder, der aus weiter Ferne heimkehrt, boten mir von ihrem Maitrank an, und belehrten mich über meine Existenz, über die Welt und die Stellung des Johanniswürmchens als solchem zu dieser im Allgemeinen und Besondern. Auch andere astronomische und naturwissenschaftliche Fragen lösten sie mir bereitwillig, wodurch ich in den Stand gesetzt worden, diese meine Geschichte so gründlich und lehrreich mitzutheilen.

Auf die Frage: woher sie selbst zu dieser Kenntniß gekommen, erhielt ich zur Antwort, daß sich seit einiger Zeit ein Maikäfer bei ihnen aufhalte, der in seiner Jugend von einem Tertianer aufgefangen worden. Dieser habe ihn mit in's Gymnasium genommen, woselbst er mehrere Fächer mit Nutzen vortragen hörte. Darauf habe er sich mit Verlust eines Beins und einer Flügeldecke vom Faden losgerissen, und da er sich geschämt, in diesem Zustande zu den Seinigen zurückzukehren, so lebe er in tiefer Abgeschiedenheit bei ihnen als Lehrmeister.

Noch ehe ich die Bekanntschaft dieses trefflichen Käfers machen konnte, stürmte ein neues Ereigniß auf

mich ein. Ein Jüngling und ein Mädchen kamen den Fußpfad hergegangen, neben dem wir unser Banket hielten. Sobald der Jüngling uns bemerkte, stürzte er rasch auf die Kniee, und las uns ziemlich ungeschickt auf, wobei nur zwei meiner neuen Freunde entschlüpften. Wir wurden in des Mädchens Locken gesteckt, und warfen unsern Schein auf ihre weiße Stirn. Darüber gerieth unser Ruhestörer in ein hohes Entzücken, und küßte das Mädchen so ungestüm, daß drei von uns herabfielen und von einem Blumenkelch aufgefangen wurden, der an des Mädchens Gürtel steckte.

„O wie schön wird die Blume von den hellen Fünkchen durchleuchtet!" rief das Mädchen; „komm, mein Liebster, wir wollen eine Lilie holen, und sie ganz voll solcher Leuchtwürmchen füllen." Der Jüngling erwiederte: „Warte Liebchen, ich will im Grase suchen, ob ich nicht ein Weibchen finde; die geben viel hellern Glanz."

Er ging und stöberte unter den Halmen umher; die Jungfrau aber pflückte eine schneeweiße Lilie, nahm mich aus den Locken und setzte mich hinein. In den schneeweißen glatten Blättern, die nun mein Haus waren, strahlte mein Wandeln wunderbar wieder. Ich ahnte, hier müßte mir ein unermeßliches Glück begegnen. Der süße Duft der Lilie berauschte so hold, doch bald ward er mir zu mächtig. Ich sank in tiefe Betäubung, und hörte nur noch wie das Mädchen sagte: „Das Johannisfünkchen hat seinen Glanz verloren."

Als ich wiedererwachte, lag ich auf dem Rasen, der von frischem kühlem Nachtthau getränkt war. Das Mädchen schüttelte über mir die Lilie, und rief: „Nein, der Duft ist zu stark, die armen Thierchen sterben davon.“ Neben mir fiel das Weibchen, das der Jüngling geholt hatte, nieder, und leuchtete nur noch matt bläulich. Mich durchschauerte Angst und Entzücken. Sie war da, endlich gefunden, die Mitleuchtende, und sollte vor meinen Augen sterben! Ich tauchte meine Flügel in Thau, und benetzte damit mein Liebwürmchen, flatterte immer rund umher, daß all' die Grashälmchen frische Luft fächelten, bis es endlich wieder lebendig wurde und mich liebhielt. Da merkte ich, daß sein helles Licht nicht bloß wie Feuer schimmert, sondern auch warme Glut gibt, und ließ Käfer und Cikaden, Thau und Maiblumen um mein flammendes Liebchen.

Wir zogen uns aus der Nähe des gefährlichen Fußpfads zurück, und bauten uns ein Zeltchen von Apfelblüten im tiefsten Grunde eines Vergißmeinnichtstrauchs, dicht am Rande eines Bachs. Dort blieben wir versteckt bis nach Mitternacht, wo alles stiller und stiller um uns ward. Nur im Weidengebüsch gegenüber sang eine Nachtigall langhallende, süßbebende Töne. Der Nachtwind brachte den Hauch der fernen Rebenblüte und mischte ihn mit Rosen- und Lindendüften. Gegen Morgen kam der Mond und spiegelte sich im Bach. Da wagten wir uns wieder hervor und schwärmten in ungetrübter Jugendseligkeit noch einmal von Busch zu

Busch, von allen Düften und allen monddurchleuchteten Thauperlen kostend.

Jetzt weht hinter den fernen Bergen der rothe Morgenschein herauf, der den Tag verkündet, an dem wir sterben müssen. Wir scheiden fröhlich von dannen, denn in Einer Nacht haben wir die Fülle eines ganzen Lebens durchgenossen.

Der Hauskrieg.

Eine Geschichte vom Niederrhein.

Von

Gottfried Kinkel.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt! Das ist ein altes, wahres Wort; aber manche Leute mögen nicht d'ran glauben.

Am Niederrhein liegt ein kleines Dorf, hübsch und reinlich, und wohnen wohlhäb'ge Leute darinnen, denn Aecker und Wiesen sind ergiebig und das Volk ist fleißig und ordentlich. Der reichste Bauer aber war der alte Andres, dessen Haus und Stallungen zunächst beim Strome liegen, vorn wo der Leinpfad am Dorfe vorbeizieht. Als der zu sterben kam, ging all' sein Gut bloß auf zwei Söhne über: der älteste hieß Kaspar, der jüngste Sebulon.

Der Kaspar war von Jugend auf ein gesunder baumstarker Kerl gewesen, der mit fünfzehn Jahren seinen Pflug leitete und seine Sense führte wie ein Alter; und wenn er Abends nach Hause kam, verstand er's gleichfalls, in Kartoffeln und Klöße einzuhauen wie der beste Meisterknecht. Der Sebulon aber hatte in seiner Jugend die englische Krankheit gehabt und Leberthran drei Jahre trinken müssen statt Bier. Auch alle andern Kinderkrankheiten machten ihm's Leben

sauer. Zwar erkriegte er sich nach dem vierzehnten Jahr, aber krumme Wackelbeine behielt er, und der Barbier hat nie viel von ihm verdient, weil er keinen Bart bekam. Zum Vieh und Ackergeräth hatte er kein Gemüth; am liebsten lag er hinter'm Ofen, spielte mit Nachbarskindern, die viel jünger waren als er und tiftelte ihnen allerhand Spielzeug zusammen, setzte den Thierchen aus der Arche Noäh abgebrochene Köpfe und Beine von Wachs wieder an und nähte Puppenkleidchen. Der alte Andres sah, daß er im Felde nichts taugte, und gab ihn zu einem Schneider in die Lehre. Er lernte auch sein Handwerk rechtschaffen und kam noch eh' der Vater starb in gute Kundschaft herein. Nur die Mädchen wollten nichts von ihm wissen, auch die nicht, denen er ehemals Puppenhemdchen gemacht hatte; sie spotteten eher über ihn und ärgerten ihn mit dem Spitznamen Meister Scheerenbein, den sie ihm wegen seiner kreuzweis gewachsenen Unterthanen anhängten. Dadurch verlor er ordentlich den Muth, sich zu verlieben und hing sich desto mehr an seinen Bruder Kaspar. Der aber nahm sich schon früh, wie's gute Sitte ist auf dem Lande, eine Frau und kriegte mit der richtig alle Jahr ein Kind.

Als nun der alte Andres Todes verblichen war, da einigten sich die Brüder ganz leicht und gutwillig wegen der Erbschaft. Der Kaspar übernahm alle Ackergüter, der Sebulon das Haus mit dem großen Gemüsegarten und die Wiesen, die dabei liegen. Seinem

Bruder räumte er das Erdgeschoß ein und ging dafür bei der Schwägerin in die Kost. Er selber wohnte im Oberstock; dort hatte er eine große nette Stube, deren Fenster über einen Wiesenfleck nach dem Rhein und der Hauptstraße des Dorfes gingen. Hier saß er auf seinem Tisch und nähte tapfer zu; Alles was in der Nachbarschaft geschah, konnte er gut sehen, und mit jedem Schiffer, der unten am Wasser anlegte, sprach er und fragte ihn, was es Neues gäbe zu Mainz oder zu Emmerich. So führte er ein ganz vergnügtes Leben und wurde, ohne daß er's recht merkte, ein alter Junggeselle dabei.

Zwanzig volle Jahre hatten die Brüder einträchtig miteinander gewohnt. Am besten fuhren dabei die Kinder des Kaspar: die lagen dem Ohm den ganzen Tag auf der Stube, lauerten zu den großen Fenstern heraus und ließen sich von ihm zwischen Tag und Dunkel Puppen und Lappenmäuschen schneidern. Erst wenn wieder eins von ihnen in die Jahre kam, daß es in die Schule gehen mußte, wurde es gegen Ohm Sebulon unartig, weil es von den Mitschülern über ihn spotten hörte. Dann wurde jedes vor und nach rebellisch wider ihn, bis er's endlich einmal beim Flügel nahm und die Treppe hinabjagte. Dies war er schon bei allen seinen Neffen und Nichtchen gewöhnt.

Da legte auf einmal der Teufel ein Ei in die Wirthschaft. Der Kaspar hatte jetzt zwölf Kinder, klein und groß wie die Orgelpfeifen. Da er gut

gewirthschaftet und das Erbgut durch Ankauf neuer Ländereien vergrößert hatte, mußte er mehr Dienstvolk halten als vorher, und so wurde seiner Frau das Untergeschoß des elterlichen Hauses zu klein. Sie lag ihrem Mann in den Ohren, daß er sich ein neues Haus neben das alte bauen möchte, und das sollte von Ziegelsteinen sein und nicht von Lehmfachwerk, und sollte sogar eine gemalte Stube darin sein. Der Kaspar wollte lange Zeit nicht d'ran, denn er meinte: für das neue Haus kann ich mir ein Dutzend Kühe einstellen und einen Morgen Land noch obenein kaufen, aber die Frau wollte ein blankes Haus und keine Kühe. Lieber Leser, wenn du Kühe haben willst und deine Frau ein neues Haus, so werden zwar die Kühe nicht gekauft, allein das neue Haus wird sicherlich gebaut.

Aber der Bauplatz? Den mußte der Bruder Sebulon ja erst hergeben. Denn ihm gehörte das Land um das ganze Stammhaus herum, und er hatte im Garten prächtiges Gemüse, in den Wiesen aber feines Obst stehen; das schickte er mit dem Marktnachen zweimal die Woche nach Rees oder Cleve hinunter und hatte manchen harten Thaler daraus gelöst und als Kapitälchen ausgethan. Der Garten besonders war seine beste Freude: es that ihm wohl, wenn er so vom Schneidertisch aufstehen und die leichte Gartenarbeit, als Säen, Pflanzen, Oculiren und Einsammeln, vornehmen konnte.

Der Kaspar hatte zwar draußen in der Flur Land die Hülle und Fülle, aber hier beim Dorfe gehörte

ihm nur ein schmaler schlechter Strich, der g'rade zwischen dem Stammhaus und dem Leinpfad lag: den hatte sich bei der Theilung die Frau ausbedungen, um da zwischen die Bäume ihre Trockengarne anzubinden. Es war ein ungleicher schlechter Sandboden und schoß so stark gegen den Fluß ab, daß er beinahe jedes Jahr vom Wasser überschwemmt wurde.

Am allerbesten wäre nun das Haus in den Gemüsegarten Sebulons zu stehen gekommen; der lag hoch und trocken, hatte eine nette Aussicht auf den Fluß und bot festen, guten Grund für die Anlegung des Kellers. Das war auch von Anfang die Meinung der Frau gewesen, und nun rückte sie damit heraus. Ihr Mann kratzte sich hinter den Ohren, als er's hörte, und meinte: sie solle doch selber einmal mit dem Bruder Sebulon zu reden anfangen.

Das geschah beim nächsten Abendessen, als die Danksagung gesprochen und die Kinder nach Bett gejagt waren. Die Frau nahm das Ding wie etwas, das sich ja ganz von selber verstünde, meinte auch sogar, der Bruder Sebulon werde doch brüderlich handeln und ihnen den Garten hübsch wohlfeil überlassen. Sebulon erwiederte nichts, sondern stand auf, reichte dem Kaspar, wie alle Abend geschah, eine Prise aus seiner Dose, und als der nieste, sagte er: Profiziat und gute Nacht miteinander. Hierauf stieg er die Treppe hinauf in sein Quartier.

Aber schlafen konnte er in dieser Nacht nicht. In der ersten Stunde dachte er über die schönen Pfirsich-

und Aprikosenspaliere nach, die er vor drei Jahren mit der allergrößten Mühe endlich in gutes Wachsthum gebracht hatte, nachdem er sechsmal vergebens Schößlinge eingesetzt. In der zweiten Stunde kamen ihm die Ranunkeln in den Sinn, für die er das schönste, sonnigste Beet des Gartens bestimmt hatte; sein Ranunkelnflor war sein Stolz, Keiner in der Nachbarschaft, auch kein Kunstgärtner in den nächsten Städten konnte an Zahl der Arten mit ihm wetteifern. Nach Mitternacht fielen ihm die schönen, saubern Kieswege ein, für die er selber den Grand, wohl zweihundert Schubkarren voll, mit Schweiß und Mühe vom Rheinufer heraufgefahren hatte, und das nette Rondellchen in der Mitte, mit Seemüschelchen ausgelegt, die extra von Scheveningen herbestellt waren. Als der Nachtwächter Ein Uhr blies, fuhren ihm die herrlichen dicken Spargel durch die Seele, die er jährlich von dem Hauptbeet an der Hecke zu Markt schickte, um zwei Uhr die mächtigen Kappesköpfe, um drei Uhr die grünen Erbsen — und gegen Morgen sprangen und schwirrten alle diese Gedanken, die Aprikosen und die Seemuscheln, der Kappes und die Ranunkeln, die Erbsen und die Spargel durcheinander in seinem Kopfe herum. Das Alles sollte nun ausgerissen, niedergehauen, geebnet werden, bloß um ein Haus dahinzusetzen, das ebenso gut anderswo Platz hatte. Noch einmal auf seinen alten Tag sollte er sich einen ganz neuen Garten anlegen und dessen Früchte vielleicht nicht mehr genießen!

Am Morgen faßte er sich ein Herz, griff zu einem andern Entschluß und ging gesetzt und fröhlich zum Mittagessen hinunter. Die Frau machte ihm gleich kein so gutes Gesicht wie sonst, denn es verdroß sie, daß er nicht gestern alsbald gutwillig ja gesagt hatte. Aber sie verkniff sich, denn sie meinte, er sollte selber von dem Dinge zu reden anfangen. Das geschah nicht: sie wurde ungeduldig und fuhr am Ende derb mit der Frage heraus: „nu, Herr Schwager, habt Ihr's diese Nacht gehörig beschlafen? Wie theuer laßt Ihr uns den Garten?"

Da sagte Sebulon: „schickt erst die Kinder fort, dann bespricht sich's besser."

Als die fort waren, redete er weiter: „liebe Frau Schwägerin, den Garten kann ich nicht missen; ich profitire so viel daraus, daß ich ihn nicht billig ablassen kann, wie sich's doch unter Brüdern schickt. Der Wiesengrund taugt nicht für Blumen und Kappes, da kann ich keinen neuen Garten machen, auch dauert's mir zu lang. Aber euch kann's eins sein, ob ihr ein paar Schritte rechts oder links bauet. Sucht euch also in der Wiese einen Platz für's Haus und für einen stattlichen Hof obenein. Seid nicht blöde, ihr könnt frisch einen halben Morgen Land dazu nehmen. Was ich habe, kriegen ja doch eure Kinder, und mir kommt's nicht d'rauf an: den halben Morgen schenk' ich euch."

Das war brüderlich gesprochen, und der Kaspar hob schon die Hand auf, um in Sebulons Hand

einzuschlagen und sich fröhlichen Muthes zu bedanken. Aber die Frau war's nicht zufrieden, weil sie's nun einmal so gewollt hatte und nicht anders. „Nein," sagte sie, „in Eure Sumpflöcher bau ich nicht; lieber bleib ich im Stammhaus sitzen."

Wie es Euch beliebt," sagte Sebulon, „und wünsche allerseits wohl gespeist zu haben." Damit ging er ganz freundlich aus der Stube und stieg in seine Werkstatt hinauf.

Nun brach der Zorn der Frau los. Wenn der Sebulon ihr grob antwortete, so konnte sie gegen ihn ihre Galle loslassen, und nach einem herzhaften Zank möchten sich beide vielleicht vereinigt haben. Nun aber mußte der Mann es ausbaden.

„Du bist mir auch der Rechte," fuhr sie ihn an, „läßt deine Frau allein reden: der Schwager soll wohl denken, ich wäre wunder wie böse. So geht's den armen Weibern: ihr Männer laßt Gottes Wasser über Gottes Land laufen, und wenn wir hernach auf unser Eigenthum und auf's Gut unserer armen Würmer denken, da müssen wir böse Zungen sein."

„Frau," sagte der Kaspar, „die Wiese ist ebengut zum Bauen, und wir kriegen sie geschenkt."

„Ich will aber die Wiese nicht," schrie sie. „Lieber bau' ich auf den Fleck am Wasser, der uns gehört, daß der krumme Scheerenbein sich ärgern soll, wenn er nicht mehr auf den Rhein sehen und mit dem Schiffervolk schwätzen kann, das alte Weib der —"

„Der müßt' auch ein Narr sein, der dahin baute," sagte der Kaspar, „da stände das Haus keine zehn Jahre wegen des Eisgangs. Jetzt muß ich in's Feld." Damit ging auch er zur Stube hinaus.

Derweil saß der Sebulon auf seinem Schneidertisch und nähete kleine Läppchen zusammen für eine Jacke, die er seinem jüngsten Neffen, dem Hanspeter, für seinen neuen Hanswurst versprochen hatte. Der Junge war schon dreimal dagewesen; nun hatte er sie ihm auf drei Uhr zugesagt, da wollte der Hanspeter sie holen kommen.

Es schlug drei Uhr: die Jacke war fertig, aber der Hanspeter kam nicht. Meister Sebulon fing eine andere Arbeit an: er wird wohl fischen sein, meinte er. Es schlug vier Uhr: das Kind blieb aus, auch die andern kamen nicht, die sonst immer nach der Schule ihre Schnitte Brod mit Barkäs bei ihm aufaßen. Sebulon sagte für sich: sicher machen sie sich ein Kartoffelfeuer auf dem Acker, oder sollt' ihnen gar was zugestoßen sein?

Als es aber fünf schlug, hörte er das kleine Gesindel unten im Vorhause sich jagen und schreien. Er trat an die Treppe und rief hinunter: „Hanspeter, bring den Hanswurst, die Jacke ist fertig!"

„Nein Oheim," rief der kleine Junge herauf, „ich mag die Jacke gar nicht."

Sebulon ging an den Schneidertisch, holte die prächtige bunte Jacke, zeigte sie den Kindern und sprach: „wer will sie jetzt, wenn der Hanspeter sie nicht mag?"

Der zweitletzte Bube, der Michel, rief: „ich," und hatte schon den Fuß auf die unterste Treppenstufe gesetzt; da sprang ein älteres Mädchen, die schnippische Anna, hinzu, riß den Michel heftig am Arm herunter, daß er auf die Erde fiel, und sprach: „halt Du Deine Jacke, Ohm. Die Mutter hat gesagt, Du wärest ein böser Ohm, der seinen Bruderskindern nichts Gutes gönnt, und da wollen wir gar nichts mehr von Dir haben. Und die Mutter sagt auch, wir sollen gar nicht mehr zu Dir auf die Werkstube gehen."

„Ja," rief einer der Buben, „ich komme auch nicht mehr zu Dir, Du Ohm Scheerenbein. Hoho, Ohm Scheerenbein!"

Und die ganze Rotte, klein und groß, der Michel mit, brüllte laut auf: „Hoho, Ohm Scheerenbein, Ohm Scheerenbein!"

Sebulon wurde kreideweiß vor Zorn und dachte an die Elle, um das ganze Gesindel durchzuhauen, aber er fühlte seine Beine wanken und ging langsam in die Stube zurück. Die Hanswurstjacke zerriß er in kleine Fetzen und warf sie am Fenster hinaus. Dann kletterte er auf den Schneidertisch und fing wüthend an einem Wams zu nähen an. Als er fertig war, sah er, daß er den Ermel verkehrt angesetzt hatte: er schmiß das Wams hin, fuhr in den Rock, nahm sein spanisch Röhrchen und ging hinaus — in's Wirthshaus.

Dem Kaspar, als er seine Feldarbeit fertig hatte, war's auch nicht recht heimlich zu Muthe. Er mochte

nicht nach Haus gehen und dachte: die Frau hat's eingebrockt mit dem Bruder Sebulon, mag sie's heut Abend beim Essen mit ihm richtig machen: ich geh' in's Wirthshaus.

Also weil Beide diesen Abend sich nicht sehen wollten, kamen sie nun erst recht zusammen, und obenein vor andern Leuten.

Als Kaspar in die Schenke trat, saß der Sebulon in der Ecke und las im niederrheinischen Volkskalender. Er sah schlecht aus und trank wider seine Gewohnheit ein Schöppchen Ahrwein. Sonst hatten sie allezeit dasselbe getrunken und aus Einer Flasche; jetzt aber fing der Kaspar, wie er seinen Bruder sah, gleich mit Rum an. Rundherum saß ein Dutzend Leute aus dem Dorf.

„Nun, Kaspar," sagte der Schöffe, „Ihr wollt' bauen, hör' ich?"

„Wißt Ihr das schon," war die Antwort. „Ja, so Gott will im Frühjahr."

„Und wohin?"

„Weiß noch nicht, bin mit meinem nächsten Nachbar noch nicht eins geworden."

Sebulon sah einen Augenblick vom Volkskalender auf, die Augen der Brüder trafen sich. Kaspar fuhr fort: „nicht alle Leut' sind gefällig."

Sebulon legte den Kalender hin, nahm die Brille ab, sagte aber kein Wort.

„Ich meine," sprach der Schöffe, „auf der Wiese Eures Bruders wär's am bequemsten."

„Ja," sagte Kaspar, „so wird's auch wohl werden."

Jetzt fragte der Sebulon über den Tisch herüber: „auf welcher Wiese meinst Du, Kaspar?"

„Nun, wie wir's heut abgesprochen haben, auf Deiner!"

„Von der Absprach weiß ich nichts," erwiederte Sebulon. „Seit heut' Abend fünf Uhr wird von meiner Wiese kein Daumenbreit verkauft noch verschenkt."

„So," sagte der Kaspar, „das wußt' ich nicht. Ich denk' morgen bei Tisch reden wir noch einmal darüber."

„Ich esse nicht mehr bei Deiner Frau," antwortete Sebulon. „Ich hab' mich zum Essen hier beim Wirth verakkordirt, bis auf's Frühjahr."

„Und im Frühjahr?"

„Dann fang' ich eine eigene Wirthschaft an und halte mir eine Köchin, ich wohne oben und die unten."

„Unten wohnen ja wir," sagte der Kaspar.

„Nein," antwortete Sebulon, „unten wohnt ihr im Frühjahr nicht mehr. Ich habe eben den Schöffen gebeten, daß er Euch auf halben Mai kündigen soll."

„Sebulon," rief Kaspar und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Bau' ich auf Deine Wiese oder nicht?"

„Nein."

„Oder in Deinen Garten?"

„Nein."

„Und soll auch nicht im Haus meines Vaters wohnen bleiben?"

„Nein."

„Dann bau' ich auf dem Fleck' zwischen dem Haus und dem Rhein, oder alle Teufel sollen mich zerschlagen und der Schnaps im Glas soll mir Feuer und Flamm' im Magen werden. Gute Nacht, ihr Leute!"

Damit stürzte er seinen Rum hinunter und stürmte nach Haus.

Am andern Morgen früh kam richtig der Schöffe und kündigte im Namen des Sebulon dem Kaspar und seiner Frau die Wohnung auf. Der Frau wurde es schwül, nun es Ernst geworden war, und gern hätte sie jetzt den Wiesenfleck angenommen. Sie meinte, Kaspar sollte doch einmal hinauf gehen und ein gut' Wort an den Bruder wenden. Aber nun hatte Kaspar seinen Kopf darauf gesetzt und war zu stolz, den untersten Weg zu gehen. Mit seinen zwei ältesten Jungen wanderte er an den Fluß und hieb alsbald die Bäume nieder, welche daselbst standen. Sebulon steckte einmal oben aus dem Fenster den Kopf in der Nachtmütze heraus und sagte ganz ruhig: „guten Morgen, und wünsche gute Verrichtung."

Es war ein erbärmlicher Bauplatz. Zwischen dem Stammhaus und dem Leinpfad eingekeilt, bot er nur für eine Reihe Zimmer Platz. Desto besser, dachte Kaspar, da bau' ich drei Stöcke übereinander und nehme dem Sebulon dabei das beste Licht weg. Aber es mußte auch gegen den Fluß hin eine mächtige steinerne Brüstungsmauer aufgerichtet werden, und das war kein Spaß. Für die Stallungen blieb so wenig

Raum, daß man im alten Quartier gar ein halb Dutzend Ochsen mehr stellen konnte. Aber den Stall rückte dafür der Kaspar so, daß er dem Sebulon just auch das Fenster der andern Seite verdeckte, welches auf die Straße des Dorfes hinausging. So nahm er ihm die beste Freude, welche er bei der Arbeit hatte.

Unter Fluch und Verdruß wurde das Haus noch vor dem Winter unter Dach gebracht. Die Brüder grüßten sich nicht mehr, wenn sie sich begegneten, das Dorf lachte sie aus und stocherte dadurch ihren Eigensinn auf. Wenn der Kaspar etwas Neues zu machen hatte, nahm er einen andern Schneider vom nächsten Dorfe in die Kost. Seine Kinder aber thaten dem Ohm Schaden, wo sie mochten und konnten, und verschonten ihm sogar die Blumen und Früchte in seinem Garten nicht mehr.

Ein wenig besser wurde es, als im Frühjahr der Kaspar wirklich in's neue Haus einzog, aber viel besser doch nicht. Schon wenn man in der Stadt wohnt, ist's hart, einen Feind zu haben; auf dem Lande ist es noch härter. Denn in der Stadt kann man sich ausweichen, wenn man's anders will. Aber auf dem Lande trifft man sich alle Tage, im Wirthshaus, in der Gemeindeversammlung, im Handel und Wandel, zumal Nachbarn; und dann schmeckt Einem nachher das Essen schlecht.

Einmal hatte der Kaspar dem Wirth gesagt: Ich wohne doch schön, kann rings um mich blicken und Euch recht in's Dorf sehen; das freut auch meine Frau, sie

hat doch etwas Unterhaltung. Der Wirth sagte das dem Sebulon wieder, und am folgenden Tage kamen Maurer, bauten auf drei Seiten um Kaspars Haus auf dem Grund und Boden des Bruders zwei manns-hohe Mauern und versahen sie oben auf's trefflichste mit eingekitteten Glasscherben. Zwischen diese Mauern setzte Sebulon eigenhändig junge Pappeln, besah und begoß sie alle Tage und gab dem Nachtwächter ein schweres Trinkgeld dafür, daß er jede Stunde der Nacht zusehen sollte, ob Baumfrevel an ihnen geschähe. Die Kinder des Kaspar holten sich an den bösen Mauern nur zerschnittene Hände und Knie, die Pappeln aber wuchsen lustig und hatten im folgenden Frühjahre das Haus des Kaspar schon dermaßen eingesponnen, daß man um vier Uhr Nachmittags Licht anstecken mußte. Da nahm es mit der schönen Aussicht für die Frau gleichfalls ein Ende. Und was noch schlimmer war, die Kinder wurden durch die Mauer von allen ihren alten Spielplätzen abgesperrt und lagen nun den ganzen Tag am Wasser; die Frau konnte sie nicht wegschlagen, und wenn gar hoch Wasser war, hatte sie den ganzen Tag Sorgen und Noth. Am Ende mußte der Kaspar eine eigne Person in's Haus nehmen, bloß um auf die Kinder zu passen.

Einmal im Herbst, kurz nach der Grummetmahd saß der Sebulon bei der Arbeit. Da trat ohne anzuklopfen der älteste Sohn seines Bruders in die Stube, stellte sich vor den Schneidertisch hin und fing an: „Ohm Sebulon, der Vater läßt Euch sagen —“

„Thu' Deine Kapp' vom Kopf," sagte Sebulon, „wenn Du mit Deines Vaters Bruder sprichst."

„Davon hat mir mein Vater nichts befohlen," antwortete der Bursche und ließ die Mütze sitzen. „Er läßt Euch aber sagen, daß oben, wo Eure Wiesen anfangen, die Krippen nichts mehr taugen. Der Vater meint, das ginge Euch so gut an, wie ihn, und ob Ihr helfen und Geld beisteuern wollt, daß wir einen ganz neuen Steindamm machen und Weiden drauf stecken. Dann will er auch dazu thun."

Da sprach Sebulon: „er hat's nöthiger als ich; wenn im Frühjahre hoch Wasser kommt und nicht gekrippt ist diesen Herbst, geht ihm's Haus treiben. Sag' übrigens Deinem Vater: ich hätte doch mitgehalten, wenn er mir keinen Flegel, wie Du bist, geschickt hätte."

Der Bursch' machte Kehrt und trollte ohne Gruß ab. Als er seinem Vater die Antwort brachte, sagte der: „allein leg' ich's Geld nicht aus, um dem geizigen Satan seine Wiesen zu schützen. Gott sei Dank, reich bin ich, und mein Ackerfeld liegt hoch; geht mir auch das Haus flöten, ich kann's aushalten."

Also wurde gar nicht gekrippt. Der Rhein aber stieg schon diesen Herbst höher als gewöhnlich, und als er wieder gefallen war, spazierte Sebulon mit bangem Gemüth auf seine Wiesen hinaus. Richtig: da waren die letzten Reste der alten Krippe weggespült, ein großer Grasfleck abgedeckt, daß der blanke Boden da lag, und wohl anderthalb Morgen mit unfruchtbarem Grand

und Sand verschüttet. Sebulon überschlug leicht, daß er, die unvermeidliche Anlage einer neuen Krippe eingerechnet, um tausend Thaler ärmer war. Einen Augenblick dachte er bei sich: es wäre nun doch besser, wenn mein Bruder den halben Morgen Wiese für sein Haus hätte, und ich den ganzen, der jetzt noch dazu ruinirt ist. Aber er schlug sich den Gedanken aus dem Sinn, als er an Kaspars Haus auf dem noch nassen Leinpfad vorbeiging; denn da war Alles, Klein und Groß dabei, mit Eimern das Wasser aus dem Keller zu tragen, und die Frau rang die Hände, weil ihr die frisch eingemachten Bohnen und das Sauerkraut in den Fässern verdorben waren. Dieser Anblick war dem Sebulon wie ein Schmalzpflaster auf eine spanische Fliege.

Aber bald sollte ihm gar ein Haarseil unter die Haut gelegt werden. Noch im selben Herbst hörte er in der Kirche von der Kanzel die Heirath seiner ältesten Nichte Liese mit einem jungen Bauern aus der Nachbarschaft verkündigen. Das hatten sie also richtig gemacht, ohne ihn, den nächsten Verwandten, darum zu fragen; das hatten sie von der Kanzel ablesen lassen, ehe sie ihm ein Wort darüber gönnten! Die Liese war sein Pathchen, er hatte sie allezeit ganz besonders lieb gehabt und seit Jahren eine schwere goldne Kette mit Henkeldukaten für sie aufgehoben, die ihm aus der Erbschaft der Mutter zugefallen war. Und nun —

Die Hochzeit kam bald; man bat ihn nicht dazu, aber weil der Herbst noch ein paar warme Tage brachte,

schlug man die Tische hart neben seiner Hausthür an der Straße auf. Sebulon sah von oben das lustige Leben und verschluckte seinen Verdruß; als er aber die Braut selber in dem schönen neuen Kleid erblickte, das er nicht zugeschnitten und genäht hatte und das ihr, so meinte er, recht schlecht saß, da brachen ihm zwei dicke, bittre Thränen aus den alten Augen. Er konnte es dem Jubel gegenüber nicht aushalten, der zu ihm durch die Wipfel der Pappeln heraufscholl; leise zog er sich an, steckte die ehemals für Liese bestimmte goldene Kette mit den klirrenden, flirrenden Dukaten in die Hosentasche und stieg die Treppe hinunter.

Wäre nun die böse Mauer nicht gewesen, so konnte er durch die Hinterthür am Fluß her sich heimlich vorbeischleichen; jetzt mußte er vorn heraus und mitten durch die Hochzeitstische hindurch. Mit leisem Schritt und gesenktem Haupte ging er seines Weges. Die Liese sah ihn und wurde blutroth, ihre Mutter sah ihn und wurde leichenblaß; ein bösartiges Spottgelächter lief über die Gesichter der Gäste bei dieser unerhörten, so hart sich hervordrängenden Kränkung alles Familienbrauchs und aller Familienliebe. Der Kaspar sprang auf: ich glaube, er wollte seinem Bruder das Glas zubringen, und ich glaube auch, der Sebulon wäre dann geblieben, und die Hochzeitsfreude hätte den langen Schmerz ausgeheilt. Da schrien aber die kleinsten unter Kaspars Kindern dem großen Haushunde, den sie heut in der allgemeinen Freude von der Kette losgemacht

hatten, unten am Tische zu: Tiras, Tiras, da ist der Ohm Scheerenbein! Der Hund war sonst ein gutes Thier, das keinem Kinde etwas zu Leide that, aber die kleinen Bösewichter hatten ihn ein paarmal, wenn er an der Kette lag, auf den Ohm gehetzt, um diesen zu erschrecken, und so fuhr er dem jetzt wüthend nach den Beinen. Sebulon, der sich auf Alles gefaßt hatte, zog ihm mit dem spanischen Rohr einen kräftigen Hieb über die Zähne, und Kaspar gab ihm zu gleicher Zeit einen furchtbaren Fußtritt in die Flanke, so daß das Thier heulend unter den Tisch zurückrollte. Aber zornig sah Sebulon die Familie an und sagte: „ich gehe ja schon, was braucht ihr denn den nächsten Verwandten eures Hauses von seiner Nichte Hochzeit mit Hunden wegzujagen?“ Rascher als vorher schritt er sodann durch die Reihen und bog um die Ecke des Nachbarhauses.

Still ging er durch die Stoppelfelder und Wiesen in die nächste Stadt zum Goldschmied, ließ die Kette schätzen und steckte die Louisd'or, die er dafür bekam, gleichmüthig in dieselbe Hosentasche, wo die Kette gewesen war. Dann wandte er sich auf dem Markte zum Hause des Notars, sprach mit ihm eine Stunde und bestellte ihn auf morgen früh in seine Wohnung aufs Dorf hinaus. Hierauf kehrte er heim, setzte sich im Wirthshause zu den andern Gästen und lud den Barbier und den Hufschmied, weil das die beiden ärgsten Plaudermäuler in der Gemeinde waren, ebenfalls auf

morgen früh als Zeugen zu sich ein. Hierauf traktirte er sie mit dem besten Wein und spielte bis tief in die Nacht mit ihnen Sibbeschröm zum höchsten Satz. Dabei gingen ihm zwei von den Louisd'or springen, die er für die Kette gelöst hatte: das wollte er eben. Um Mitternacht, als der Hochzeitslärm vorüber war, ging er nach Haus und legte sich aufs Ohr.

Der Notarius kam, die Zeugen auch. Sebulon hatte noch eine Verwandte im Oberlande, die er nicht leiden konnte, weil sie als Mädchen sich schlecht aufgeführt hatte und dann mit aller Mühe unter die Haube gekommen war. Der und ihren Kindern vermachte er nun ganz rechtskräftig das Stammhaus und sein Land, wie auch alle seine fahrende Habe, mit der Clausel, daß der Besitz erlösche, sobald die Erben die Mauer und die Pappelallee verkommen ließen oder seinem Bruder Kaspar oder dessen Nachkommen ein Stück des Grundeigenthums verkauften. Der Notar erhielt an Gebühren gerade den Rest der Louisd'or; ein letztes Zehngroschenstück, das noch davon übrig blieb, warf Sebulon den Sonntag drauf in den Klingelbeutel. Den beiden Zeugen aber verbot er zum Ueberfluß noch, von der Sache zu reden. Natürlich hingen die es jetzt sogleich an die große Glocke, und Abends im Wirthshaus meldeten zwanzig Zungen dem Kaspar im Vertrauen die erbauliche Geschichte.

Geld wiegt überall schwer, am allermeisten aber auf dem Lande, wo man den Mann schätzt nach dem, was

er hat, und das Mädchen manchmal auch. Kaspar merkte bald, daß er jetzt nicht mehr für halb so reich galt als vorher. Man wußte recht gut, daß Sebulon aus seinem Garten, aus den schönen Wiesen und daneben mit seiner Schneiderei ungefähr ebensoviel jährlich erwarb wie Kaspar aus seinen großen Ackergütern, daß er aber, kinderlos wie er war, nicht den zehnten Theil seines Erwerbs verbrauchen konnte. Obenein besaß er das solid und gut gebaute Stammhaus, Kaspar aber den unsichern, stets feuchten Neubau am Wasser; bei zwölf Kindern mußte sein Vermögen ein starkes Exempel in der vierten Spezies hergeben, und der Quotient wurde garstig klein. Dieses Rechenexempel stellten alsbald die alten und jungen Bauern rundherum in der Nachbarschaft an. Um das schnippische Annchen, die zweite Tochter Kaspars (das war dieselbe, die damals den Michel von der Treppe des Ohms zurückriß), hatte sich schon lange Zeit ein Schulzensohn vom nächsten Hofe Mühe gegeben und bei Liesens Hochzeit die Sache bei ihr ungefähr in Richtigkeit gebracht; jetzt kam der nicht mehr, und die Anne sah lang nicht so spitzig mehr aus wie vorher. Kaspar selbst hatte Hoffnung gehabt, Schöffe zu werden, an des alten Statt. Aber als es im Gemeindehaus wirklich zur Wahl kam, meinten nunmehr Alle, es schicke sich nicht, Einen zum Schöffen zu nehmen, der mit Jemand im Dorf unfreund sey, und so fielen die Stimmen auf einen reicheren Bauer, obwohl der

statt eines ein halb Dutzend Feinde hatte. Auch im eigenen Hause bekam Kaspar, da er älter wurde, alle Tage mehr Verdruß. Die Frau warf ihm vor, sie hätte ja auf den schlechten Platz gar nicht ernstlich bauen wollen, er mit seinem Eigensinne sey an allem Uebel schuld. Die Kinder, in deren Herz früh der giftige Same des Hasses gestreut war, hatten in ihren Streichen gegen den Ohm, welche die Eltern ihnen stets durchgehen ließen, Verachtung gegen das Alter gelernt und gaben diese Verachtung jetzt auch reichlich dem Vater zu schmecken. Die ältern Söhne und Töchter aber sahen ihre Eltern als die Ursach an, daß ihnen das reiche Erbe des Ohms entging, und Annchen, um welche sich jetzt kein reicher Junge mehr bewarb, gab dem Vater und der Mutter kein gutes Wort mehr zu hören. Der Fluch des Hasses lag auf allen Stirnen, und Kaspar, wenn er allein auf dem Felde hinter den Ochsen herging, dachte jetzt doch oft: wären wir drei Jahr jünger, ich wüßte wohl, was ich thäte. Nun's aber einmal drei Jahr gedauert hat, soll's auch so bleiben bis an meinen Tod! Und dabei schlug er mit dem Stecken so hart auf die Ochsen, daß sie aufsprangen und die Furche schief ging.

Ein harter Winter kam. Im Januar und Februar schneite es unabläßig, des Nachts fror es und der Schnee blieb liegen. Bange sah man am Niederrhein dem Hochwasser entgegen. So blieb es bis tief in den März: da sprang der Nordwind nach Südwest um, und

in einem Tage trat überall das schwarze Feld aus der Schneedecke hervor. Der Rhein stieg, es mußte schrecklich werden, wenn auch im Oberland das Thauwetter so plötzlich eintrat und wenn es dauerte. Wäre nur die Krippe im Herbst ordentlich gemacht worden! Aber jetzt war es zu spät, man mußte auf einen Nothbehelf denken. Kaspar lernte in der Todesangst um Weib und Kind und Heerd seinen harten Muth beugen. Ohne dießmal seines Bruders Hülfe zu erbitten oder abzuwarten, rammte er an der Stelle der Krippe ein Dutzend der stärksten Tannenstämme in schräger Reihe ein, um den Stoß der Fluth sanft abzulenken, und verband sie mit dickem Weidenflechtwerk. So sicherte er sich die Zeit, um seine beste Habe wenigstens flüchten zu können.

Höher und höher schwoll die Fluth: Weib und Kind mußte er schon im Nachen wegschaffen, das Wasser stand in seinem zweiten Geschoß. Er selbst blieb noch in dem gefährlichen Bau, wie ein Schiffskapitän, der ein Wrack nicht verlassen mag, so lange es nicht untersinkt. Es gelang ihm sogar, unter dem Schutze der eingeschlagenen Tannenbäume, die vortrefflich widerhielten, ein großes starkes Scheunenthor an diese seine Verschanzung heranzubugsiren und zur Verstärkung derselben vor dem Weidengeflechte zu befestigen. Dadurch bekam das Haus noch mehr Schutz. Zwar wie die Strudel heranschossen, bogen sich die Tannen und krachten, aber weil sie nachgaben, richteten sie sich auch allemal

wieder auf. Wenn jetzt die Flut nicht mehr wuchs, wie sie denn wirklich stillzustehen schien, dann war das Haus gerettet.

Aber an einem Abende verdunkelte sich der Himmel. Der Wind sprang spitz nach Westen um und jagte die bäumenden Wellen gerade auf das Dorf zu. Ein Platzregen wie ein Wolkenbruch fiel nieder, die Flut wuchs in jeder Stunde zwei Fuß, und kletterte nun auch schon an Sebulons Hause empor.

Dieser legte sich in Kleidern auf's Bett in der Oberstube. Weil sein Haus sonst immer verschont blieb, war er nicht geflüchtet und hatte nicht einmal für einen Nachen gesorgt; dem Bruder aber, der auch in seiner Festung blokirt war und einen Nachen da hatte, mochte er darum jetzt kein gut Wort geben. Auch ängstigte er sich nicht sonderlich, weil er sich auf die Festigkeit des Hauses verlassen konnte. Die Lampe hatte er brennend neben sich stehen und las in der Postille.

Auf einmal aber sah er das Wasser durch den Fußboden heraufquellen wie ein klares Waldbrünnlein im Frühjahre. Seine Haare sträubten sich: siehe, da kam es auch schon lustig über die Thürschwelle gerieselt. Er sprang empor und riß die Thür auf: ein voller Schwall brach ihm entgegen, und kaum war er auf den Schneidertisch geflüchtet, so stand das Wasser den Fenstern gleich. Da trat ihm der entsetzlichste Tod vor die Augen; wenn es jetzt noch stieg bis es das

Fenster gefüllt hatte, so wurde er unter der Decke erdrückt oder mußte ersticken. Er lief an's Fenster, das nach dem Dorfe ging und schrie um Hülfe, aber das Rauschen der Fluth und der scharfe Pfiff des Windes schnitt ihm den Ton lautlos von den Lippen weg; die Fluth spielte innen und außen bis an seine Brust. Nach dieser Seite war keine Rettung, aber nach dem Flusse zu blieb eine kleine Hoffnung. Dort stand dicht vor dem Fensterladen eine der Pappeln, welche er aus Haß hingepflanzt hatte. Er watete zum Bette, schlug eine wollene Decke, die noch trocken war, eng zusammen und band sie sich an den Hals. Dann kletterte er vorsichtig in den Fensterrahmen: richtig, die Pappel stand noch und reckte seiner Hand einen starken Ast entgegen; dicht hinter ihr schien auch das Dach vom Hause seines Bruders noch aus der Fluth hervor. Er sah den Kaspar mit einer Laterne aus dem obersten Stockwerk in den Nachen steigen; er schrie ihn an, aber hören war unmöglich. Kaspar zwang den Kahn mit aller Mühe auf die Tannenbäume oben bei der Krippe zu; Sebulon aber kletterte auf seiner Pappel so hoch hinauf als er starke Aeste fand, setzte sich oben zurecht und erwartete, daß der Tag und die Hülfe kommen sollten. Bald überzeugte er sich, daß das Wasser eben so rasch fiel als es gewachsen war: schon wich es von dem Fenster, aus dem er sich geflüchtet hatte, und schon dachte er dorthin zurückzukehren.

Da, es war eben der Morgen am Grauen, erhob

sich nocheinmal mit kurzen, starken Stößen der Wind. Die Flut rauschte wilder, die Pappel schwankte stark. Eben wollte Sebulon seinen Rückzug antreten, da hörte er oben an der Krippe einen entsetzlichen Krach, das Hausdach vor ihm sank mit furchtbarem Rauschen in die Flut, und in den Strudel, der dadurch entstand, senkte sich der Pappelbaum mit hinein. Krampfhaft hielt er sich fest: der mächtige Stamm wurde von den Wellen im Kreise gedreht, unter und über gestürzt, und Sebulon mußte den Tanz mithalten; bald war er ein paar Klafter unter dem Wasserspiegel, bald drüber. Plötzlich empfand er einen Stoß, der Ast, den er hielt, schleuderte ihn von sich und warf ihn unsanft auf etwas hartes hin. Der Verstand verging ihm, er fühlte, daß ihm das Blut aus der Nase strömte und daß er mit dem, worauf er lag, rasch stromabwärts trieb. Langsam sammelte er seine fünf Sinne; als er sein Lager befühlte und besah, war's ein großes Scheunenthor, und am andern Ende desselben saß ein Mann — und der Mann war sein Bruder Kaspar.

Der Kaspar hatte am Wanken seines Hauses gemerkt, daß es drinnen nicht mehr geheuer sei. Deßhalb bestieg er den Nachen, wagte aber nicht, nach dem Dorfe zu fahren, wo er in der schwarzen Nacht und bei dem wilden Wellenschlage leicht an einen Baumwipfel stoßen und umschlagen konnte, sondern arbeitete sich durch das stillere Fahrwasser zu seinem Bollwerke

hin, dessen Baumstämme am Abend vorher noch prächtig gehalten hatten. Dort lag er vor Sturm und Strömung geschützt vor Anker und merkte ebenso vergnügt wie Sebulon auf das Abnehmen der Flut. Aber jene Windstöße gegen Morgen trieben ihm die Wellen gerade gegen die Schutzwand, vier Tannenstämme wichen endlich aus dem zerwühlten Boden und die andern brachen in demselben Augenblick in Splitter. Das schwere Scheunenthor stürzte dem Kaspar beinah auf den Kopf und schlug ihm die Spitze des Nachens glatt weg. So blieb ihm nichts übrig, als von dem versinkenden Fahrzeug auf das Scheunenthor selbst zu springen. Die losgeketteten Fluten heulten nun auf sein Haus zu, er sah es zusammenbrechen wie Sebulon, und Thor und Pappel schossen in denselben Strudel hinein, der sie dicht aneinander wirbelte und den Sebulon gleichfalls auf das bessere Rettungsboot absetzte. Als Kaspar einen Menschen auf das Thor geschleudert sah, war seine erste Meinung, ihn herabzuwerfen, damit die Last nicht zu groß würde, aber sein gutes Gemüth verwarf den Gedanken. Beim schwachen Morgengrauen erkannte er den verhaßten Bruder, begnügte sich aber, soweit als möglich von ihm fortzurücken. So saßen sich denn die Brüder gegenüber, jeder auf einer Ecke des Thors, das reißend schnell mit ihnen abwärts trieb.

Als der Morgen hell anbrach, hatten sie einen trostlosen Anblick. Das Gewölk verzog sich, der Sturm

hörte auf; aber unermeßlich dehnte sich die trübe Fluth, Bäume, Hausgeräth und Leichen von Thieren mit sich wirbelnd, vor ihrem Auge aus. Fahrzeuge wagten sich in den Strudel nicht hinein; schoß ihr Thor wohl einmal dichter an einem Ufer hin, wo Menschen sie hätten sehen können, so waren die doch zu feig oder zu sehr mit dem eigenen Unglück beschäftigt, um an die Rettung der Brüder zu denken. Jeden Augenblick drohte ihnen der Tod, wenn ihr Fahrzeug dicht an überschwemmten Baumwipfeln vorbeischoß oder mit Balken und anderm Holzwerk in der Strömung zusammenstieß. Dazu lief der Wind wieder nach Norden, und fuhr ihnen eisig durch die nassen Kleider. Sebulon nahm die Decke, die er sich an den Hals gebunden hatte, schlug sie auseinander, und als er sie noch ziemlich trocken fand, wickelte er sich hinein. Aber auch so klapperten ihm die Zähne aneinander.

Da fielen ihm denn in seiner Seelenangst allerlei gute Sprüche von der Bruderliebe und Vergebung ein, und die lagen ihm schwer auf dem Gewissen. Aber wenn er eben weich werden wollte, so dachte er recht absichtlich an die verbaute Aussicht aus seiner Oberstube, und an die Frau Schwägerin, vor Allem aber an die Hochzeit der Liese, und dann wurde ihm sein Herz wieder so kalt wie seine Hände.

Dem Kaspar seinerseits war's noch banger in seinem Gewissen, und er betete leis für sich ein Vaterunser nach dem andern. Auch ihn fror jeden Augenblick

ärger. Da blitzte es ihm auf einmal durch die Seele, daß er vor dem letzten Einsteigen in den Nachen eine Flasche Kornbranntwein zu sich gesteckt hatte für alle Fälle. Er griff darnach — und schau', sie war ganz geblieben; er zog einen tapfern Schluck, und die Augen wurden ihm munterer.

Bei diesem Anblick klapperten dem armen Sebulon die Zähne noch ärger. Kaspar sah es, und ganz langsam, als wollt' er die Worte zählen, preßte er die Frage heraus:

„Sebulon, willst du auch einen Schluck?"

Ueber das Antlitz des Schneiders floß es wie glättendes Oel; die Noth war zu groß, sein Herz war gebrochen. Leise zitterte ein Ja ihm zwischen den zusammengedrückten Zähnen durch.

Da kroch Kaspar vorsichtig in die Mitte der Scheunenthür und Sebulon eben so vorsichtig ihm entgegen, denn aufrecht gehen durften sie nicht, sonst wäre ihr Fahrzeug umgekippt; der eine gab die Flasche, der andere nahm sie und that einen tiefen Zug.

Aber mit der Wärme, die jetzt in ihre Adern floß, erwachte auch wieder der Trotz. Sebulon gab die Flasche zurück, sagte: „ich danke," und wendete dem Kaspar den Rücken, um auf seinen Platz zurückzukriechen.

Abermals schwammen sie wol eine Stunde; die Sonne kam hell herauf, die Natur wurde ruhiger. Kaspar, von den Anstrengungen der letzten Tage und

Nächte erschöpft, konnte dem Schlaf nicht widerstehen und nickte vorwärts und rückwärts.

Sebulon sah die Gefahr seines Bruders, und nun war das Sprechen an ihm. „Kaspar," sagte er, „streck' Dich und schlaf, Du versäuffst mir sonst; ich will wachen und Dir zurufen, wenn sich eine Rettung zeigt."

Das ließ sich der Andere nicht zweimal sagen, sondern fiel vornüber auf den Bauch, legte die Arme unter den Kopf und fing an zu schnarchen. Sebulon kroch leise zu ihm, nahm die wollene Decke, die nun ganz trocken war, von seinen Schultern und legte sie vorsichtig über den Bruder hin.

Noch eine Stunde verfloß: da meinte Sebulon, es gehe langsamer. Er sah sich um und hätte beinah laut aufgeschrien vor innerem Jubel. Denn er bemerkte deutlich, daß die Hauptströmung jetzt rechts von ihnen sich hinabwälzte, während sie selber in ruhigerem Wasser auf einen schwarzen Strich zutrieben, der ein Ufer zu seyn schien. Als er dieß Alles überschaut hatte, weckte er den Kaspar.

Dieser richtete sich auf, reckte sich und sagte: „ja, die Gegend kenn' ich. Das Schwarze ist ein Damm, vor welchem stilles Wasser sein wird. Erreichen wir den, dann können wir auf ihm fortgehen bis auf's höherliegende Land."

Sie tranken in der Freude noch einmal miteinander, und Kaspar gab dem Bruder die Decke wieder. Auf einmal aber rief er: „wie kommt's denn, daß

wir so schnell treiben, wenn doch ein Damm vor uns ist?"

Er erhub sich auf seine Füße und sah scharf vor sich. „Nun sind wir verloren," sprach er leise, „der Damm hat einen Riß und wir sind gerade in der Strömung, die auf den Riß zugeht. Merkst du, wie es schnell reißt, und immer schneller? Dort schäumt schon die wüthende Flut: wir stoßen an und sind hin!"

Und so war es. Rascher als ein Dampfboot schoß das Thor auf die schmale Dammöffnung zu. „Noch fünf Minuten," sagte Kaspar und kniete nieder wie ein Verdammter vor dem Henkerbeil — „noch vier — nun keine drei mehr."

Aber Sebulon sah nicht mehr auf das Loch im Damme, sondern auf den Kaspar, und sagte laut und fest: „Bruder, sollen wir denn als Feinde vor Gottes Richterstuhl treten?"

Da brach dem Kaspar das Herz, und mit dem Ruf: „Bruder vergib mir," sank er in Sebulons offene Arme. Der aber rief: „so wollen wir sterben!" Zum erstenmale seit vier vollen Jahren fühlte jeder sein Blut wieder warm durch die Glieder rollen, zum erstenmal wieder Thränen der Wonne aus den Augen rinnen. Dicht vor dem Tode waren sie glücklicher als je, weil jeder wieder ein liebend Herz an dem seinigen schlagen spürte.

Ein heftiges Schaukeln riß ihre Lippen auseinander. Beide sahen nach dem Damme zu und erwarteten den

Tod — aber da war kein Damm mehr. Staunend blickte Kaspar rückwärts — siehe da lag der Damm schon hinter ihnen: im Augenblick ihrer Versöhnung war der Tod an ihnen vorbeigegangen und ihr Fahrzeug wie durch ein Wunder recht mitten durch die Oeffnung hingeschossen, ohne rechts und links anzustoßen. Sie waren gerettet: vor ihnen lag das höhere Land, auf welches die immer mehr sich stillenden Wellen sie langsam hinspülten. Da umarmten sie sich vor Freude noch einmal und ließen sich nun nicht mehr los, bis das Thor unter ihnen sich sacht auf ein weiches Ackerland heraufschob.

Arm in Arm gingen sie in's nächste Dorf, trockneten daselbst ihre Kleider und stärkten sich mit Speis' und Trank. Gerne hätten sie die Nacht da geruht, aber sie dachten an die Angst von Kaspars Frau und Kindern. Kaspar verkaufte sein Scheunenthor, Sebulon die wollene Decke, etwas Geld hatte jeder außerdem bei sich, und so machten sie sich auf die Beine. Alle Landstraßen waren überschwemmt, sie mußten Umwege über die Gebirge suchen, und aus der Strecke, die sie in acht Stunden durchfahren hatten, wurden drei Tagemärsche. Aber sie kamen ihnen nicht so lang vor als die acht Stunden; denn in diesen drei Tagen, die ihnen so recht einsam geschenkt waren, tauschten sie nun Alles und Jedes aus, was beide in vollen vier Jahren durchlebt hatten; die Herzen wuchsen fest wie ehemals zusammen, und sie machten Pläne, wie sie's nun

daheim einrichten wollten zu gegenseitigem Glück. In der letzten Stadt vor ihrer Heimath aber gingen sie zum Notarius, und Sebulon vernichtete das dort niedergelegte Testament.

So kamen sie spät am dritten Abend im Dorf an und schritten auf ihr Erbgut zu. Das Wasser war im Ablaufen; die Pappeln mit ihrer Mauereinfassung und das neue Haus, also gerade die Zankäpfel, waren ohne alle Spur verschwunden; nur das Elternhaus stand noch fest und unerschüttert. Kaspar blieb ein wenig zurück; Sebulon aber schlich sich an die Ecke des Hauses und sah die Schwägerin mit den Kindern verzweifelnd auf der Stelle ihres früheren Uebermuthes sitzen, die so eben von der Flut ihr wieder eingeräumt wurde. „Betet,“ sagte sie zu den Kleinen, „für den Vater, denn hier riß ihn die Flut fort; betet aber auch,“ fuhr sie zu den ältesten Kindern fort, „für die Mutter, denn ich habe den Vater getödtet und den armen Schwager Sebulon auch.“

„Mich nicht,“ rief der Sebulon, und trat vor. Die Kinder, alles Haders vergessend, hingen sich an ihn. „Und weil Ihr, liebe Schwägerin, Reu' und Leid tragt, so schenkt Euch Gott noch mehr wieder, und weil Ihr auch an den Sebulon denkt, bringt der Euch den Mann wieder nach Haus.“

Da kam auch der Kaspar hinter der Ecke her, und die Frau schloß ihn in den einen und den Sebulon in den andern Arm. Der aber sagte: „Kinder, wir haben

eine gute Lehre bekommen diese vier Jahre her, und hätte es noch einmal vier Jahre gewährt, so konnten wir den Bettelstab in die Hand nehmen. Jetzt aber zwingen wir's noch. Morgen fangen wir zusammen die neue Krippe zu machen an. Ein neues Haus braucht ihr nicht: kommt nur wieder zu mir: was mein ist, ist euer und eurer Kinder!"

Der Musikant.

Eine rheinische Bürgergeschichte.

Von

Johanna Kinkel.

In dem niedrigen halbdunkeln Krankenzimmer saß in ihrem Bette aufgerichtet, von der treuen Tochter gestützt, die Frau eines reichen Bierbrauers in Bonn, und betrachtete freundlichen Auges ein Glas alten rothen Gielsdorfers nebst Anisschnittchen, welche Labung ihr heute nach langer Diät zuerst der Arzt vergönnt hatte. Dieser stand mit dem Hausherrn am Fenster, und antwortete auf dessen Frage: „Eß dat Stingche dann no ganz op der Besserong?" [1] mit warnendem Ton: „Erst muß sich noch manches gefährliche Glied aus der Kette der Erscheinungen gelöst haben, bevor wir mit Sicherheit dieses Wort aussprechen mögen. Ich wiederhole es, vor allem muß die Patientin aus der dumpfen Stubenluft heraus, und in einer freien anmuthigen Gegend den belebenden Hauch des Lenzes einathmen."

„Minges Gefalls! Dat sall se han. Ever no Godesberg kütt se mer net, wo die stihf stgge Kleeder vür Blinzlersch obenav spaziere, wo ennewendig die huvärdige Elberfelder Madamme dren steche. Zo Kessenich

[1] Ist das Christinchen denn nun ganz auf der Besserung?

weeß ich en ahdig Hüüsche, met esu em Bongert, wo ich mich an köhl Ovende alt mih unger die Böömcher setze könnt' on Weggemilch met esse." [1]

So überlegte der Hausherr, der Arzt gab seine Zustimmung, und nach einigen Tagen schon zog die Genesene mit ihrer Tochter Tillchen hinaus. Dicht hinter dem Hause, das sie bewohnten, zog sich eine Reihe von Obstgärten und Wiesen langsam bergan, und begrenzten die Waldung, welche den Gipfel der das Dorf eng umschließenden Hügelkette deckt. Da sollte nun die dicke Frau den Tag über recht fleißig umher wandern, auf den Berg steigen, und sich so lange abmüden, bis ihr Milch und Brod wie Wein und gebratene Hähnchen schmeckten. Aber so gewissenhaft befolgte sie den Rath des Arztes nicht. Nach einem halbstündigen Schlendern durch die Wiesen sagte sie gewöhnlich zu ihrer Tochter: „Tillche, ich be möd; ich well ming ahl Glidder jet räste!" [2] und dann setzte sie sich unter den schattigen Birnbaum, strickte emsig an einem Stiefelstrumpf, und gab Acht, was die Bauern in den anstoßenden Gärten thaten und plauderten.

[1] „Meinetwegen. Das soll sie haben. Aber nach Godesberg kommt sie mir nicht, wo die steifen seidenen Kleider vor Blinzler's (Hotel) auf und ab spazieren, in welchen inwendig die hoffärtigen Elberfelder Damen drin stecken. Zu Kessenich weiß ich ein artiges Häuschen, mit so einem Baumgarten, wo ich mich an kühlen Abenden jezuweilen unter die Bäumchen setzen könnte und Weck und Milch mit essen."

[2] Ich bin müde; ich will meine alten Glieder etwas rasten.

Das nächste Haus rechts war eine Schenke, wo es aber in der Regel nur Sonntags lebhaft zuging. Dann war Tanzmusik bis in die späte Nacht, lustig und wild, während in der Woche die Wirthsleute ihre Weingärten und Felder besorgten, und selten von einem stillen Gast, der schweigend sein Schöppchen im Grünen genießen wollte, darin gestört wurden.

Mit Verwunderung hörte die Brauersfrau auf einem Dachstübchen jenes Hauses Jemanden halbe Tage lang allerlei Stückchen auf einer Violine versuchen, und erfuhr, daß es der Sohn des Hauses sey, welcher von den benachbarten Bauern als ein Erzmusiknarr geschildert wurde. Sie erzählten: „Do wor en ahl Vigelin em Huus, die hat hä als ene kleene Jong' op der Lööw funge, on ihrsch hatt si' Vatter Pläsihr dran, wie hä von selversch dorob spille konnt'. Evver wie hä ene gruuße Lellbeck wurd', do woll hä em Feld on en der Schüür' kee Good donn, on alle Oogeblecks hatt' hä sich en de Vösch gefusch, wo ihn keener finge konnt'; do sooß hä op 'em Boom on spild op der Vigelin. Do säht si Vatter: Wann et dann net andersch eß, dann well ich och dervon profetire. Ich 'en moß alle Sonndags dene Musikante vo Bonn esu vill Geld on goode Word gevve. Stopp mer se dann net genog met Wing on Platz-brögge, dann senn se noch pritsch derbei. Dat kann ich spare. Ich 'en koofe mingem kleenste Jong en ahl Baß für drop ze schrompe. Dat kann jedwedereener. Dann striche se viermol reechs, on dann

viermol links, on esu vöran: Wubwubwubwub, wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Dat geht wie geschmäärt. On do eß dä blinde Michel von Dottendorf, dä blöös die Clarinett' für en Appel on ä Stöck Bruud' — wenn no dä Aeltſte die Vigelin ſpild, da' kann ich ohne Köſte Muſik hale.“ [1]

So kam es, daß die Liebhaberei des jungen Franz geduldet wurde. Er durfte ſich ungeſtraft dem Dreſchen und Pflügen entziehen, und geigen ſo viel ihm behagte; ja er ſetzte es ſogar durch, daß er ein Jahr lang bei dem berühmten Wallbröl zu Poppelsdorf Stunde nehmen durfte, worauf er das Gelernte ſeinem jüngſten Bruder und dem blinden Michel mittheilte, ſo gut er's verſtand.

[1] „Da war eine alte Violine im Haus, die hatte er als ein kleiner Junge auf dem Speicher gefunden, und anfangs hatte ſein Vater Vergnügen daran, wie er von ſelber darauf ſpielen konnte. Aber als er ein großer Lümmel wurde, da wollte er in Feld und Scheune ſeine Schuldigkeit nicht thun, und jeden Augenblick hatte er ſich in den Buſch gepfuſcht, wo ihn Keiner finden konnte; da ſaß er auf einem Baum und ſpielte die Violine. Da ſagte ſein Vater: wenn es denn nicht anders iſt, ſo will ich auch davon profitiren. Ich muß alle Sonntage den Bonner Muſikanten ſo viel Geld und gute Worte geben. Stopft man ſie dann nicht genug mit Wein und Butterbroden, ſo ſind ſie noch launiſch obenein. Das kann ich ſparen: ich kaufe meinem kleinſten Jungen einen alten Baß, um darauf zu ſchrumpen. Das kann Jedermann. Dann ſtreichen ſie viermal rechts, und dann viermal links und ſo weiter; Wubwubwubwub, Wubwubwubwub ꝛc. ꝛc. Das geht wie geſchmiert. Und da iſt der blinde Michel von Dottendorf, der bläst die Clarinette für einen Apfel und ein Stück Brod — Wenn nun der Aelteſte die Violine ſpielt, ſo kann ich koſtenfrei Muſik halten.“

Bisher hatte er lauter lustige Tänzchen gespielt, und damit der dicken Nachbarin vielen Spaß gemacht. Sie erinnerte sich dabei der Tage ihrer Jugend, wo sie noch schlank und leicht Quadrille tanzte. Nach und nach waren die lustigen Walzer in wehmüthig langsame Melodien übergegangen, und heute spielte Franz so klagend und traurig, daß selbst Tillchen zuweilen tief seufzte, und verstohlen die Augen abwischte. „Et wird eenem ganz bedröv," sagte die Mutter, „wann dä Minsch esu beweglich spild, grad' als wann' en Orgel med er Moordgeschichte vür de Huusdüür küt, dann moß mer och immer kriische. Ich han leever esu en alleerte Stöckelcher."[1] Das Tillchen schwieg still und machte sich nach einer Weile davon, ein einsames Plätzchen suchend, von dem aus es nach dem Dachfenster des Bauernsohnes hinaufsehen konnte.

Ihr war seit einigen Tagen so eigen zu Muth, als ob eine schwere Last auf der Brust sie am Athmen hinderte. Sie war doch so fröhlich und leicht mit der guten Mutter hinausgezogen, obwohl es ihr hart vorkam einen halben Sommer hindurch das fröhliche Geplauder der Nachbarskamerädchen zu missen, und statt des bunten Treibens auf Markt und Straße, das einem Mädchen so viel zu denken gibt, nichts zu sehen als

[1] „Es wird einem ganz betrübt," sagte die Mutter, „wenn der Mensch so beweglich spielt: grade wie wenn eine Orgel mit einer Mordgeschichte vor die Hausthüre kömmt, dann muß man auch immer weinen. Ich habe lieber solche muntre Stückchen."

Gras und Bäume. Doch da sie ein sehr gutes Kind war, hatte sie sich vorgenommen keine Langeweile aufkommen zu lassen, und der Mutter von früh bis spät die Zeit zu vertreiben. Sie redete ihr zu sich Bewegung zu machen, damit nur ja kein Rückfall entstehe; sie bereitete ihr sorgfältig die gebotenen Speisen, und erzählte ihr unerschöpflich viel Geschichten: vom Thresschen, vom Drückchen, aus der Predigt des Kaplan Peters, von den Wassermeiers Töchtern, von der Endenicher Kirmes und der Kevelaer Procession. Ein paar Wochen durch reichte dieser Gesprächstoff vollkommen aus, dann aber verstummte Tillchen mehr und mehr. Was sie anfangs am meisten gescheut, die Einsamkeit, war ihr nun das liebste. So oft sie konnte stahl sie sich weg, den waldigen Berg hinan, oder sie setzte sich an die epheubewachsene Mauer des Kirchhöfchens, und betrachtete stundenlang die Kreuze die aus dem hohen Gras emporragten.

Kam zuweilen Abends der Vater, und sie war nicht da, oder erschien endlich mit verweinten Augen, so sagte der: „Wat eß doch dem Till? Eß dem wieder en Luus üver de Levver gekroffe?" [1]

Antwortete dann die Mutter: „Och dat eß' em jonge Mädche net ze verüvele, dät' em hee de Zick lang wird, on mer welle maache, dat mer baal wieder no

[1] „Was fehlt doch der Tillchen? Ist ihr wieder eine Laus über die Leber gekrochen?" (Sprichwörtlich.)

Bonn trecke:“ [1] Dann fand Tillchen schnell die Sprache wieder, und erinnerte mit dem glühendsten Eifer einer besorgten Tochter an die Warnungen des Arztes und wollte von keinem Abkürzen des ländlichen Aufenthaltes etwas wissen.

In einer eben so räthselhaften Gemüthsstimmung als Tillchen befand sich der junge Franz im Nachbarhause. Bisher hatte die Liebe zu seiner Violine keine andre Liebe in ihm aufkommen lassen. Die Kessenicher Bauermädchen die auf seinen Tanzboden kamen, hatte er alle aufwachsen sehen, und fand gar nichts verwunderliches an ihnen. Wenn er zuweilen, über sein Notenblatt guckend, beobachtete wie sie herumsprangen, so kam ihm Eine wie die Andre vor, und er hielt die Dorfjungen die sich oft Löcher in die Köpfe schlugen um mit dieser oder jener zu tanzen, für rechte Narren. Da er einen angebornen Sinn für das Feine, Zierliche hatte, so gefielen ihm wohl besser die städtischen Spaziergängerinnen, die in einem andern vornehmern Wirthshause in der Nähe einkehrten. Doch diese erschienen ihm eher wie gemalte Bilder oder Wachsfiguren die nur zum Betrachten da sind. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß er mit Einer von ihnen vertraulich reden, ihr etwas klagen, oder sie um etwas bitten könnte.

[1] „Ach, das ist einem jungen Mädchen nicht zu verdenken, (verübeln), daß ihr hier die Zeit lang wird, und wir wollen machen, daß wir bald wieder nach Bonn ziehen.“

An einem sonnigen Junimorgen stand er am Fenster, und hörte fremde Stimmen im Nebengarten; ein Tisch wurde unter den Birnbaum gerückt, und ein rothwangiges schlankes Mädchen, mit spiegelglatt gescheitelten braunen Haaren, deren reiche Flechten das nette Köpfchen fast zu belasten schienen, in einem saubern hellfarbigen Anzuge kam um das Frühstück zu bereiten. Als bald darauf die Mutter erschien, begann ein Gespräch im Dialekt, wie es in der rheinischen Bürgerfamilie gebräuchlich ist, denn das Hochdeutsche ist nur da um mit fremden vornehmen Leuten, oder von sehr erhabenen Dingen zu reden. Dem Franz ward es warm und wonnig um's Herz, als er endlich einmal ein so schönes, feines Mädchen genau so sprechen hörte, wie er es auch konnte: herzlich und einfach, auch lauter Dinge die er begriff. Die Mutter nannte sie Tillchen. Das gab ihm viel zu überlegen, ob sie eigentlich Ottilia oder Mathilde getauft sein möchte. Er schloß auf Mathilde, da ihm der Klang lieblicher und nicht so vornehm schien wie jener.

Sein größtes Entzücken ward nun das Thun und Treiben der holden Gestalt zu beobachten, und bald hatte sich diese seinem Auge so eingeprägt, daß er sie auch da sah wo sie nicht war. Eben so schien der Laut ihrer hellen Stimme seinem Ohr wie zugesellt. Des Nachmittags pflegte die Mutter ihr Schläfchen zu halten; dann saß das Tillchen allein unter dem Birnbaum, oder wandelte am Bergabhang. Dann rief ihr Franz

über die Gartenhecke freundlich „guten Tag" zu, oder er begegnete ihr am Busch und sie wechselten einige Worte. Unzählige Worte wurden später daraus, und Beide mochten auf noch so entgegengesetzten Fußpfaden auswandern, immer begegneten sie einander auf halbem Wege. Selbst als in ihnen die Furcht aufstieg, Andre möchten es sehen und etwas darüber denken, daß sie alle Tage zusammenstünden und plauderten, und wenn sie deßhalb die aufrichtigste Absicht hatten heute mit bloßem Gruß einander vorüberzugehen, so wollte es der Zufall, daß sie dann erst recht lange beisammen blieben.

Das kam meist so: Tillchen ging mit ernstem Gesicht vorbei, und that als hätte sie den Franz nicht gesehen. Der zerbrach sich dann den Kopf, womit er sie könnte beleidigt haben, und fand nicht eher Ruhe bis ihn ein Wort, freundlicher als alle frühern Worte, vom Gegentheil überzeugte. Der Tillchen ward es oft todesbange und doch wieder so selig, wenn sie an den Blick des kohlschwarzen Auges dachte, das sie so unsäglich liebreich ansah. Sie träumte daheim jeder Begegnung nach, wie er plötzlich purpurroth geworden als sie um die Waldesecke trat, und er mit Einem Sprung über den Bach bei ihr war, um die Zweige auf ihrem Pfad zurückzubiegen: wie er sich die lockigen Haare von der Stirn schüttelte, und sie zuerst bemerkte, daß er doch im Grund ein wirklich schöner Mensch sei. Dann besann sie sich auf jedes Wort das er zu ihr

geredet. Daß er sie lieb habe war nicht über seine Lippen gekommen, und dennoch war es der Inhalt jeder Rede gewesen. Nichts als Freundliches und Süßes hatte er zu ihr gesagt, und wie hätte sie da Unfreundliches drauf erwiedern können! War sie bei ihm, so war Heiterkeit und Friede in ihr; aber allein, und noch mehr in Gegenwart der Eltern befiel sie stets eine große Bangigkeit. „Was kann das für ein Ende nehmen?“ so fragte sie sich, und unmöglich konnte ihr die Antwort genügen: „Nun, daß Du wieder nach Hause kömmst, und alles ist wie sonst, und daß Du ihn nicht mehr siehst.“

Auch ihm begann dieselbe Sorge aufzusteigen. Traf er sie allein, so war alles gut, aber zu ihr vor andern Menschen, nicht einmal von ihr hätte er ein Wort reden können. Am stärksten war seine Angst vor ihrem Vater, der in seinem blauen Ueberrock und den Stock mit einer elfenbeinernen Billardkugel darauf in der Hand so stattlich und streng aussah wie ein Bürgermeister.

So fest sich nun die jungen Leute einbildeten, daß kein Mensch ihre Neigung durchschaue, so sprach doch bald die ganze Nachbarschaft davon. Den Franz warnte sein Vater, daß er sich keinen Korb bei einem reichen Mädchen holen solle, die ihn sicher nur zum Besten habe. Dieß Wort, einmal ausgesprochen, rüttelte die ganze Seele des stillen Menschen gewaltsam auf. Er war gewiß daß sie ihn nicht zum Besten hatte: zu

wohl konnte er bemerken wie sie nach seinem Fenster oft lange, lange hinaufsah: sie hatte seine Hand nicht weggestoßen als er gestern in der Dämmerung beim Abschied zuerst die ihrige muthig gefaßt und an sein Herz gedrückt hatte. Doch begriff er wohl, daß dieß nicht das letzte Ziel seiner Wünsche sei, und die Drohung seines Vaters: „die wird niemals deine Frau!" brachte ihm mit einemmale den Entschluß in's Reine: „Die muß deine Frau werden!"

Eben hatte er sie aus dem Gartenzaune hinausschreiten, und den Fußpfad nach Dottendorf einschlagen sehen. Er eilte ihr am Bergabhange voraus, und sah unten zwischen den wechselnden Büschen ihr hellblaues Kleid bald erscheinen, bald verschwinden. Jetzt wandte er sich und stand unvermuthet vor ihr, als sie auf ein von Buschwerk eng eingeschlossenes Wiesenplätzchen hinaustrat. Kein fremder Mensch war rings zu erblicken; die Berge erhoben sich so nah zu beiden Seiten, als wollten sie dieß Asyl der Liebe aller Welt unzugänglich machen.

Wie der Franz und das Tillchen so nah beisammen standen und sich in die Augen sahen, da brachen ihnen beiden die Thränen hervor, und sie sagten sich's unverholen: sie wollten daß die Welt ewig draußen hinter den Bergen bliebe und sich nicht um sie kümm're, dann möchten sie gern im Thal allein wohnen, und bei allen Entbehrungen glücklich und zufrieden sein. Den trauten Worten folgten die herzinnigsten Küsse, und es war

ihnen als ob von heut an Niemand auf Erden sie etwas anginge, und sie einander schon von jeher angehört hätten und vereint bleiben müßten bis in den Tod. Sie redeten ab wo sie sich am andern Tage wieder treffen wollten und kamen dasmal auf der höchsten Klippe zusammen, wo sie weit über den Rhein und Stadt und Dörfer schauen konnten. Die Abendsonne funkelte in die fernen Fensterscheiben, die feurig und golden zwischen dem dunkeln Grün heraufblitzten. Am blauen Himmel schwammen weiße Wölkchen die sich nach und nach rosenroth färbten. Als nun der Franz das Wenige aufzählte was er von Besitz zu erwarten habe, und wie angestrengt sie würden arbeiten und erwerben müssen, versicherte Tillchen daß sie alles missen könne was sie gewohnt sei, und daß das beste Zimmer im elterlichen Hause ja nie halb so prächtig ausgesehen habe, als hier von der Klippe die blumigen Auen, reich mit Weinlaub umkränzt voller Singvögelchen und Schmetterlinge. Und sollten sie auch, statt in diesem Paradiese, zu Bonn im engen Vivatsgäßchen wohnen müssen, und nichts sehen als ein enges Stübchen und vor dem Fenster eine schwarze Mauer, so wollten sie dennoch ein glückseliges Paar sein.

Daheim fand Tillchen im Zimmer der Mutter schon Licht angezündet und den Vater anwesend. Der machte ihr ernstliche Vorwürfe daß sie so lange die Mutter allein ließe: es sei neun Uhr, und weil er fast drei Stunden auf sie gewartet habe, werde er heute wohl

nicht mehr zum Breuer in den Zehrgarten kommen. Wo sie denn zu der ungewöhnlichen Stunde gesteckt habe?

Der hochaufgeregte Zustand in dem sich das Mädchen befand, gab ihr Muth alles zu beichten. Sie ließ sich von dem immer zorniger anschwellenden Gesicht ihres Vaters gar nicht in's Stocken bringen, und meinte jede mögliche Einwendung durch die Versicherung zu entkräften, daß sie bei aller Armuth mit dem guten lieben Franz dennoch glücklich sein werde.

Da schlug der Brauer auf den Tisch, daß ein Stempel durchbrach und schrie: „Dobei ben ich ever net glöcklich, wemming Doochter en Geckinn eß, on mir zo Schand on Spott ene Musikant en de Familje brenge wellt. Dat liggen ich net, on wann de dich op dä Kopp stellß.“ [1]

So ging es fort mit vielem Schelten, und auch Frau Stingchen bekam ihr gutes Theil ab, weil sie nicht strenger ihr mütterliches Auge über Tillchen gehalten. Sie wußte sich nicht besser dem Zorn ihres Mannes zu entziehen, als indem sie ihr Phlegma spornte sich noch viel ärger über das Tillchen zu ereifern, und indem sie vollends an dem Musikanten kein gutes Haar ließ.

Ach andern Tage schon befahl der Brauer den Heimzug in die Stadt, und glaubte mit dieser Maßregel

[1] Dabei bin ich aber nicht glücklich, wenn meine Tochter eine Närrin ist, und mir zu Schand' und Spott einen Musikanten in die Familie bringen will. Das leid' ich nicht, und wenn Du Dich auf den Kopf stellst."

die verhaßte Verbindung auf immer zerrissen zu haben. Ganz das Gegentheil empfand die Tochter. Sie war im strengsten Gehorsam erzogen und immer musterhaft sittsam gewesen. Der erste Kuß den sie dem Geliebten gewährt hatte, entschied für ihr ganzes Leben. Es war ihr ganz undenkbar nun einem Manne fremd zu werden, zu dem sie einmal so nah und innig vertraut gestanden. Vor Qual und Reue würde sie vergangen sein, hätte sie einen Schritt zurück thun sollen. Drum also vorwärts, was auch daraus entstehe.

Sie bestürmte den Vater mit Zureden, ihrem Erwählten, ehe er ihn verwerfe, nur ein kurzes Gespräch zu gönnen. Sie wähnte es unmöglich daß ein alter geldstolzer Bürger einen schönen Bauerburschen mit andern Augen ansehen könne, als seine verliebte Tochter. Alles vergebens! Der Brauer blieb dabei: „Ene Musikant, dä om Danzboddem spild, küt mer net en ming Familje!“[1]

Indeß fand Franz hundert Mittel und Wege sein Tillchen insgeheim zu sehen und zu sprechen. Je heftiger der Widerstand von Seiten des Alten und der Verwandtschaft war, um so ruhiger und fester bildete sich der Entschluß der Liebenden aus.

Franz unterließ es zur Kirmes zu spielen, und nahm sich eifrig der Bewirthschaftung des Gütchens

[1] Ein Musikant, der auf dem Tanzboden spielt, kömmt mir nicht in meine Familie!“

an, welches dadurch bald eine bessere Gestalt bekam. Nach einem Jahr war Tillchen großjährig. An ihrem einundzwanzigsten Geburtstage trat Franz, anständig in Kleidung und Betragen vor den Brauer und hielt um sie an. Da half es nichts, daß er die Violine an den Nagel gehängt; dem blieb er immer: der Musikant. Kein Blick ward ihm von dem zornigen Alten vergönnt, der eben das Wochenblatt las, und ohne sich darin stören zu lassen den allerschnödesten Bescheid gab.

Am andern Tage verließ Tillchen das Elternhaus, und bezog ein bei ehrbaren Leuten gemiethetes Quartier. Das dreimal wiederholte gesetzliche Abfragen des Vaters um seine Einwilligung erfolgte, und Frau und Verwandte die ein Aeußerstes, Unerhörtes in ihrer Familie nicht gern geschehen ließen, redeten jetzt zum Guten. Aber der Brauer blieb bei seinem Wahlspruch: „Ich'en ben keene Wimpel om Daach! Minge Wellen eß wie enen Eecheboom, on ene Musikant sall mer net en ming Huus komme.“ [1]

Tillchen ging mit blutendem Herzen und tausend Thränen zum Altar, ohne den elterlichen Seegen. Der schönste Lebenstag ward ihr noch dazu reichlich durch Tadel und Spott der übelmeinenden Freundinnen verbittert, welchen die gutmeinenden sich beeilten ihr zuzutragen. Kaum aber war sie einige Monate verheirathet,

[1] „Ich bin kein Wimpel auf dem Dache! Mein Wille ist wie ein Eichbaum, und ein Musikant soll mir nicht in mein Haus kommen.“

und für ihren Ungehorsam weder vom Donner zerschmettert, noch von der Erde verschlungen worden, so kehrte sich die Meinung der Welt um. Jeder tadelte die Härte des Vaters, der nun, da die Sache nicht mehr zu ändern war, dennoch hartnäckig verweigerte, das junge Paar zu sehen, und noch viel weniger daran dachte, ihnen ein wenig aufzuhelfen, da es ihnen doch bei allem Fleiß so sauer wurde.

Die Basen, welche früher den Brauer am meisten gegen die Heirath aufgehetzt hatten, kamen jetzt und erzählten: „Ich ben och letz ens lans dem Tillche si Huus komme. Ich moß ever sage, das 's e Pläsihr ze sehn, wat die Lückcher brav on fliißelich senn. Dä Mann stond em Gaade on laat selver met Hand an, on hild ene Regier' unger dä Kneech als wenn hä ene gemaate Halve wör. Si Vatter hät sich jetz en Raustand gesatz. Dä Gaade dernevve met dem Verrebohm han se och gekoof, on do lege se Sommerhüüscher an met grön Dächelcher, grad wie beim Wirth Plönnes dergegenüver. Gett Aach, Gevatter, die krigge dä Plönnes noch unger!“ [1]

[1] Ich bin auch neulich an Tillchens Haus vorüber gegangen. Ich muß aber sagen, das ist ein Vergnügen zu sehn, wie die Leutchen brav und fleißig sind. Der Mann stand im Garten und legte selbst mit Hand an, und hielt eine Ordnung unter den Knechten, als wenn er ein gemachter Halbwinner wäre. Sein Vater hat sich jetzt in Ruhestand gesetzt. Den Garten daneben mit dem Birnbaum haben sie auch gekauft, und da legen sie Sommerhäuschen an mit grünen Dächelchen, grade wie beim

Verdrießlich drehte sich dann der Brauer um, und sagte: „Loot mich doch geweerde met dem Musikantekroom; do wird jo si Lebbedesdags nix ööntelisches on däftiges druuß!“ [1]

Nach längerer Zeit kamen wieder die Basen und sagten: „Nä, Herr Vetter, Ihr had ever en Enkelche krig, esu e leev Dihrche han ich noch net gesenn. Et lit en der Weeg wie e Pröpsche, on et hät hingen em Ank alt ä ganz brung Löckelche. Et glich üch, wie us dem Geseech geschnedde. Et Tillche on dä Franz dähten üch on ühr Frau geen für Patt on Gott begehre, wenn se eckersch wößte, ob — — —“ [2]

Nun fingen der Frau Stingchen die Augen zu strömen an, und sie gab ihrem Manne die besten Worte. Der aber verbiß sich sein menschliches Gefühl und sagte: „Dä Pehk kann minges Gefalls Patt werde bei dem Schnorrant singem Puht! Ich well nix dervon wesse!“ [3]

Wirth Plönnes gegenüber. Gebt Acht, Gevatter, die kriegen den Plönnes noch unter!“

[1] „Laßt mich doch in Ruhe mit dem Musikantenkram; da wird ja sein Lebtag nichts ordentliches und solides draus.“

[2] „Nein, Herr Vetter, Ihr habt aber ein Enkelchen bekommen, so ein liebes Thierchen hab ich noch nicht gesehn. Es liegt in der Wiege wie ein Pröbstchen, und es hat hinten über dem Nacken schon ein ganz braunes Löckchen. Es gleicht Euch wie aus dem Gesicht geschnitten. Das Tillchen und der Franz möchten Euch und Eure Frau gern zu Pathen bitten, wenn sie nur wüßten, ob — — —

[3] Der Pehk (ein Bonner Straßenviolinist) kann meinetwegen

Und er nahm seinen Stock mit der Billardkugel und ging zum Breuer in den Zehrgarten, wo er seinen Gevatter den Kohlenhändler zu treffen pflegte. Dieser hatte schon das frohe Familien-Ereigniß erfahren und gratulirte dazu in der Voraussetzung, daß sich jetzt die Versöhnung von selbst verstünde. Der neue Großvater aber sagte feierlich: „Ich'en ben keene Wimpel om Daach, wie Ihr sed, minge Wellen eß wie enen Eechenboom, on ene Musikant sall mir net en ming Huus komme,[1] on sing Puhten och net.“[2]

Der Kohlenhändler stritt sehr eifrig gegen seinen Gevatter, und warf ihm vor: er habe ein Herz so hart und schwarz wie eine Ruhr'sche Steinkohle. Doch das entzweite die Beiden nicht, die gewohnt waren, jeden Schoppen mit Disput zu würzen. Meist warfen sie einander ihren Reichthum vor, und jeder wußte, wenn der andere ein neues Stück Land gekauft oder ein Kapital auf ein Haus geschossen hatte. Dann stichelten sie auf allerlei Unternehmungen und sagten: „Das kann ein Mann thun, wie Ihr seyd, der da und da wieder ein paar tausend Thaler auf Einem Brett profitirt hat.“ Dann läugnete dieser den großen Profit und überraschte den Andern seinerseits durch die Mitwissenschaft

Pathe werden bei dem Kind des Schnorranten. Ich will nichts davon wissen.“

[1] Ich bin kein Wimpel ꝛc. ꝛc. (Wie oben.)

[2] Und seine Kinder auch nicht.

von einem vermeintlich in aller Stille abgeschlossenen Handel. Dabei geriethen sie oft heftig aneinander und schmunzelten doch im Stillen, denn je mehr sie mit dem Munde den Reichthum verläugneten, um so stolzer schwoll ihr Herz im Bewußtsein desselben.

Während der Bierbrauer mit dem Kohlenhändler dieses Scheingefecht im Zehrgarten hielt, stritt der hübsche gewandte Sohn des Erstern, Tillchens Bruder, mit dem allerliebsten Töchterchen des Letztern gewöhnlich einen ähnlichen Streit durch. Er warf ihr vor: „Meenß Du, ich hätt et net gesenn, Drückche, wie Du dem Student met dä lang Hoor us der Giergaß nohgesehn häß? Jo, dat weeß mer, dat Ihr Mädcher jetz no em Börgerschsonn nix mih froog. Et moß perfohsch ene Student senn!"[1]

Dann erwiederte Drückchen ganz im Eifer: „Dem Mottekob soll ich nohgesehn han? Dat sähs de eckersch dat ich net merke soll, wie Du no der schön' blond' Professerschdoochter geluurt häß, die Eenem esu off en der Allee zo begeene küt!"[2]

[1] „Meinst Du, ich hätt' es nicht gesehen, Gertrud, wie Du dem Studenten mit den langen Haaren aus der Giergasse nachgesehen hast? Ja, das weiß man, daß Ihr Mädchen jetzt nach einem Bürgerssohn nichts mehr fragt. Es muß durchaus ein Student sein."

[2] „Dem Mottenkopf soll ich nachgesehen haben? Das sagst Du nur damit ich nicht merken soll, wie Du auf die schöne blonde Professorstochter gelauert hast, die einem so oft in der Allee begegnet."

Da fiel ihr der Brauerssohn ins Wort und schwur: „No well ich doch mi Lebbesdags keene Droppe Muselwing mih en de Mond packe, wenn ich no Eener luure, als no Dir, Drückche!" [1]

Wenn der Kohlenhändler noch so spät aus dem Zehrgarten heim kam, so traf er doch noch den Sohn seines Gevatters vor dem halbgeöffneten Fensterladen an, hinter dem seine Tochter hellmunter hervorguckte, und eben so wenig den Streit über die Blicke zu enden wußte, als Er seinen Disput über die Kapitalien. Daß das eine Liebschaft sei, hatte er längst gemerkt: es gehörte auch keine besonders scharfe Brille dazu, um solches zu durchschauen, denn eine blinde Frau hätte es mit dem Stock fühlen können. Obschon er nun nichts in der Welt dawider haben konnte, so meinte er doch, es gehöre sich dazu, daß ein rechtschaffener Vater bei einer Liebschaft zanke und keife. Deßwegen brummte er regelmäßig: „Woröm senn ming Lade noch net zo? Gehüürt sich dat für en anständig Mädche hee em Düstere ze karessire? Esu ene Blag, wie Du, dörf' jo von Tühten on Bloose noch nix wesse! On dä lange Stropp do, hät dä nix mih ze dohn, als hee Ovends op Schluht ze komme?" [2]

[1] „Nun will ich doch mein Lebtag keinen Tropfen Moselwein mehr in den Mund nehmen, wenn ich nach Einer laure, als nach Dir, Gertrud!"

[2] Warum sind meine Laden noch nicht zu? Gehört sich das für ein anständiges Mädchen hier im Dunkeln zu liebeln? So

So suchte er es dem Päärchen sauer zu machen, bis der Gevatter Brauer nebst seinem Sohn im Sonntagsstaat erschien und in aller Form um Drückchens Hand anhielt. Schwierigkeiten, meinte der Brauer, wären bei Leuten, die wie sie, ihr Auskommen hätten, keine vorhanden. Sie brauchten nur zu überlegen, was jeder von ihnen hergeben solle, um den Beiden ein recht nettes Häuschen und ein eignes Geschäft in einer guten „Nahrungsstraße" einzurichten. Da sagte der Kohlenhändler auf hochdeutsch, wie es sich bei feierlichen Gelegenheiten schickt: „Herr Gevatter, es ist nur Eine Schwierigkeit vorhanden; aber ehe Die auf Seite gerückt ist, kann ich meine Einwilligung zur Heirath nicht geben. Wenn meine Tochter ihren Hochzeitstag feiert, dann muß die ganze Familie in Frieden und Einigkeit zu mir auf's Traktament kommen, und dabei darf mir keiner von der Verwandtschaft fehlen. Wollt Ihr Euch nun mit dem Tillchen aussöhnen, so ist es mir recht, daß Euer Sohn meine Tochter bekömmt; aber in eine Familie, die in Uneinigkeit und Feindschaft mit einander lebt, lasse ich mein Kind nicht hinein heirathen."

Der Brauer hätte am liebsten erwiedert: „Das geht Euch nichts an! Thut was Ihr wollt, dann behält

ein halbes Kind, wie Du, dürfte ja vom Tuhten und Blasen (sprichwörtlich) noch nichts wissen! Und der lange Strick da, hat der nichts besseres zu thun, als hier Abends zum Stelldichein zu kommen?"

jeder seinen Willen!“ Aber er wußte, daß mit seinem Gevatter auch nicht zu spassen sei; noch weniger mochte er es darauf ankommen lassen, daß sein Sohn ihm die Scenen wiederhole, die er mit Tillchen zum Spektakel der Stadt kaum überstanden hatte. Drum bezwang er sich und sagte: „Solche Dinge beschließt ein vernünftiger Mann nicht im Sturm. Ich will überlegen, was ich zu thun habe.“

Am andern Tage kam der Sohn und stellte seinem künftigen Schwiegervater vor, daß er alles verderben würde, wenn er auf seiner Weigerung bestünde, nicht eher die Hochzeit einzurichten, bis die Versöhnung geschlossen sei. Träfe der Vater das Tillchen mit Mann und Kind bei der Trauung in der Kirche, so könne er ja nicht anders, als sie freundlich begrüßen. Sein Herz sei längst geschmolzen; er wolle sich nur nicht als wankelmüthig bekennen, und am wenigsten auf Bedingungen hin.

Diese Darstellung leuchtete dem Kohlenhändler ein, und er beschloß, dem Gevatter die Beschämung des gebrochnen Eigensinns zu versüßen, indem er sie auf einen rührenden Augenblick verlegte. Aber dem Schwiegersohn schärfte er ein, seinen Alten wohl zu bearbeiten; denn wenn die Sache mißlinge, versicherte er, so habe auch Er seinen Eigensinn, und lieber wolle er am Tage selbst die Hochzeit noch einmal aufschieben, als vor der ganzen Verwandtschaft als ein Narr dastehen.

Mit Angst und Sorge erwartete das Brautpaar

einen Hochzeittag, der ihnen leicht, wenn sie ihn erreicht zu haben meinten, auf manches Jahr hinaus in die Ferne schwinden konnte. Klüglich erinnerte keiner den Brauer an die Bedingung, um nicht seinen Trotz aufzuwecken; man erweichte ihm vielmehr hinterlistiger Weise das Herz, indem man recht beweglich über ähnliche Fälle redete, die da und da passirt sein sollten.

Endlich war der ersehnte und gefürchtete Morgen angebrochen. Verschwenderisch war der Palm von der Hausthüre der Braut bis zur Kirche ausgestreut. Die Nachbarn lehnten gedrängt in den Fenstern, um die Wagen voll geputzter Gäste zu bewundern. Alle Gesichter der eintretenden Verwandten lachten den gedeckten Tisch an, auf dem das appetitlichste Frühstück bereit stand. Nur das Brautpaar wechselte sorgenvolle Blicke, und die Schwiegerväter standen düster und schweigend neben einander.

„Et lück' ald lang em Steff!" [1] erinnerte die Mutter, „gommer noch net?" [2] „Es fehlt noch Jemand von der Familie," sagte der Brautvater, „ohne den ich nicht gehe."

Jetzt öffnete sich die Thür, und so stattlich, daß ihr eigener Vater sie nicht kannte, trat Tillchen herein. Er hatte sie in zwei Jahren nicht mehr gesehen. Als sie das elterliche Haus verließ, waren ihre Wangen

[1] „Es läutet schon längst in der Stiftskirche!"

[2] „Gehen wir noch nicht?"

bleich und abgehärmt, die Augen tiefliegend und die Gestalt zum Durchbrechen hager geworden. Jetzt hatte sie ein volleres Gesicht als je in den Mädchentagen, und die frauenhafte Breite um Schultern und Hüften gab ihr ein ächt respektirliches Ansehen. Der Alte meinte sein Stingchen wieder zu erblicken, wie sie in den ersten Ehejahren neben ihm des Sonntags in der Baumschule gesessen, und er dann bei sich dachte: „Ich hab' doch die schönste Frau aus der ganzen Stadt!“

Fast wäre er der Tochter entgegengegangen; da fiel sein Blick auf ihren Mann der hinter ihr hereinkam, und verdüstert wandte er sich um. Sein Gevatter beachtete alles genau und rüstete sich zu einer Anrede, welcher die Brautleute zitternd entgegenharrten. Da trat Tillchen, die von Allen herzlich begrüßt und von der Mutter weinend umhalst worden war, zu dem Vater und sagte: „Guten Morgen, lieber Vater! Gebt Ihr mir keine Hand?“ Sie nahm die Hand die er wegzuziehen versuchte; als sie sie aber mit beiden Händen ergriff und aus ihren Augen eine heiße Thräne drüber hinrollte, da ließ er sie ihr, und antwortete mit einem streng sein sollenden Ton:[1] „Daag Till'!“ und kein Wort weiter.

Nun wagte sich der Schwiegersohn vor, und sagte leise: „Mein hochgeehrter Herr Vater, wenn Ihnen meine Gegenwart unangenehm ist, so will ich mich

[1] (Guten) „Tag“.

sogleich wieder entfernen.“ Der Brauer brummte halblaut ohne aufzuschau'n: „Sie sind ja hier nicht in meinem Haus!“

Des Kohlenhändlers Gesicht wurde immer zorniger und röther; eben wollte er heftig losbrechen — da nahm Tillchen ihrer Magd die schüchtern vor der Thüre stehen geblieben war, das Kind vom Arme, welches laut aufjauchzte und ihr sein: „Aidaidai“ entgegenlallte. Unwillkürlich blickte der Großvater hin, und erschrocken über seines Herzens Bewegung stampfte er mit dem Fuße. Gleichsam als wolle er seinen Grimm neu beleben, zwang er sich das Auge auf den verhaßten Musikanten zu richten. Sein Vorurtheil gegen diesen Stand hatte seiner Phantasie den Franz stets als einen etwas ruppigen tölpelhaften Landstreicher ausgemalt. Wie sank ihm der Hochmuth als er mit dem durchbohrendsten Blick nichts entdecken konnte, das zu seiner Lieblingsvorstellung von einem Musikanten paßte. Der junge Mann sah ganz verständig und ehrbar aus, hatte eine schöne männliche Haltung, und war durchaus nicht im Bänkelsängerstyl gekleidet, sondern so daß er für einen Kirchenvorstand passiren konnte. Er verglich ihn mit allen Umstehenden, und fand halb mit Verdruß halb mit Vergnügen, daß er sich seiner nicht zu schämen habe — hinge ihm nur der Schandfleck nicht an, daß er ehedem zur Kirmes aufgespielt hatte.

Die allgemeine Stille unterbrach plötzlich der Kohlenhändler mit einer fast donnerähnlichen Stimme: „Sollen

wir heute Hochzeit halten oder nicht? Des' Prattens[1] bin ich müd. Ich bin auch kein Wimpel auf dem Dach, und auch mein Willen ist wie ein Eichenbaum, das werd' ich zeigen!"

Dieser unvorsichtig ausgesprochene Wahlspruch gab dem Brauer seinen ganzen Trotz wieder. Fest richtete er sich auf um das Zimmer zu verlassen. Da stand ihm seine Tochter mit dem Enkel noch im Wege. Der Kleine sah die stattliche Weste mit den glänzenden Knöpfen, streckte hellhauchzend beide Händchen danach aus und klammerte sich fest an den Großvater an. Da brach der Alte schluchzend zusammen, so daß ihn der Schwiegersohn mit seinen Armen stützen mußte. Er stieß ihn nicht weg, so wenig als die Tochter, die er nun mit dem Kinde zitternd und weinend in die Arme faßte.

Die Hochzeit des Sohnes wurde an dem Tage gefeiert.

[1] Schmollens.

Geschichte eines ehrlichen Jungen.

Erstes Kapitel.

Der ehrliche Junge führt den geneigten Leser in sein elterliches Haus ein.

Die Stadt Bonn am schönen Rheinstrom ist meine Vaterstadt. Darin hatten meine Eltern ein eigenes Haus, das in der Wenzelgasse lag, und betrieben ein Tapeziergeschäft. Mein Vater starb früh und ließ die Sorge für meine Erziehung der Mutter, die eine sehr kluge Frau war. Sie wußte so zu sagen Alles. Was jeder Mann in der Stadt für eine „geborene" zur Frau hatte, mit wem er verschwägert war, wieviel Hypothek auf seinem Haus stand und was in seiner geheimsten Kammer vorging, das konnte sie einem auf den Fingern abzählen. Darum ward sie auch von allen Nachbarsweibern hoch in Ehren gehalten, und sie brachten ihr Neuigkeiten wie die Bienen ihrer Königin den Honig zuführen.

In seiner letzten Krankheit sagte der Vater zu ihr: „Angeniesch en, (Agneschen) ich möchte gerne daß mein Jung' etwas mehr würde, als ich. Er ist doch so ein Döfterchen. Sollen wir ihn nicht auf geistlich studiren

lassen?“ Die Mutter besann sich einen Augenblick, und erwiederte dann: „Mein Joseph soll mir nicht in das Convikt zu den Bauern-Drikessen.[1] Er kann Tapezierer werden, wie sein Vater und Großvater waren, und muß sorgen daß ich Enkelchen bekomme; das wird mir auf meine alten Tage mehr Spaß machen, als wenn er alle Sonntage in der Männerbrüderkirch' eine Predigt hält.

Wie immer, geschah auch diesmal der Wille meiner Mutter, und im Grunde war es mir sehr lieb, denn ich liebte von Kind auf das Tapetengeschäft wie der Fisch das Wasser. Den ganzen Tag hätte ich mich am Anschau'n der schönen bunten Muster ergötzen können, die wir in unserm Laden hatten. Da waren Vögel und Blumen so natürlich gemalt, daß man meinte im botanischen Garten zu stehen; ja eigentlich waren sie noch schöner wie in der Natur, denn während dort Blumen und Vögel wild durcheinander wachsen und fliegen, ohne Ordnung und Symmetrie, waren sie auf unsern Tapeten auf's zierlichste und regelmäßigste geordnet, so daß immer nach Verfolg auf den nämlichen gekrümmten Zweig ein Vogel zu sitzen kam. Ganz zum Erstaunen schön aber waren die Rosetten und vergoldeten Trauben die an die Vorhänge kamen. Wenn ich die ansah so pries ich mich glücklich, weil mir ein Beruf beschieden, in dem ich mich immer mit so prächtigen

[1] Drickes, abgeleitet von Henricus, ein Spitzname für Bauernbursche.

Dingen abgeben durfte, und bemitleidete den Metzger und Kerzenfabrikanten gegenüber, die stets im Fett zu kneten verurtheilt waren.

Wir hatten einen Verwandten auf dem Lande, der Pfarrer war. Dieser kam sobald er den Tod meines Vaters und dessen letzten vereitelten Wunsch erfahren hatte eiligst nach Bonn, in der Absicht meine Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Sie empfing ihn sehr freundlich und sagte: „Es ist mir ein sonderbares Vergnügen Sie bei mir zu sehen.“ Der Pfarrer antwortete eben so höflich und fragte, wie sie sich denn in der Wittwenschaft befinde. „Meinen Verlust habe ich Gott aufgeopfert,“ sagte sie, „mein Pankratius ist nun ein schöner Engel im Himmel. Sonst bin ich auch ziemlich gesund wie Sie sehen, nur habe ich noch die Leidenschaft am Bein.“

Nachdem der Pfarrer nun seinerseits alle freudigen und leidvollen Zustände berichtet hatte, lenkte er das Gespräch auf mich, und brachte unter vielen Gründen für den geistlichen Stand auch den vor, daß derselbe jetzt so besonders die Achtung der Welt besitze. „Sie sollten sehen, Frau Base“ schloß er, „wie tief die Bauern den Hut abziehen, wenn ich mit meinem Brevier in der Hand durch die Flur spazieren gehe, und mich so recht grade und ernst halte.“

„Das ist alles gut und schön, Herr Vetter,“ erwiederte meine Mutter,“ aber mit der Achtung der Welt ist es eine kuriose Sache. Daraus mache ich mir jetzt

nicht mehr so viel, wie in meinen jüngern Jahren. Da drüben der Metzger sagte neulich: „Vor der und der Familie habe ich keine Achtung; die nehmen nur über den andern Tag ein Pfündchen Rindfleisch.“ Gestern standen ein paar vornehme Damen in meinem Laden, und sahen einer Equipage nach, die vorbeifuhr. „Wer mag das sein?“ fragte die Eine. „Schwerlich was Rechtes“ sagte die Andere, denn sieh' nur die schlechten Pferde. Die Wirthe achten den am höchsten, wer bei ihnen am meisten Geld verzehrt; die Schneider den, der die modischsten Kleider trägt. Da nun die Welt großentheils aus Metzgern, Wirthen, Schneidern und vornehmen Leuten besteht, so kann mir ihre Achtung gestohlen werden meinethalb.“

Der Vetter Pastor sagte lächelnd: „Sie sind eine wahre Philosophin!“ das schmeichelte meiner Mutter, und sie erlaubte gerne daß er mich zum Vergnügen auf ein Paar Wochen mit in sein Dorf nehme. Dabei gedachte er im Stillen auf mich zu wirken, und mir die Annehmlichkeiten des geistlichen Standes im günstigsten Licht zu zeigen. Die Mutter aber, die meine Tapetenschwärmerei kannte, ließ mich ungewarnt ziehen, und beantwortete des Pfarrers Abschiedsgruß; „ich wünsche Ihnen wohl zu leben, mit dem verbindlichen Nachruf: „Ich wünsche Ihnen auch das Gegentheil!“

Zweites Kapitel.

Wie der ehrliche Junge im Dorfe seines geistlichen Herrn Vetters einen Religionskrieg anstiftet.

Beim Vetter Pastor gefiel es mir sehr gut; besonders in seinem Garten. Da waren alle erdenklichen Obstsorten und nebenbei viele Bienenkörbe voller Honig. Die Köchin briet und backte von früh bis spät für die zahlreichen Confratres, die von nah und fern einsprachen um den neuen Wein zu probiren. Auch in der Kirche war es nett und prächtig, und ich sah Bilder und Figuren wie ich auf keiner Tapete etwas gleiches entdeckt hatte. Das schönste war eine heilige Portiunkula von Wachs mit Wangen wie Milch und Blut. Sie sowohl als die andern Heiligen strotzten von Flittergold und Blumenkronen. Nur in der Mitte der Kirche stand ein hölzernes Heiligenbild, das nur das bönnische Wort: „freeßlich" würdig bezeichnen kann. Ich sah es zuerst im Halbdunkeln, als ich den Küsterjungen begleitete um ihm beim Läuten der Abendglocke zu helfen. Fast wäre ich schreiend wieder aus der Kirche gelaufen, so stierte mich das Bildniß an. Ehemals mußte das Gesicht einen weißen Anstrich gehabt haben, aber von den inbrünstigen Küssen der andächtigen Bauerweiber war an vielen Stellen die Farbe weg, und das fahle bräunliche Holz schaute zwischen den weißen Flecken hervor. Ringsum war das Bild mit schmutzigen Wämschen, Nachtmützchen und Kinderstrümpfchen behangen,

auch an andern Kleidungsstücken fehlte es nicht. Der Küsterjunge erklärte mir: daß dieß ein wunderthätiges Bild sei, und daß Jeder von seiner Krankheit Linderung spüre, der das gehörige Kleidungsstück daran hänge. Wer einen schlimmen Arm habe, müsse sein Wamms, wer am Kopfe leide, seine Mütze hieherbringen und so weiter.

Zu Hause fragte ich meinen Vetter Pastor, ob dem also sei. „Mein lieber Junge," sagte er, „dieß ist ein Aberglaube der dummen Bauern, den kein vernünftiger aufgeklärter Mann zu theilen braucht. Das Bild ist auch mir zuwider, obschon ich alle Achtung vor der unbekannten Heiligen habe, die es vorstellt. Gerne möchte ich es anders wohin postiren, da ich nicht wage es den Bauern wegzunehmen, denn es verschimpfirt mir die ganze schöne Kirche."

Mir gefiel diese Heuchelei des Herrn Vetters gar nicht, und ich sagte ihm aufrichtig meine Gedanken darüber; ja ich brachte ihn wirklich dahin, daß er mir versprach am andern Tage das wunderthätige Bild in seine Predigt mit einzuflechten. Dieß that er, aber so verblümt, daß die Bauern nicht verstanden was er wollte, und unter sich sagten: „So schön und gelehrt wie heute, hat der Herr Pastor noch nie gepredigt." Der Küster erzählte ihm das wieder, und im Bewußtsein so großen Beifalls wuchs ihm dermaßen der Muth, daß er noch am selben Tage das Bild in eine dunkle Ecke der Sakristei transportiren ließ.

Sobald die Dislokation der wunderthätigen Heiligen ruchbar geworden, rotteten sich Männer und Weiber zusammen, und schalten weidlich auf den Pastor. Die Aeltesten der Gemeine gingen zu ihm, um die Sache in der Güte abzuthun. Nachdem der Pastor im Vertrauen auf ihren Menschenverstand, aber mit möglichster Schonung seine Gründe vorgebracht hatte, kehrten sie zu ihren Weibern mit der Nachricht heim: „Der Pastor sei ein Protestant geworden."

Die Männer wollten wegen dieser Angelegenheit eine Deputation an den Erzbischof schicken, doch die Weiber machten kürzern Prozeß. Am nächsten Sonntag während der Predigt, in welcher der Pastor das Thema variirte: „Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen" sprangen etwa zehn der handfestesten Weiber auf, stürmten die Sakristei, und brachten im Triumph das schaurige Bild hervor, das sie mitten in der Kirche auf seinen alten Platz stellten, wo es nach wie vor mit Mützen und Wämschen behangen prangte.

Der Pastor ließ es geschehen, hatte aber von Stund' an seine Autorität verloren. Ich reiste wieder nach Haus, und vervollkommnete mich im Tapezieren.

Drittes Kapitel.

Der ehrliche Junge wird Mitglied eines Gesangvereins, und hat bei dieser Gelegenheit manch anständiges Vergnügen.

Unter vielen Gesangvereinen die in meiner Vaterstadt bestanden, war auch einer von dem wenig gesprochen wurde, wo man aber von allen den meisten Spaß hatte. Der Dirigent desselben war der Offermann einer Pfarrkirche, und da derselbe von Vätern und Müttern als ein so zu sagen geistlicher Schutz angesehen wurde, so konnten sich brave Bürgersöhne und Töchter ganz schicklich ohne weitere Aufsicht zu Gesangübungen bei demselben versammeln. Wir hatten Alle in der Stadtschule die Noten gelernt, hatten auch meist ein gutes musikalisches Gehör, und schlug der Offermann nur immer den Takt, so fingen wir richtig zusammen an und hörten zusammen auf.

Bei meinem Eintritt in den Verein war es Winter. Man ging Sonntag Abends nach der Vesper durch dickes Schneegestöber über ein Höfchen, tappte durch das Pastoratspförtchen einige steinerne Stufen hinab bis in den Kreuzgang, an dessen Ende sich ein gewölbtes von vielen Wachsstümpfchen matterleuchtetes Lokal befand, das man dem Offermann zu benutzen erlaubte. Die letzten Ueberbleibsel der Altarkerzen wurden dort aufgebraucht, und Niemand hielt das für Sünde, da wir ja die geistlichen Lieder bei ihrem Schein einstudirten, die wir an hohen Kirchenfesten vortrugen.

Beim Nachhausegehen warfen wir einander mit Schneeklötzen, schlugen die Bahn [1] und singen Mäuschen. [2] Als es aber Frühling wurde, da machten wir uns viel andere Freude, wogegen jene noch gar nichts war. Wir wanderten in's Freie und hielten mit den Vögelchen im Walde Gesangübungen um die Wette. Da lernten wir statt der Complet' die Volkslieder von Silcher, die so rührende schöne Worte hatten, daß einem darüber die Thränen in die Augen kamen. Wir suchten Maiblumen und Erdbeeren und brachten sie den Mädchen; dann spielten wir auch Nachlaufen und Blindekuh. Essen und Trinken gaben uns die Alten vollauf und genug mit auf den Weg, und waren wir nur um halb acht wieder zu Hause, so war alles gut. Wurde es aber einmal später, so gab es an jeder Hausthür einen Zank mit der harrenden Mutter. Kein Mädchen hatte den Muth allein herein zu gehen, und da man nun in Masse einander von einem Hause zum andern begleitete, um einstimmig die Schuld auf die weggefahrene Brücke zu schieben, so kam man nur um so später in's letzte Haus, wo sich denn meist ein ganz unbeschreibliches Donnerwetter entlud. Der oder die Aermste, der solchergestalt am Sonntag Abend der Pelz gewaschen worden, ging dann zwar noch den folgenden Montag mit verweinten Augen umher; aber vom Dienstag an freute man sich schon wieder auf den Sonntag, und

[1] Eisgleiten.

[2] An fremden Klingeln ziehen und fortlaufen.

arbeitete auf's fleißigste die Woche hindurch um die Alten zu versöhnen.

Im hohen Sommer gingen wir einmal alle zusammen auf die andre Rheinseite. Im dichten gelben Korn stand es voller blauen und rothen Blumen. Die Mädchen machten sich Kränze davon, und wanden sie durch die Haarflechten. Wir kamen durch manchen Weinberg, durch Büsche und Dörfer und stiegen endlich den Berg hinan, auf dem das vielgerühmte Foveaux-Häuschen steht. Da setzten sie sich alle auf die steinernen Bänke, stellten Sauerwasser mit Wein und Zucker auf den Tisch, und strichen die Butter auf die Milchstüttchen.

Das Flettekovens Nieschen [1] hatte seinen blauen Kornblumenkranz noch nicht fertig. Es setzte sich auf einen Stein, und machte entfernt von den Uebrigen die Flechten los, um sie mit den Blumen zu verschlingen und so diese besser zu befestigen. Es waren Gewitterwolken am Himmel, und die Gegend sah rings etwas trüb aus. Da kam ein einzelner Sonnenstrahl und beleuchtete plötzlich die Stelle wo das liebe Mädchen saß, grad als wollte er sagen: „Joseph, sieh Dir Die einmal genauer an."

In einem weißen Kleid saß das rothwangige, blonde Nieschen, so nett und knapp angezogen, als ob es aus einem Schächtelchen käme. Die andern Jungen haben wohl oft gesagt: das Nieschen wäre zu dick; aber mir

[1] Nieschen (Agnes).

gefällt das, wenn die Mädchen etwas um und an haben. Als es mich kommen sah, fing es an zu lachen und steckte sich schnell die Haare wieder auf. Ich lachte auch, und das war dem Nieschen gepfiffen, denn es kann sich überhaupt nicht gut ernst halten. Der Offermann ärgerte sich oft, wenn wir eine Todtenmesse oder die sieben Worte von Haydn einstudirten, daß das Nieschen immer voll Lachen steckte. Doch warum sollte es betrübt sein, da es so jung und stark ist, und keinen Verdruß in der Welt gehabt hat?

„Fräulein Flettekoven!" sagt' ich, „Sie sehen heute mit Ihren langen Haaren so schön aus wie die Kevelaer Muttergottes, die in der Prozession getragen wird. Ich wollte nur, daß ich auch zur Männerbruderschaft gehörte, damit ich dürfte tragen helfen."

Nieschen lachte und meinte, das würde mir sauer werden etwa 125 Pfund auf den Schultern zu tragen.

„Wahrhaftig ich trüge Sie von hier bis auf das Rathhaus!" sagte ich. „Ja wenn ihrer fünf Ihnen hülfen," setzte das Nieschen hinzu.

„Nein, liebes Nieschen," fiel ich ein, „am liebsten allein; und wenn wir auf dem Rathhaus ankämen, brauchte mir nur der Herr Bürgermeister Windeck zu helfen" — —

Das Nieschen wurde noch einmal so roth und sagte: „Sei'n Sie doch still, Sie werden noch machen daß die Andern alles hören was wir sprechen."

„Das ist mir all das nämliche," sagte ich, „wenn

ich nur weiß ob du mich recht verstanden hast, mein Herzens-Nieschen!"

„Nun, dann müßte man auch arg dumm seyn, wenn man das nicht verstünde!" erwiederte lachend das Nieschen.

„Nun dann," fuhr ich fort, „so wollen wir eine feste Bekanntschaft anfangen. Ist es dir recht? sag' lieb' Nieschen!"

Mein Mädchen schämte sich ein bischen, lachte wieder, bedachte sich dann noch einen Augenblick und schlug endlich derb in meine dargebotene Hand, indem sie sagte: „Es ist mir recht daß du mein Junge bist."

Viertes Kapitel.

Was man unter einer „festen Bekanntschaft" versteht.

Ich war nun, wie man am Rhein zu sagen pflegt: dem Nieschen sein Junge, durfte sie bei Spaziergängen am Arm führen, und des Abends nach gethaner Arbeit bei ihr an der Hausthüre stehen. Wenn es die Alten nicht sahen, so gaben wir uns auch manchen herzlichen Kuß, und alle Tage sprachen wir davon, daß wenn ich einmal so weit wäre mit meinem Geschäft, wir uns heirathen wollten. Das lag aber noch weit ab, denn meine Mutter wollte durchaus, daß ich vorher reisen und die Welt sehen müßte; bis dato war ich aber noch nicht bis Köln gekommen.

So lange der Sommer dauerte hatten wir viel Freude von unsrer festen Bekanntschaft; als aber die kalten Novembertage herankamen, da gab es tausend Verdrießlichkeiten mit dem alten Flettekoven. Dieser wollte durchaus nicht leiden, daß des Abends nach sieben Uhr das Nieschen im Dunkeln mit mir hinter der Hausthüre plauderte, und herein in die warme Stube zu kommen wollte er mir auch nicht erlauben. Im Grunde hätte ich selber da drinnen nur das halbe Pläsir gehabt, weil ich mit dem Nieschen kein vertrauliches Wort hätte reden können. Der alte Flettekoven, der ein ächtes bönnisches Männchen war, sprach am liebsten selber von den Stadtneuigkeiten, und es verdroß ihn, wenn das Nieschen andere Dinge im Kopf hatte, und ihm zerstreut mit halber Aufmerksamkeit zuhörte. Was ein solches „Männchen" für eine Persönlichkeit ist, das weiß hier Jedermann; da ich mir aber schmeichle, daß auch noch andere Leute meine lustige Geschichte lesen werden, so will ich für diese im folgenden Kapitel genau expliciren, was sich alles zum Habitus eines „Männchens" gehört.

Ich kehre zu meinem Nieschen zurück, das dießmal nicht lachte, sondern ernstlich verstimmt wie eine Violine die man durch den Regen getragen, auf der nassen Thürschwelle mit triefenden Haaren stand. Der Alte hatte zufällig hinter ihr abgeschlossen, als sie bis an die Ecke geschlüpft war, um zu sehen ob ich noch nicht käme. Nun überlegten wir, ob wir uns nicht listig

beide hereinschleichen könnten, ohne daß er es merkte, um so der drohenden Strafpredigt zu entgehen. Es gelang, da ihm der Zugwind seinen Wachsstock ausblies, während ich mich hinter dem Nieschen geduckt hielt, und mich drinnen rasch in einen dunkeln Winkel zwängte. Ehe er sich umgesehen hatte pfuschte ich mich die Treppe herauf, wohin Nieschen mir nach einer Viertelstunde folgte. Nun setzten wir uns auf die oberste Speichertreppe zusammen, und paßten wohl auf wenn der Alte rief. Da Nieschen stets im Augenblicke bei der Hand war, so schöpfte er gar keinen Verdacht, und las ruhig die kölnische Zeitung.

Was wir unterdessen zusammen plauderten, das könnte ich auf Hochdeutsch gar nicht sagen, denn da käme es lange nicht so herzlich heraus. Wir diskurirten wie uns der Schnabel gewachsen war, ohngefähr in dem nämlichen Ton, wie wir noch heute, Jahr und Tag nach unserer Hochzeit, mit einander an Sonn- und Feiertagen karessiren, wenn wir nichts damit versäumen.

Ich. Och Niesche, wat setze mer hee ahdig on genöchelich op der Trapp, als wenn et e sammede Kanepee wör'. Komm, dann maachen ich Dir en Lehn'; tückel Dich me'm Köppche widder mich.[1]

[1] Ich. Ach, Agneschen, wie sitzen wir hier so artig und genüglich auf der Treppe, als wenn es ein sammtnes Kanapee wäre. Komm, so mache ich Dir eine Lehne; bucke Dein Köpfchen an mich.

Sie. Du gode Jong'! wat häß Du doch e dröckelich Gemööth!

Ich. Do soll der Kuckuck net good senn, wemmer esu e leev, manx, muggelich Schmüggelche für e Schätzche hät.

Sie. Och Juseb, dat eß Dir jo net Eens.

Ich. Dat soll mir net Eens senn? Du kleene Spetzbov, dat weeß Du wahl, dat Du et ahdigste Mädche op der Steenestroß beß. Gemmer en Bützche.

Sie. Jöses, eckersch hköösch, dat dä Vatter et net hüürt.

Ich. Aeh wat, an esu em papiere Bützche han ich nur de halv Freud. Dat eß mir net hezzelich genog. Op e Neu's!

Sie. No dat wor ever hezzelich!

Ich. Op e Neu's, op e Neu's! Du kanns 'er noch [1]

[1] **Sie.** Du guter Junge! Welch ein herzliches Gemüth hast Du!

Ich. Da soll der Kuckuck nicht gut sein, wenn man so ein liebes, sanftes (nicht übersetzbar) Schätzchen hat.

Sie. Ach Joseph, das ist Dir ja nicht Ernst.

Ich. Das soll mir nicht Ernst sein? Du kleiner Spitzbub, das weißt Du wohl, daß Du das artigste Mädchen auf der Sternenstraße bist. Gib mir ein Küßchen.

Sie. Herr Jesus! Nur leise, damit der Vater es nicht hört.

Ich. Ach was, an solch einem papierenen Küßchen hab' ich nur die halbe Freude. Das ist mir nicht herzlich genug. Auf's Neue!

Sie. Nun dies war aber herzlich.

Ich. Auf's Neue! Auf's Neue! Du kannst ihrer noch

en ahdiger. — Och Niesche, leev hezze Niesche! Et wird mir op emol ganz bedröv öm et Hezz eröm!

Sie. Wat eß Dir dann, mi leev Hezzeküülsche?

Ich. Wenn ich esu denke, dat ich no den Ovend alt widder dorch dä Rähn heem moß, on morgen alt widder, on esu dä ganze Winter dorch alle Ovends, dann weeß ich net, wie ich de Zick eröm brenge sall, bes mer ons krigge.

Sie. Och jo! mer soll welle, dat et baal en End nöhm.

Ich. Ich mööt wahl die Wanderschaff an dä Nagel hange; äver mi Motter säht: Hee kräg si Levve keener en staats Kondschaff, dä net op Reis' gewees wör.

Sie. Da gink ich eckersch bes no Kölle.

Ich. Dat baht nix. Mer moß no Parihs oder no Berlin; sönns donn se, als ob mer ene Endenicher Buurejong wör. [1]

ein Artigeres. — Ach Agnes, liebe Herzens-Agnes! Es wird mir auf einmal ganz betrübt um's Herz.

[1] Sie. Was ist Dir denn, mein lieb Herzblättchen?

Ich. Wenn ich dran denke, daß ich nun den Abend schon wieder durch den Regen heim muß, und morgen abermals, und so den ganzen Winter hindurch jeden Abend, dann weiß ich nicht, wie ich die Zeit herumbringen soll, bis wir uns haben.

Sie. Ach ja! Man möchte wünschen, daß es bald ein Ende nehme.

Ich. Ich möchte wohl die Wanderschaft an den Nagel hängen; aber meine Mutter sagt: hier bekäme sein Lebtag Keiner einen vornehmen Kunden, der nicht auf Reisen gewesen wäre.

Sie. Dann ging ich nur bis nach Köln.

Ich. Das hilft nichts. Man muß nach Paris oder nach Berlin; sonst thun sie, als ob man ein Endenicher Bauernjunge wäre.

Sie. Wenn ich mer dat denke, dat mer sich em Winter hee op der Trapp de Bützger stelle moß wie de Mösche dä Hafer, on dat Du em Sommer futgehs, wammer alle Dags de schönste Gelegenheet hät, da mööt ich esu kriische!

Ich. Och kriisch ecker sich net, Du Engelsche, Du leev Hezzendihrche, söns — —[1]

Hier wurde die Liebesscene einigermaßen unsanft unterbrochen, da der alte Flettekoven die Sache gewittert hatte, und auf Filzpantoffeln leise heraufgeschlichen kam. Was er dazu gesagt, soll am Ende des nächsten Kapitels treulich berichtet werden, wenn wir uns von unserm Schrecken erst genugsam erholt haben werden.

[1] Sie. Wenn ich mir das denke, daß man sich im Winter hier auf der Treppe die Küßchen stehlen muß, wie die Spatzen den Hafer, und daß Du im Sommer fortgehst, wenn man alle Tage die schönste Gelegenheit hat, so möcht' ich wirklich weinen.
Ich. Ach weine nur nicht, Du Engelchen, Du liebes Herzchen, sonst — —

Fünftes Kapitel.

Von den Männchen und wie man Verliebte mit kaltem Wasser begießt.

In meiner Heimath existirt eine Sorte von Spießbürgern, deren eigentliches Muster der alte Flettekoven war, und die man im Gegensatz zu den „Bönn'schen Jungen" die „Bönn'schen Männchen" nennt. Diese

sind aber nicht zu verwechseln mit der Kaste der „Baumschulen-Männchen, welche seit Jahren täglich Mittags um halb zwei in die Baumschule wandern, um daselbst Kaffee zu trinken, und zu hecheln. Um diese Zeit vermeidet jeder gute Christ die Kastanienallee, um nicht diesen männlichen Kaffeeschwestern in die scharfen Zungen zu gerathen.

Die ächten „Männchen" sind viel harmloserer Art. Meistens sind es „Rentenirer" oder vermögende ehemalige Geschäftsleute, die sich in Ruhestand versetzt haben. An Plätzen, wo etwas gebaut wird, sieht man sie gewöhnlich gruppenweise zusammenstehen; auch bei der Landbrücke halten sie sich gerne auf, wenn ein Dampfschiff ankömmt. Einige gehen nie ohne Regenschirm, andern folgt ein Mops nach. Die Meisten tragen einen dicken gelbbraun polirten Stock mit silbernem Knopf in der Hand. Das Normal-Männchen erscheint in einem königsblauen sehr sauber gebürsteten Rock mit blinkenden Metallknöpfen. Im Winter ist es von einem Schanzeläufer umhüllt, den vier kurze Krägelchen zieren. Die Kopfbedeckung ist entweder ein altmodischer runder Hut, oder eine Schirmkappe.

Die Lebensart des „Männchens" ist sehr regelmäßig. Es frühstückt des Morgens mit gehöriger Langsamkeit; seine Lektüre ist das Bonner Wochenblatt. Männchen von höherer Bildung lesen auch die kölnische Zeitung. Bis zehn Uhr werden die Geschäfte besorgt, welche in meteorologischen Beobachtungen und im Durchsehen des

Rentenbuchs bestehen. „Nach der Arbeit ist gut ruhen,“ sagt das Männchen um zehn Uhr Morgens; es legt die Zipfelmütze ab und die oben beschriebene Toilette an; dann geht es an's Eschenbäumchen, und bleibt bei allen Bauten ein bischen stehen, wo es mit seinen Collegen zusammentrifft. Nach Tische macht es ein Schläfchen, tritt dann die nämliche Wanderung nochmals an, welche dasmal aber in der Neugasse bei Nettekoven oder auf dem Markt beim Breuer im Zehrgarten zuletzt ausmündet. Liberale Männchen trinken zuweilen Morgens an den genannten Orten ein Spezial; konservative thun das nicht, kehren Abends um sieben nach Hause, wo sie alsbald Salat essen, und um halb neun zu Bette gehen. Der Wahlspruch dieser letztern ist: „Ich esse gut, und trinke gut; dahingegen muß ich auch meine gehörige Nachtruhe haben!“

Zu diesen gehörte der alte Flettekoven. An dem unvergeßlichen Abend auf der Speichertreppe stand er plötzlich mit einem Blendlaterndchen vor uns, das er verschlossen gehalten hatte, bis er oben war. In dem sogenannten Bonner Hochdeutsch, das die Männchen wegen seiner besondern Würde und Feierlichkeit des Klanges reden, und das sich eben so wesentlich von dem Gelehrtendeutsch als vom rheinischen Plattdeutsch unterscheidet, hub er also an:

„Habbe mer üch emal entelich aufgehobe, Ihr zwei Nixnütz! Schämp Ihr üch dann nich? Hab Ihr dann gar kei Ihrgefühl mehr im Leiv? Wenn das Dein

Mutter wüßt', sie däht sich ja im Grav erumdrehe! Das war ein' ehrbare Frau! Von der hab' ich kei Bützche bekomme, bis mer von der Koppelation no Haus kame. Aber das Nieß, das setz sich mit 'em Hansibbeles auf die Trappfe, un karessirt. Das kömmp dervon, wenn kein' Frau im Haus ist. Ich hätt' am End nöthig noch emal ze heirathe, daß du verlieb' Stück en Aufsich kriegs!"[1]

So ging es noch lange fort. Das Nieschen hielt sein Schürzchen vor's Gesicht, und ich schämte mich auch so gut ich konnte. Das Ende vom Lied war, daß mir das Haus so lange verboten wurde, bis ich mein eignes Geschäft etablirt hätte.

Ich ging bitterlich betrübt nach Hause, und erklärte meiner Mutter am andern Morgen, daß ich sogleich einpacken und fortgehen wolle. Dießmal waren alle Vorstellungen umsonst; ich wollte den Frühling nicht abwarten, denn ich hatte nicht Rast noch Ruhe mehr am Orte, und wurde erst wieder lustig, als ich auf

[1] „Haben wir Euch endlich einmal erwischt, Ihr beiden Nichtsnutzigen! Schämt Ihr Euch denn nicht? Habt Ihr denn gar kein Ehrgefühl mehr im Leib? Wenn das Deine Mutter wüßte, sie drehte sich ja im Grab um! Das war eine ehrbare Frau! Von der hab' ich kein Küßchen bekommen, bis wir von der Copulation nach Hause kamen. Aber die Agnes, die setzt sich mit einem Hansnarren auf die Treppe und liebelt. Das kömmt davon, wenn keine Frau im Hause ist. Ich hätte am Ende nöthig noch einmal zu heirathen, damit Du verliebtes Geschöpf eine Aufsicht erhieltest!"

dem Schiffe stand. Die Trennung war ja das beste Mittel, uns zusammen zu führen. Ich nahm mir vor, in einem Monat so viel zu lernen, wie ein Andrer in einem Jahr, und gab auf Alles Acht, damit ich meinem Nieschen recht viel zu erzählen wüßte und meinen Kundschaften zeigen könnte, daß ich ein gereister Mann wäre.

Sechstes Kapitel.

Ein kölnischer Carneval.

Mit traurigem Gemüth war ich nach Köln gekommen, aber bald fühlte ich meine alte Fröhlichkeit wiederkehren, da mein neuer Meister mich zur Arbeit mit auf den Gürzenich nahm, der eben für den nahen Carneval neu dekorirt werden sollte. Den lieben bunten Narrenfarben widersteht kein rheinländisches Herz; ja man behauptet sogar: wenn einem ächten Kölner die Frau gestorben sei, so fließe die erste Thräne zwar ihrem Verlust, die zweite aber sicherlich dem Umstand, daß das Dekorum ihm verbiete, sich im Trauerjahr zu maskiren.

Am Fastnachtsonntag fragte mich der Nachbarssohn Neres: „Wat määß Du Dich hück, Juseb?" [1] worauf

[1] Reinerus: „Was machst Du Dich heut, Joseph? (Wie verkleidest Du Dich?)"

ich erwiederte: „Ich mööt mich jet rähch Schöön's maache: esu ene Ritter met' em Helm met Feddere, oder ene Törk met' er wiiße Botz an, on' em rude Kamesol." [1]

Neres lachte mich aus und sagte: „Beß doch kee Döppe! Ene staatze Fastelovendsgeck hät si Lebdag kee Pläsir. Süch wie die vürnehm' Hähren et maache; die maache sich ä Verke, dat welle mer och donn!" [2]

Ich erkundigte mich näher nach dem Costüm eines „Verkens," und erhielt die ausführliche Beschreibung dieser in Köln allbeliebten Charaktermaske. Man kauft sich in einem Spezereiladen eine Menge von den alten Matten, womit die Kaffeeballen auf dem Transport umwickelt sind. Diese werden zu einem Mantel an einander geheftet, der aber vor allem eine lange Schleppe haben muß. Dazu gehört nun eine schlechte Pappmaske mit ellenlanger Nase und eine grauwollene gestrickte Zipfelmütze. Um Fastnacht ist einer langjährigen Erfahrung zufolge in dem ohnehin kothigen Köln immer Regen- oder Thauwetter. Da wandelt nun das Verken mit dem Mantel aus Kaffeematten höchst gravitätisch einher und nimmt unter der langen Schleppe Massen von Unrath mit, der sich an dem rauhen Stoff ansetzt.

[1] Ich möchte mich etwas recht Schönes machen: etwa einen Ritter mit einem befiederten Helm, oder einen Türken mit einer weißen Hose und einem rothen Kamisol."

[2] „Sei doch kein Dummkopf! Eine geputzte Maskerade hat ihr Lebtag kein Vergnügen. Sieh wie die vornehmen Herren es machen; die verkleiden sich als Ferkel, das wollen wir auch thun."

Nun besteht der Hauptwitz darin, daß man sich die Eckhäuser merkt, welche zwei Eingänge zu einem prächtigen Laden haben. Daselbst geht das Verken zur ersten Thür herein, und zur andern hinaus, eine Spur von allen Ingredienzen hinterlassend, die sich unter der Mantelschleppe gesammelt haben. Findet es aber eine Zimmerthür offen, so tritt es auch da schweigend ein, und umwandelt langsam und ehrbar den runden Tisch, unbekümmert um die Schimpfworte der Mägde, welche es mit Besen zerprügeln kommen. Oft thut sich eine Prozession von einem Dutzend solcher Verken zusammen. Diese sind schon schwerer abzuhalten, obgleich die Kölner ein paar Jahre nach der Erfindung dieser sinnreichen Maske ziemlich gewitzigt wurden. Sehen die Ladenmädchen von weitem einen Mattenmantel, so schreien sie schon: „Do küt e Verke, do küt e Verke!“ [1] und suchen die Thüren zu verrammeln.

Neres, der gern für einen vornehmen Herrn angesehen werden mochte, wählte den Mattenmantel. Ich konnte mich aber nicht dazu entschließen. Ich dachte mir: „was würde das Nieschen denken, wenn es dir so begegnete!“ und verkleidete mich lieber als einen schönen Ritter.

Auf dem Heumarkt ging es lustig zu; ein Bierbrauer hatte auf seinem Speicher ein paar Glocken angebracht, und bezahlte einige Gassenbuben dafür, daß

[1] Da kömmt ein Ferkel!

sie den ganzen lieben Tag darauf beiern mußten. Das stimmte alle Herzen zur Lustigkeit, so weit man den Kirmesschall hörte.

Der große Maskenzug am Montag war unbeschreiblich bunt und prächtig. Die Hauptfigur war die Prinzessin Venetia, welche dem Kölner Hanswurst ihren Besuch abstattete. Ein kleiner, schlanker Judensohn mit feinen weiblichen Zügen spielte diese Rolle zum Entzücken seiner Familie, die ihren ganzen Diamantenschmuck zusammengesteuert hatte, um die Venetia würdig zu repräsentiren.

Die Prinzessin benahm sich mit einer Huld und Herablassung, die wahrhaft täuschend war. Sie ließ sich auf dem Neumarkt die schönsten Damen Kölns vorstellen, die ohne Arg auf die Ceremonie eingingen, und von der fremden Fürstin, ehe sie sich's versahen, mit einem gnädigen Kuß beehrt wurden. Auch ihr Bräutigam, der Hanswurst, theilte nach allen Fenstern hin seine Kußhändchen aus, und rastete nur von seiner Beweglichkeit, um Champagner zu trinken.

Die Gesandten aller Nationen, von den Chinesen bis zu den Menschenfressern, füllten unzählige Wagen. Eben so wenig fehlte es an allen erdenklichen ernsten und komischen Charaktermasken. Die Mühle, worin die alten Weiber wieder jung gemahlen werden, wiederholte dieß Wunder auf jeder Straße. Vor den Häusern junger Eheleute hielt der Kunibertspütz still, und artige Wickelkinder wurden heraufgewunden. Kamen Zwillings-

Hanswürstchen hervor, so gab es einen allgemeinen Jubel. Weniger erbaulich für die Häuser, wo still gehalten wurde, war der Wagen mit der Gereons-Kiste, wohinein, der Sage nach, die alten Jungfern gesteckt werden. Allerlei schnöde Gesichter mit Hauben guckten aus dem ein wenig gelüfteten Deckel hervor, und winkten grinsend, wenn sie an einem Fenster Commilitonen sahen.

Damals war die Eisenbahn noch ein neues Zeitungswunder, und wenig ehrsame Kölner glaubten fester daran, als an die zu errichtende regelmäßige Luftschifffahrt. Neben einem Dampfschifflein wurde auch ein Dampfwagen als Karrikatur des menschlichen Erfindungsgeistes durch die Straßen gezogen. Im Wagen saßen nun die in Ruhestand versetzten Pferde als Passagiere. Wer kann alle die Narren im Gedächtniß behalten, die da ihr Wesen trieben! Von all dem vielen Gelb und Grün und Roth und Blau flimmerte es Einem vor den Augen.

Zum Essen nahm ich mir wenig Zeit in diesen Tagen. Den letzten Brocken hinabgeschluckt, eilte ich an die Vierwinden: da war der Spektakel am ärgsten. Gott weiß, wie viel Malter Erbsen hier verbraucht werden, da man aus allen Fenstern damit bombardirt. Jeder, der dort stehen bleibt, sorgt für einen guten Erbsenvorrath in der Tasche; mancher läßt deren sogar ein Fäßchen voll neben sich aufstellen, Es versteht sich, daß die Leute am ärgsten beworfen werden, die zur Zeit,

wo Alles närrisch ist, am steifsten ihre Würde zu behaupten suchen.

Am ersten Fastnachttage kamen ein paar solcher Pedanten an den Vierwinden vorbei. Der eine war ein Major in Gala-Uniform und der andere ein hoher Civilbeamter mit zwei Orden. „Mein Bester,“ sagte der mit dem Orden, „sollen wir nicht lieber einen andern Weg nehmen, als den durch das Volk, welches einigermaßen betrunken zu sein scheint?“

„Mein Liebster,“ erwiederte der Major, „schreiten Sie nur kühn den geraden Weg; ich bin ja dabei.“

Dieses Hagelwetter von Erbsen, das die beiden auf den Pelz bekamen, hatte seines Gleichen noch nicht erlebt. Bleich und mit verbissenem Ingrimm schritten die unglücklichen Opfer des karnevalistischen Muthwillens hindurch, und gelobten, diesem Unfug, der ihnen als ein crimen laesae majestatis erschien, energisch sein Ziel zu setzen.

Schon am nämlichen Abend erschien das Verbot von Seiten der Commandantur, daß an den folgenden Tagen Niemand mehr an den Vierwinden stehen dürfe. Polizisten in Masse wurden an den Ecken aufgestellt, um diesem Verbot den gehörigen Nachdruck zu geben. Diese armen Werkzeuge der Rache hatten einen höchst unbequemen Stand, da der Erbsenregen aus den Fenstern gar kein Ende nahm, und ihre Nasen die Zielscheiben für alle Stockwerke abgaben. Desto bequemer machte sich's das Publikum. Stühle und Bänke wurden

aus den benachbarten Häusern requirirt, und somit umging man aufs schönste das Verbot: daß Niemand dort stehen dürfe.

Nach einigen Stunden erschienen Gensd'armen mit einem genauer stylisirten Befehl, des Inhalts: daß sich Niemand an den Vierwinden aufhalten dürfe, weil dadurch die Passage gehemmt würde.

Nun vereinbarten sich die Erbsenwerfer zu einem steten Hin- und Hertrippeln; dann entfernte sich eine Partie bis in die nächste Gasse und kam der andern entgegen, die das nämliche Manöver unternahm. Dieses Foppen der Polizei fand so viel Beifall, daß Alles, was Beine hatte, sich am Dienstage an die Vierwinden begab. Bei so unermeßlichem Gedränge fielen natürlich alle Maßregeln platt auf den Bauch, und die Polizei ärgerte sich, daß sie schwarz wurde.

Siebentes Kapitel.

Wie wir den Carneval während der Fastenzeit gar nicht aus den Gliedern bekommen konnten.

Am Aschermittwoch sah es recht trübselig aus. Statt der lustigen Leute mit Schellenkappen begegneten Einem Schwärme von Bauern, die sich in den Kirchen das Aschenkreuzchen geholt hatten. Mir und meinen Kameraden war es so kurios zu Muth, als wenn

unsichtbare Hände uns zwickten und bei den Haaren zupften. „Kann man heute denn gar nichts Verkehrtes anfangen?“ fragte man sich unter einander: „mit der Arbeit will es ja ohnehin nicht rutschen!“ Einstweilen nahmen wir die Kappen, und gingen hinaus. Wir kamen an die Vierwinden. Da waren alle Fenster geschlossen; die Leute gingen ihren Geschäften nach, und die einzige Spur des gestrigen Tumultes waren die Hunderttausende dickgequollner Erbsen, die alle Gossen und Pfühle anfüllten. Einige alte Bettelweiber mausten die bestaussehenden heraus, und indem sie sie in irdene Scherben legten, brummten sie über die Verschwendung der Reichen, und berechneten wie viel Suppen da unter die Füße getreten würden. Ich wurde blutroth bei diesem Anblick, und mein Gewissen trieb mich schnell von dieser Stätte hinweg, aber der gefühllosere Neres hielt mich fest und sagte: „Hee mooß on mooß hück noch e Spektakel angestivelt werde, on wann et me'm Düvel zogohn sollt!“[1]

Nun verabredeten wir den Plan leise mit einander, gingen dann nach den vier sich kreuzenden Gassen, und kehrten nach einer Weile zu den Vierwinden zurück, als wenn wir nichts von einander wüßten und uns zufällig begegneten. Alle blieben wir plötzlich stehen, sahen mit bestürzter Miene zu einem und demselben Dach eines vierstöckigen Hauses empor, gaben Zeichen

[1] Hier muß durchaus heute noch ein Spektakel angestiftet werden, und wenn es mit dem Teufel zugehen sollte!“

großen Erstaunens, indem wir hinaufdeuteten und uns ängstlich einige Worte ins Ohr flüsterten. Viele Leute blieben stehen und fragten: „Was ist da? Was gibt's?" „Stille," sagten wir, „warten Sie einen Augenblick, sogleich wird es sich entdecken ob wir recht gesehen haben.

Alles blieb voll gespannter Erwartung stehen. Die neu hinzugekommenen Personen fragten jene, die hinter uns die Passage versperrten. Von allen Seiten schallte es jetzt: „Was'ß hee ze donn? Eß jet ze sinn?"[1] Die Antwort lautete: „Waat eckersch jet; do die Lück bliven all stohn on kicken erob!"[2]

Als sich Volks genug gesammelt hatte, und die Hochstraße bis zum vierten Haus gestaut war, bahnten wir uns einen Ausweg durch das Gedränge, und sahen mit großer Befriedigung wie sich zu allen Thüren und Fenstern vorwitzige Köpfe herausstreckten, und durch Fragen den Tumult vermehren halfen. Ganz wie gerufen kam nun die Polizei auch noch herbei, und im Wahn, daß der Lärmen eine Fortsetzung des gestrigen Erbsenskandals sey, begann sie die Leute mit brutalen Scheltworten hinwegzutreiben. Waren nun die Sergeanten gestern mit trockenen Erbsen bombardirt worden, so lernten sie heute die Annehmlichkeiten der nassen kennen. Als wir nach einer Stunde wieder des Weges

[1] „Was ist hier zu thun? Ist etwas zu sehen?"

[2] „Wartet nur ein bischen. Dort die Leute, bleiben alle stehen und gucken herauf!"

kamen, war der Tumult noch in vollem Gange, und nahm erst ein Ende als es ganz dunkel geworden war.

Am heiligen Josephstage, der in die Mitte der Fasten fiel, ließen es sich die Kölner nicht nehmen, eine große Harmoniemusik im Marienbildchen zu Deutz zu veranstalten. Es war Sonntag, und da es mein Namenstag war, so vertraute mir mein Meister als ein besonderes Zeichen seiner Gunst einen Hausschlüssel an, welches keine Kleinigkeit war. Ich blieb mit meinen Kameraden ziemlich lange drüben in Deutz und wir rekapitulirten nochmals alle tollen Streiche vom ganzen Winter. Als wir gegen 11 Uhr über die stehende Brücke heimzogen, war die Reihe der Gasthöfe noch hell erleuchtet, und spiegelte sich im Rhein. Auch der Lampenschein von der Brücke ward auf den Wellen hin und her geschaukelt. Es war eine so schöne stille Nacht wie ich lange keine gesehen. Der Mond und ein paar helle Sternchen standen am Himmel und schimmerten mit bläulichem Licht über den vielen rothen Lampen. Grade so lieblich stand in meinem innersten Herzen der Gedanke an mein fernes Liebchen hoch über all der tollen Tageslust. Vom andern Ufer rollte ein Wagen dumpf über die Brücke, und der Postillon blies ins Horn. Da konnte ich gar nicht mehr begreifen, wie ich es so lange hier ausgehalten hatte ohne mein liebes Mädchen, und ich zürnte über mich selber, daß ich die Zeit so lustig und wild zugebracht.

Meine Kameraden merkten aber nichts von meiner

Schwermuth, nichts vom Mondenschein und vom Posthorn. Sie überlegten nur, ob man keinen Unfug mehr anstellen könne. Das Mäuschenfangen auf dem Nachhauseweg verstand sich zwar von selber, aber Neres meinte: man müsse dem heiligen Joseph zu Ehren doch eigentlich etwas Apartes anstiften. Endlich fiel ihm eine Dummheit ein, die denn auch sofort in Ausführung gebracht wurde.

Wir zogen vor das Haus des Regierungsraths, der damals mit dem Major an den Vierwinden das Erbsenbombardement bestehen mußte. Um keinen Verdacht zu erregen schellte Neres zuerst ganz bescheiden. Keine Regung im Hause. Neres schellte lauter, und sofort immer etwas lauter, bis endlich Thüren im Innern knarrten, und nach der Magd gerufen wurde. Dieses Subjekt hatte endlich eine Lampe angezündet, und kam mit einem verschlafenen Eulengesicht, halb und halb angekleidet, um uns aufzumachen. Neres fragte nach dem Herrn Regierungsrath, und versicherte: er habe demselben etwas sehr wichtiges zu entdecken. Die Magd wollte ihn aber nicht eher rufen, bis wir gesagt hätten was wir wollten und wer wir wären. Wir hörten ihn übrigens die Treppe herabschleichen, um nöthigenfalls der Magd zu Hülfe zu kommen. Neres machte ein sehr ehrbares Gesicht und trug der Magd auf, sogleich dem Herrn Regierungsrath zu sagen: er könne nun ruhig zu Bette gehen, denn wir wären nur gekommen, um ihn zu benachrichtigen, daß das Concert

im Marienbildchen schon beendet sey. Hiermit rissen wir eilends aus, ohne das Fluchen des Regierungsraths auf der Treppe deutlich zu verstehen. Die Magd aber war ganz verdutzt und rieb sich die schlaftrunkenen Augen.

Der Neres kam nach einigen Tagen zu mir, und sagte: „Gank met, mer han widder ene Preuß' ze uhze!"[1] Diese Einladung ließ ich mir nicht zweimal sagen, zog meinen Sonntagsrock an, und begab mich zu meinem Kameraden. Nun muß ich aber vorher meinen Lesern auseinandersetzen, daß seit Menschengedenken zwischen Kölnern und Preußen ein gespanntes Verhältniß besteht, welches ein langjähriges gemischtes Zusammenleben nie hat ausgleichen können. Wenn einer sein Dienstjahr hält, so sagt man nicht: „er mußte Soldat werden;" sondern der allgemeine Sprachgebrauch heißt: „Hä mooht Preuß' werde!"[2] Damit ist wohl am deutlichsten ausgedrückt, daß ein Kölner einen Preußen für eine fremdartige Menschenraçe ansieht.

Der Preuße von dem hier die Rede war, befand sich auf der Durchreise, und wollte Kölns Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen. Neres hatte ihn Morgens im Bierhause getroffen, und hatte sich darüber geärgert, daß der Preuß' gesagt hatte: „Köln sey gegen Berlin man bloß ein Landstädtchen." — Nun ward

[1] „Geh' mit, wir haben wieder einen Preußen zum Besten zu halten."

[2] „Er mußte Preuße werden."

beschlossen ihm einen Begriff von der weitläufigen Ausdehnung der Stadt Köln beizubringen. Wir führten ihn im Zickzack durch allerlei Umwege in die fernsten unbekanntesten Gäßchen, so daß er hundmüde ward ohne zu merken wie er drei Stunden lang immer im Kreis gelaufen war. Er beklagte sich dabei sehr über das schlechte Pflaster und die schmutzigen Straßen und ward erst wieder guter Laune, als wir im Hirzenkümpchen Halt machten, und uns bei einer Flasche Braunenberger von unsern Strapazen erholten.

Auf dem Rückweg besuchten wir noch einige merkwürdige Kirchen und Kapellchen, wo Neres dem Preußen allerlei Legenden aufband, die daselbst geschehen sein sollten. Ein paarmal war ich im Begriff ihm ins Wort zu fallen und seine handgreiflichsten Lügen zu widerlegen; aber Neres trat mir auf den Fuß, und brachte so spaßiges Zeug vor, daß ich mich schämte ihm seine Freude zu verderben.

In Sankt Gertrudis steht auf einem Seitenaltar das aus Holz geschnitzte Bild dieser Heiligen, und trägt eine goldne Maus in der Hand. Darüber verwunderte sich der Preuß' und fragte was das bedeute. „Sehen Sie," explicirte der Neres, „da war einmal ein schlimmes Mäusejahr, so daß kein Bauer ein Körnchen Frucht auf dem Felde behielt. Nun ist, wie bekannt die heilige Gertrudis die Patronin der Mäuse. Das heißt, man ruft sie gegen die Mäuse an. Wenn die Feldmäuse zu sehr überhand nehmen, so wallfahrten die Bauern

hieher, und jeder trägt eine Maus in der Hand, die er auf seinem eignen Feld gefangen hat. Aber damals, in dem Mäusejahr, von dem wir jetzt reden, da wollte auch das nicht helfen. Da kam endlich ein Landpastor auf den Gedanken, und rieth den Landleuten, sie möchten eine Maus von geschlagenem Gold opfern, dann würden die andern Mäuse sich wohl verlaufen, wenn sie die goldne in der Hand der Patronin sähen. Und richtig, wie er gesagt hatte, so kam es. Seit dem Tage wo die goldne Maus geopfert wurde, liefen alle Mäuse aus der ganzen Rheinprovinz weg."

Hier schlug der Preuß' vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen, und sagte: „Ist es möglich daß in unserem Jahrhundert noch ein solcher Unsinn besteht! Es ist gottvoll zu glauben, daß eine goldne Maus die Feldmäuse vertreibe! Hahaha! Man hat mir zwar immer gesagt, daß das Volk hier am Rhein noch sehr hinter uns zurück sei, aber diesen Grad von Dummheit hätte ich ihm doch nicht zugetraut!"

„Ach Herr" erwiederte Neres, „Sie können doch wohl hören, daß das ein Fispelchen ist. Im Ernst glauben wir so was eigentlich nicht. Denn sehen Sie, wenn wir glaubten, daß das etwas hülfe, so hätten wir ja längst einen goldnen Preuß' in der Kirche aufgehangen."

Hier brannte ich durch, und ließ den Neres allein Wegweiser bis nach Hause sein, denn meine Mutter hatte mich immer gewarnt: man könne nicht vorsichtig

genug sein, und müsse sich nie um Politik bekümmern wenn einem sein Brod lieb sei.

Achtes Kapitel.

Eine unruhige Nacht.

Daheim fand ich einen Brief von meiner Mutter, worin sie mir meldete, daß der alte Flettekoven gestorben und dem Nieschen ein Vormund gesetzt sei. Der letztere habe für gut befunden das Flettekovens Häuschen sammt Theke, Laden und Allem zu vermiethen, und habe dem Nieschen gerathen, sobald es großjährig sei einen Verkauf zu halten, da sich für ein einzelnes Mädchen dieß Geschäft nicht schicke. Jetzt sei Nieschen in den Rheingau gereist, wo sie noch Familie habe, die sie bis dahin bei sich behalten wolle. Mir rieth die Mutter, falls es mir ernst mit meinem Handwerk sei, nach Brüssel zu gehen, wo man noch etwas mehr als in Köln vom Tapezieren verstünde.

Was sollte ich besseres thun, als die Welt anschaun. Zum Heirathen war es noch nicht Zeit, und bis Nieschen großjährig wurde, konnte man viel Scheererei mit dem Vormund haben. Ich überlegte nicht lange hin und her, sondern trabte bald mit allem was nöthig, mit Geld, Paß und Empfehlungsbrief versehen über die belgische Grenze.

Vor mir her ging eines Tages ein anderer Fußwandrer,

den ich weder für einen Belgier noch Franzosen halten konnte. Eher schien er mir ein Mittelding vom deutschen Studiosus und Landpastor zu sein. Er trug einen schwarzen Sämmtling, dessen gelbe große Metallknöpfe über dem stark vorstehenden Bäuchlein fest schlossen. Ein Tuch gegen Zahnweh war über die Ohren gezogen, und darauf ein runder Filzhut gedrückt. Als ich rasch an ihm vorüber ging um ihm ins Gesicht zu sehen, gewahrte ich eine sehr vollmondliche Physiognomie, welcher eine lange kurfürstliche Nase und die Normalunterlippe des österreichischen Kaiserhauses einen unläugbar klerikalischen Anstrich verliehen.

»Parli vous francé?« sagte er zu mir.

»Voui, Mousjeu, un peu!« erwiederte ich.

Nun fragte er mich etwas, wovon ich nichts verstand, und da ich mit den Schultern zuckte, so murmelte er ein ehrliches deutsches Donnerwetter in den Bart. Da erkannte ich, daß es ein Landsmann war, und gab mich ihm ebenfalls freudig als einen solchen zu erkennen. Er machte eine Vakanzreise, und wir beschlossen die Nacht in derselben Herberge zu übernachten. Mein neuer Gefährte nannte sich Bünsterbauch, war, wie ich, Neffe eines Landpastors, hatte Theologie studiren sollen, aber war eben im Begriff umzusatteln, da er zu einer weltlichen Fakultät mehr Lust verspürte. Es verdroß ihn sichtbarlich, daß ich ihn für einen geistlichen Herrn gehalten hatte, denn er meinte sich alle klerikalischen Manieren abgewöhnt zu haben; auch berief

er sich auf seine ausgesucht burschikose Tracht. Ich versicherte ihn, daß durch den Sämmtling, den Ranzen und Wanderstab, durch den frisch angelegten Schnurrbart sogar, kurz durch alles was er sage und thue, stets der Pastor hindurchscheine. Er kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Wenn Sie nur wüßten was ich nicht alles schon gethan, um den Theologen aus den Knochen zu kriegen, wie ich auf alle Manieren der flottesten Bursche geachtet, um mir sie anzueignen, aber alles vergebens! Jetzt gehe ich expreß drum außer Landes, um etwas französische Manieren zu bekommen. Geben Sie Acht, wenn ich wiederkehre, merkts mir keiner mehr an!"

Am Abend schritten eine große Menge rüstiger Burschen und Mädchen an uns vorüber, welche alle den Bünsterbauch ehrerbietig grüßten. Wir erfuhren, daß just an dem Orte wo wir unser Nachtlager halten wollten, Kirmes sei. Schon auf eine starke Viertelstunde Entfernung hörten wir die dumpfen Töne einer dicken Trommel, der sich wie wir näher kamen die Töne der Trompeten und anderer gellenden Instrumente zugesellten.

So sehr wir sonst eine lustige Kirmes als ein angenehmes Reiseabenteuer begrüßt hätten, so waren wir doch beide dießmal so müde vom zwölfstündigen Marsch, daß uns nur die Sorge beschäftigte, ob unser Nachtquartier wohl recht weit von dem Hause entfernt sei, wo die dicke Trommel geschlagen wurde. Mein

Gefährte Bünsterbauch fürchtete nebenbei, er werde im Trubel einer Kirmes schwerlich die gehörige Pflege für seine wunden Füße finden, deren er in der That sehr bedürftig schien. Welcher Schrecken aber bemächtigte sich unsrer, als wir hörten daß nur dies einzige Wirthshaus im Dorfe sei, und ein Fremdenbette nur im Tanzsaale selber stehe.

Wir traten ein. Die tanzende Gesellschaft war schon versammelt. Wie sollte man dort sich ausziehn und vor all den hübschen Bäuerinnen zu Bette gehen? Der Wirth versicherte, daß das ganz anständig geschehen könne, da das Bett Vorhänge habe; dem Herrn Pastor wolle er aber seinen eignen Alkoven einräumen, der durch eine spanische Wand von dem Saal getrennt sei. Wir sträubten uns und wollten lieber auf einer Bank warten; aber sämmtliche Bänke waren von zechenden Bauern besetzt, und der Tanz sollte mindestens bis des andern Morgens sechs Uhr währen. Weiter konnten wir nicht; kein Fuhrwerk ließ sich auftreiben; die Nacht war angebrochen — wir mußten uns fügen.

Der Studiosus Bünsterbauch schritt mit großer Würde hinter die spanische Wand, und obschon die Tänzer ein wenig kicherten, so kam ihm doch sein ehrbares Aussehen wohl zu statten. Niemand wagte ihn geflissentlich zu molestiren. Ich aber schlich mit gesenktem Blick wie ein Hühnerdieb hinter dem Wirth her, der mir das Fremdenbett mit seinen Gardinen aus roth und weiß karrirtem Matrazenzeug anwies. Mit Stiefeln

und Allem kroch ich hinein, um jedem Blick verborgen meine Hüllen abzustreifen. Als ich eben die Decke über die Ohren zog, fing die dicke Trommel dicht neben mir wieder an zu rumoren, und das dauerte mit kurzen Pausen so fort die ganze Nacht.

In jenen Pausen aber gab es Störungen anderer Art, indem die muthwilligen Belgierinnen eine nach der andern an die Ritzen meines Vorhanges kamen, und ihn leise ein wenig öffneten um ihren Vorwitz zu büßen. Dann sah ich sie grimmig an, und sie sprangen mit einem Schrei und hellem Gelächter zurück.

Gegen Morgen ward es gefährlich. Es entspann sich ein Streit. Die betrunkenen Männer gingen mit Messern aufeinander los, der Wirth holte die Polizei und die Weiber krähten. Ich richtete mich schwerfällig auf, denn meine Glieder waren wie zerschlagen, und bereitete mich zur Flucht. Da sah ich über der spanischen Wand den Kopf des Bünsterbauch sich erheben, der sich auf einen Thurm von Kissen gestellt hatte, um aus sicherm Hinterhalt den Kampfplatz zu überschauen. Ob er sich nun zu stark angelehnt, oder ob die spanische Wand auf zu schwachen Füßen gestanden, genug: im Moment wo die Polizei hereinkam stürzte die Wand zwischen die nach allen Seiten zerstiebenden Mädchengruppen in den Saal hinab, der Bünsterbauch in leichtester Toilette darüber, und blieb so platt liegen.

Ich dachte, er sei todtgeblieben, konnte mich also auch nicht mehr halten, und indem ich in der Eile die

Bettdecke wie einen Mantel um mich schlug, stürzte ich schreiend hervor. Mein Landsmann kniff mich aber in's Bein, und flüsterte mir leise zu: er sei ganz unbeschädigt, wolle absichtlich nur so thun als habe er den Hals gebrochen, damit er an der Verlegenheit des Aufstehens vorbei komme. Der Wirth und ich faßten ihn nun an, wälzten ihn auf's Bette, die Polizei arretirte die Betrunkenen, und die Uebrigen verliefen sich nach und nach.

Neuntes Kapitel.

Die Spitzbuben in Brüssel.

Zwar hatte ich mir vorgenommen alles Besondere das mir auf meiner Reise begegnen würde, getreulich für das Nieschen aufzuschreiben. Doch that ich dieß nur am Anfang meiner Wanderschaft, wo noch Alles mir höchst merkwürdig schien. Seit ich aber die schöne und prächtige Stadt Brüssel gesehen, da begriff ich wohl daß ich nichts mehr thun könne als schreiben, wenn ich Alles aufzeichnen wollte was mir in die Augen stach. Was für Häuser und Paläste waren das, welche Draperien und Tapeten darin, und wie geputzt waren die Leute, die am gemeinen Werkeltag über die Straße gingen! Man hätte glauben können im Himmel zu sein, wenn es nicht so viel Spitzbuben gegeben hätte.

Bald nach meiner Ankunft wurde mir mein Sonn-

tagsrock gestohlen, den ich einen Augenblick im Vorhaus meines neuen Meisters über das Treppengeländer gelegt hatte. Den Rock hatte ich mir nach der neuesten Mode machen lassen, weil ich sah daß der Meister auch so einen trug wenn er in gräfliche Häuser ging, und weil ich überhaupt keiner von denen bin, die sich lumpen lassen. Meinen Rock, oder doch einen Zwillingsbruder desselben, sah ich schon am nächsten Sonntage in der Kirche wieder: ein sehr fromm aussehender Mensch mit gescheiteltem langen Haar, der mit einer Quisel aus Einem Gebetbuche betete, hatte ihn an. Ich folgte den Beiden auf dem Fuße, als sie aus der Kirche gingen, und horchte genau auf ihre Reden um mich zu überzeugen, ob der Fromme wohl der Spitzbube selber sein könne, oder ob er meinen Rock nur gekauft habe. Die Quisel und ihr Begleiter schlugen die abgelegensten Straßen ein, bis sie endlich auf einem stillen klösterlichen Plätzchen in ein Haus traten. Unterwegs hatte ich sie nur über Gott und Heilige, von den Anfechtungen des Teufels und der Eitelkeit dieser Welt reden hören.

Als sie hinter der braunen aus Eichenholz geschnitzten Thür verschwunden waren, sah ich mich um und erkannte daß ich an dem Ort schon einmal gewesen war. In der nächsten Straße wohnte ein kleiner Spezereihändler, der eine Deutsche zur Frau hatte, an die ich von meiner Kölner Meisterin einen Gruß bekommen. — Da sie mich bei meinem ersten Besuche freundlich gebeten hatte, einmal an einem Sonntag Mittag da

einzusprechen, so benützte ich den Zufall der mich heute in ihre Nachbarschaft geführt. Aus dem Gewühl der innern Stadt entkommen, meinte man hier auf dem Lande zu sein. Es waren meist alte hohe Häuser mit vergitterten Fenstern in diesem Revier, wo nur hier und da ein Gewerbe getrieben wurde. Klöster und Gärten nahmen den Raum bis zur nahen Stadtmauer ein. Besonders viele Quiseln hatten sich hieher zurückgezogen, und glaubten sicherer allen weltlichen Versuchungen zu entgehen, wenn sie kein Wagengerassel und keine Militärmusik mehr hörten.

Ich beschrieb meiner Wirthin das Haus, wo ich meinen gestohlnen Rock gesehn zu haben vermeinte. Sie erzählte mir daß dort ein paar ganz alte fromme Jüngferchen wohnten, die trotz ihres großen Reichthums schon in früher Jugend der Welt entsagt, und mit einer eben so alten und frommen Magd ein ganz stilles und gottseliges Leben führten. Ihr einziger Gang sei in die Kirche und wieder nach Hause, daher sie auch nur aus dem Katechismus ihre Weltkenntniß geschöpft hätten.

Recht wie der Wolf aus der Fabel trat in diesem Augenblick die alte Magd der Quiseln in den Laden, um etwas zu kaufen. Mechanisch griff schon der Spezereihändler nach dem gewohnten Löthchen Kaffee; aber wie erstaunte er als die Jungfer Marguerite nach Datteln, Feigen und orientalischen Gewürzen fragte. Das war seit dreißig Jahren nicht vorgekommen.

„Ei, ei," sagte der Mann: „will denn eure Herrschaft Hochzeit halten?"

„Nein," antwortete Marguerite indignirt," „von so weltlichen Gedanken ist meine Herschaft weit entfernt."

„Dann bekommt Ihr wohl vornehmen Besuch?" — „Gewiß der König selbst!" fügte die Hausfrau scherzend hinzu.

Marguerite ward hierdurch keineswegs gedemüthigt, sondern sprach mit mysteriös gedämpfter Stimme: „Eine noch viel höhere Ehre ist uns zugedacht."

Der Spezereihändler und seine Frau, welche beide unbändig neugierig waren, drangen in die alte Marguerite ihnen das Räthsel zu lösen. Nach einigem Sträuben siegte bei dieser die Eitelkeit, und sie berichtete wie folgt:

„Schon seit 14 Tagen hat neben meiner ältesten Dame, Cécile, in der Kirche stets ein junger Mann Platz genommen, der sich bestrebte mit in ihr Gebetbuch einzusehen. Er nahm mit ihr zugleich das Weihwasser, und verneigte und bekreuzte sich dreimal wie sie es that. Heute als es regnete, bot er ihr an den Regenschirm zu tragen. Dadurch bekam meine Dame Cécile Gelegenheit den frommen jungen Mann einmal zu betrachten. Da fand sie, daß sie diese Art von Gesicht gewiß schon hundertmal gesehn: im Traum, in der Kirche, auf frommen Bildern, nur nie im Getümmel der Welt. Wer meint Ihr, daß es war?"

„Wie können wir das errathen?" sagte der Spezereihändler.

„So hört denn," flüsterte Marguerite, „es ist kein Zweifel, da er es selbst der Dame Cécile gesagt hat: es ist Niemand geringeres als unser Herr Jesus Christus selbst!"

Hier brachen wir alle unwillkürlich in's Lachen aus, und reizten dadurch die alte Marguerite zu immer eifrigern Worten der Bekräftigung.

„„Glaubt es, oder glaubt es nicht!"" rief sie ärgerlich. „„Ich habe ihn gesehen, und er gleicht präcis seinem Porträt das die Dame Cécile stets im Gebetbuch trägt. Er hat erzählt, wie er sie und ihre Schwester Louise lange beobachtete, und wie er auf Erden in unserer verderbten Zeit keine solche Frömmigkeit mehr gefunden. Dafür will er sie vor allen Weltkindern mit Ehren krönen in ihrer stillen Zurückgezogenheit. Heute Abend will er mit allen zwölf Aposteln wieder kommen und das Osterlamm bei uns speisen. Wir haben in der Eile alle Gebetbücher durchgeblättert, um die Gerichte ausfindig zu machen, die unser Herr Jesus Christus gerne speist; aber außer Datteln und Feigen fanden wir nichts erwähnt. — Doch gebt mir jetzt schnell was ich brauche, denn indeß wir hier plaudern, sollte ich eigentlich das Silberzeug putzen und den Tisch zurecht machen.""

Als die Jungfer Marguerite fort war, verwunderten wir uns noch lange über ihren festen Glauben. Endlich

ging dem Spezereihändler ein Licht auf, als ich nochmals die Notiz von meinem gestohlnen Sonntagsrock vorbrachte, und er ging eiligst auf das Polizeibüreau, um die Sache anzugeben. Dem Herrn Chef der Polizei kam der gescheitelte Herr Jesus ebenfalls sehr verdächtig vor, und er ließ das Haus in der Dämmerung umstellen.

Gegen acht Uhr kamen drei Wagen angefahren, und dreizehn handfeste Kerle stiegen heraus, die sich in lange Talare gesteckt hatten und große Bärte trugen. Die Polizei wartete eine Weile, bis sie sich in dem Hause der Quiseln behaglich niedergelassen hatten. Dann arretirte eine Abtheilung von Häschern die Kutscher, und die andre drang in's Speisezimmer der beiden Quiseln, welche eben auf den Knieen lagen und den vermeintlichen Aposteln die Füße wuschen.

Es war eine sehr raffinirte Bande, die bei dieser Gelegenheit endlich erwischt wurde, nachdem ihr die Polizei seit lange vergebens nachgespürt hatte. Ich bekam auch meinen Sonntagsrock wieder, an dem weiter nichts verdorben war, als daß er drei gelbe Wachstropfen bekommen hatte.

Zehntes Kapitel.

Der ehrliche Junge bereichert in Paris seine Erfahrungen und die Kenntniß weiblicher Herzen.

In Brüssel war ich gar nicht aus dem Erstaunen herausgekommen; in Paris war ich aber kaum vierzehn Tage, als ich mich schon über Nichts mehr verwunderte. Meine Hauptarbeit hatte ich im Hotel des türkischen Gesandten, woselbst ich viel Neues lernte, denn die Polster liefen rund an den Wänden vorbei, und die Thüren wurden mit schweren Teppichen verhangen. Als Alles fertig war, und des Abends die bunten Lampen angesteckt wurden, sah es wirklich sehr schön aus, und ich meinte ein Mährchen zu erleben, wie ich deren einmal ein paar gelesen hatte, worin Feeen und Nixen vorkamen.

Für mein Leben gern hätte ich auch einen Blick in den Harem geworfen, und ich fragte den Dragoman des Gesandten, ob dort nichts zu tapezieren sei. Der versicherte aber, daß der Pascha gar keinen Harem mit sich führe, weil das in einem christlichen Lande Anstoß gäbe, daß es ihnen aber in Paris an Damenbesuch nie gefehlt habe.

Dieser Dragoman war ein ganz kordialer Mensch, und gar nicht so absonderlich, wie ich mir einen Türken vorgestellt hatte. Seit meiner Kindheit hatte ich in der Wenzelgasse im Laden eines Uhrmachers einen porzelanenen Türken, im grünen goldverbrämten Kaftan

hochbeturbant, mit melancholischer Geberde auf einer Pendule sitzen sehen, der jeden Vorübergehenden um Erlösung anzuflehen schien. Diese Uhr fand keinen Käufer, und so hatte sich mir, da ich bis zu meinen Jünglingsjahren täglich wenigstens zwanzigmal dort vorüberging, dies Bild eines Türken fest eingeprägt. Der Dragoman aber sowohl als der Pascha gingen im einfachen blautuchenen Ueberrock und trugen den unscheinbaren rothen Feß, welches meiner Phantasie einen argen Stoß gab.

Der Dragoman begleitete mich einmal in Person in das Haus unsres Tapeten- und Teppichlieferanten Lolin, um die schönsten Muster auszusuchen. Die vier Töchter Lolin's erschienen selbst im Laden und erregten sehr die Aufmerksamkeit des Türken. Mir wären diese Mädchen nicht aufgefallen, denn sie waren hellblond, rothwangig und ziemlich korpulent: drei Eigenschaften, die übrigens in Paris rar sind. Der Türke fand nun alle Tage einen Vorwand, dies Haus zu besuchen, und sagte zu mir: er könne seinen Blick nicht an diesen ächten Houris des Paradieses ersättigen. Auf allen Sklavenmärkten des Orients habe er vergeblich nach einem Weibe von dieser Statur und Farbe geforscht, die seit seinen Jünglingsjahren seine leidenschaftlichste Sehnsucht ausmache, und nun müsse er vier auf einmal entdecken. Er sei aber auch fest entschlossen, sie alle vier zu besitzen.

Mein ehrbares deutsches Herz zitterte bis auf den Grund, als ich die Gefahr überschaute, in der sich die vier Blondinen befanden, und ich beschloß sie zu warnen.

Es ward mir nicht schwer, ihre vertrautere Bekanntschaft zu machen, da mein Meister einer ihrer besten Kunden war. Auch plauderte der alte Lolin gerne mit mir von Deutschland, wo er in den Kriegszeiten lange gestanden hatte. Schon nach wenigen Gesprächen mit den Demoiselles Lolin merkte ich, daß meine Warnung ganz überflüssig sei, denn wenn sie schon im Aeußern das Widerspiel der Pariserinnen waren, so galt das noch viel mehr von ihrem Betragen. Ihre Mutter war eine etwas pietistische Engländerin von der strengsten Prüderie, und ganz in diesem Sinne hatte sie auch die Töchter erzogen. Es war ihr nicht allein gelungen, dieselben bis zum 28sten, 27sten, 26sten und 25sten Jahre als vier unbescholtene Jungfrauen zu erhalten, sondern sie waren auch so unbarmherzige Sittenrichterinnen, als wenn sie aus einer kleinen Stadt herstammten. Die Nachbarinnen, Verwandten und Freundinnen fürchteten sehr die Zungen der Madame Kitty Lolin und ihrer Descendenz. Die Männer haßten sie sogar, und ließen sie das nicht selten fühlen, obgleich sonst einem Franzosen nichts ferner liegt, als Unhöflichkeit gegen das schöne Geschlecht. Daher drehten sich seit fünf Jahren die Unterhaltungen der Demoiselles Lisette, Babette, Trinette und Jeanette Lolin außer der Medisance nur um die Blindheit der Männer.

Lisette. Was machst Du für ein Gesicht, Babette! ist Dir nicht wohl?

Babette. Ach, denke Dir, unsre Cousine Josephine ist Braut.

Trinette. Wie? Diese Coquette? Dieß leichtsinnige Geschöpf? Der arme Mann der sie nimmt!

Jeanette. Er nimmt sie wohl nur wegen ihres Geldes.

Lisette. Ei freilich! Denn wahre Achtung kann kein Mann vor einem solchen Mädchen haben.

Babette. Dafür wird's ihm auch schön ergehen nach der Hochzeit, denn Josephine hat keine Grundsätze und keine Religion.

Trinette. Es geschieht ihm Recht. Warum laufen die Männer den hübschen Figürchen und dem Gelde nach?

Jeanette. Warum bleiben alle vorzüglichen Mädchen sitzen?

Lisette. Hinterher gehen zwar allen Männern die Augen auf, wenn sie daheim eine Coquette haben, und den Fleiß und die stille Tugend Andrer einmal beobachten.

Babette. Aber damit hat die Coquette den Mann und unser eins nur die stille Tugend!

„Seid zufrieden, meine Töchter!" sprach dann Madame Lolin; „Euer Lohn ist jenseits bereitet."

Herr und Madame Lolin waren im Grunde mit dem ehelosen Stande ihrer Töchter zufrieden, denn sie liebten das Geld und sparten gern die Aussteuer, wie auch das Honorar der Ladengehülfinnen. Die Mädchen schienen auch damit einverstanden; doch sagte mein Meister, der sich rühmte, ein Kenner menschlicher Gefühle und

Verhältnisse zu sein, daß er während seines langjährigen Umgangs mit Lolin's die entgegengesetzte Ueberzeugung gewonnen hätte. „Siehe, Joseph," sagte er zu mir, „diese vier Mädchen sind ihrer Sprödigkeit so müde, wie man im Sommer des Sauerkrauts ist. Wäre jede von ihnen allein im Hause, sie hätte längst andere Saiten aufgezogen. Aber leider hat jede drei Hüterinnen in den Schwestern, und die Furcht vor dem Spott der drei andern läßt im Herzen der vierten keine menschliche Regung aufkommen."

Herzlich wünschte ich den vier Mädchen brave Männer, aber wegen des Türken hatte ich keine weitere Sorge, da ich mich oft genug von der Strenge überzeugt hatte, mit der sie jedes Liebesbündniß bis in die Hölle hinab verurtheilten, das nicht auf die Basis reinster bürgerlicher Tugend gebaut war.

Eine neue Wendung der orientalischen Frage stellte die baldige Abreise des türkischen Gesandten in Aussicht. Der Dragoman hatte also keine Zeit zu verlieren. Er begab sich in das Haus des Teppichhändlers, wo er offen mit seinem Antrag hervorrückte. Der Vater lächelte über die Naivetät des Türken, und setzte ihm auseinander, daß man in civilisirten Ländern einen großen Unterschied zwischen Ehe und Confubinat mache. Diesen Einwurf schlug der Türke sogleich nieder, indem er beim Propheten schwur, er wolle die Damen alle vier als seine rechtmäßigen Frauen heirathen, welches die mahomedanische Sitte ihm ja gestatte. Er verpflichtete

sich ferner, nie weder ein Harem anzulegen, noch sich an einer Sklavin zu vergreifen. Der Teppichhändler blieb unbeweglich, und erst nachdem der Dragoman zornig weggegangen war, erzählte er dessen Antrag als einen launigen Spaß seiner Frau und den Töchtern.

Die Mädchen wurden sehr nachdenklich, und als sie unter sich waren, besprachen sie, welch ein gutes Werk es sein würde, wenn man den Türken bewegen könnte zur katholischen Kirche überzutreten und nur Eine Frau zu nehmen. Also sprach zuerst:

Lisette. Der Geist meiner heiligen Schutzpatronin kommt über mich. Ich will den Dragoman sprechen und will ihn zu bekehren suchen mit den feurigen Waffen meines unerschütterlichen Glaubens.

Babette. Jedenfalls will ich dabei zugegen sein; denn es wäre Sünde, wollte ich in einer so gefährlichen Situation meine Schwester allein lassen.

Trinette. Bedenket, daß die Eltern euch eher vermissen als mich, da ich mich am wenigsten im Laden aufzuhalten pflege. Ich will es wagen und dem Türken ein Rendezvous geben, so erspare ich euch die Verlegenheit.

Jeanette. Keineswegs! Dich kennt der Türke ja kaum. Mich hat er am häufigsten im Laden gesprochen, und so darf ich mir wohl den stärksten Einfluß zutrauen. Ich will mich also aufopfern.

Der Edelmuthsstreit der vier Schwestern dauerte bis spät Abends, und löste sich endlich in ziemlich bittere

Spöttereien auf, indem eine der andern vorwarf, sie sey nur deßhalb so besorgt für den Ruf der Schwestern, weil ihr der eigene nicht allzutheuer. Hierauf schwuren sie Alle zornig einander zu, den Türken ruhig in die ewige Verdammniß reisen zu lassen, ohne daß es Einer von ihnen einfallen sollte, deßhalb einen Schritt zu thun. In der folgenden Nacht, die vier mitleidigen Jungfern eine schlaflose war, beschloß indeß Jede bei sich ein Besseres, und führte es im Stillen aus, ohne den Andern ein Sterbenswörtchen zu sagen.

Der Dragoman stand am Tage der Abreise in seinem Kabinet, und sah zu, wie die Kisten vernagelt wurden. Da meldete der Diener eine verschleierte Dame, die ihn allein zu sprechen wünsche. Wie freudig erstaunt war der Muselmann, als die vollen rothen Wangen der blonden Lisette aus der zurückgeschlagenen Umhüllung ihn anleuchteten. Sie stellte ihm nach einigen Vorreden den Antrag, mit ihm die Flucht zu ergreifen, falls er den christlichen Glauben annehmen und sie allein ehelichen wolle. Von dem erstern wollte er nichts wissen; das zweite wäre er beinahe eingegangen, da er keine Hoffnung hatte, alle vier Exemplare seines Ideals im Triumph nach Constantinopel zu führen. Da meldete der Diener eine zweite Dame. Erschrocken verbarg sich Lisette hinter einem Vorhang, und hatte das Vergnügen, ihre Schwester Babette eintreten zu sehen, welche dem Türken ungefähr den nämlichen Vorschlag machte. Bei einer abermaligen Störung flüchtete diese in den

Alkoven, und in gleicher Weise folgten Trinette und Jeanette einander nach kurzen Pausen.

Als der Türke nun alle vier Vögel beisammen hatte, so holte er sie, die in die Erde sinken wollten, hervor, und redete sie folgendermaßen in corpore an: „Schönste Rosen aus Mahomets Paradiese, deren Locken dem holden Mondeslichte gleichen, deren weiche Formen höher schwellen, als die Wogen des Bosporus! Hört mich an! Das Bild jeder Einzelnen von euch würde mich mit Verzweiflung erfüllen, weil es mir den Verlust der drei Entfernten mit um so tieferem Stachel in's Herz grübe. Entweder, entschließt euch, mir alle vier zu folgen, oder ich entsage euch Allen. Zwei Stunden habt Ihr Bedenkzeit, während derselben bleibt Ihr hier in meinem Kabinet eingeschlossen. Ich entferne mich, um nach Ablauf derselben Eure Entscheidung zu holen."

Der Türke mußte seiner Sache sehr gewiß sein, denn sonst hätte er sich eher mit Einer begnügt, als ein so gefährliches Ultimatum zu stellen, das ihm alle vier rauben konnte. Gerade die Kürze der Zeit brachte den Entschluß der Schwestern zur Reife, wie er vorausgesehen. Es sprach:

Lisette. Unser guter Name ist hin, so oder so.

Babette. Besser, daß wir in der Türkei sind, wenn das Gerede in der Nachbarschaft losbricht, als hier mitten drin.

Trinette. Eigentlich ist es noch eine größere Enthaltsamkeit für fromme Christinnen wie wir, nur einen Viertel-Mann als einen ganzen zu heirathen.

Jeannette: Und wir theilen ja als liebende Schwestern!

Genug. Nach Ablauf der Bedenkzeit stiegen die vier keuschen Schwestern verkleidet in einen Reisewagen, und sollen jetzt in Constantinopel sehr behaglich das Hauswesen des Dragoman gemeinschaftlich versehen.

Eilftes Kapitel.

Heimreise und Versuchung des ehrlichen Jungen im Postwagen

Die Flucht der gestrengen Demoiselles Lolin regte in mir viele ernsthaften und sorglichen Gedanken an. Wenn die vielgerügte weibliche Schwachheit, der Unbestand guter Vorsätze auch das Erbtheil so sittenrichterlicher Damen war, die sich obendrein in solch solidem Alter befanden, welche Garantie blieb mir alsdann für die Treue meines Nieschens, das immer lachte und das Herz auf der Zunge hatte, wie man zu sagen pflegt. Mit Schrecken erinnerte ich mich an eine Aeußerung meines Mädchens, welche etwas laue Grundsätze verrieth. Ein Nachbarsmädchen hatte ein Kind bekommen, und Nieschen sagte nichts, als: „Och dat ärm Dier! dat deht mer över leed!“[1] indeß die andern Mädchen wochenlang von nichts redeten, als von der Schlechtigkeit jenes Mädchens. Konnte man sich bei so notorischem

[1] Ach, das arme Geschöpf! Die jammert mich wirklich!

Leichtsinn, auf hundert Stunden Entfernung auf Nieschens Treue verlassen?

Es ließ und ließ mir keine Ruhe, und endlich lief mir die Geduld über. Ich packte ein, nahm Abschied von meinem Meister, und bestellte einen Platz auf der Diligence. Ich nahm dießmal zur Veränderung die Route über Straßburg, und beschloß in Frankfurt anzurufen, was mir meine Mutter, die dort in der Jugend Ladenmädchen gewesen war, besonders empfohlen hatte. Für sie stand Frankfurt in vorderster Reihe neben Paris und London, und sie hätte meine Bildung ohne diesen Schlußstein für unvollendet gehalten. Hatte ich darüber gleich andere Gedanken bekommen, so that ich ihr doch um so lieber in diesem Punkt den Willen, als ich im Stillen bedachte, wie nahe ich dort dem Rheingau sei, und wie leicht ich einen Abstecher zu meinem Schätzchen machen könnte.

In der Diligence bekam ich glücklicherweise Nr. 1, und konnte mich also zum Schlafen recht bequem anlehnen. Meine Reisegesellschaft bestand aus einem Herrn und vier Damen, zwei alte und zwei junge. Ich erfuhr daß sie in Straßburg ein großes Modemagazin hielten, und jährlich die Fahrt nach Paris machten, um daselbst die neuesten Moden zu studiren und Einkäufe zu machen. Sie waren über die Maßen gesprächig, und unerschöpflich in Anekdoten und Erzählungen von Reiseabenteuern.

Eine der jungen Damen hatte ein schwarzes Lockenköpfchen und funkelnde Augen. Sie gefiel mir so gut,

daß ich hundertmal bei mir dachte: „Du möchtest nicht wünschen, daß dem Nieschen ein anderer Junge so in die Augen stäche, wie dir die schelmische Französin.“ Nun, ein Schelm war sie gewiß, denn sie fing allerlei Späße mit mir an. Einmal trampelte sie ein paar Stunden lang mit ihren Füßchen auf meinem Stiefel herum. Ich hielt es geduldig aus, und sagte nichts, denn ich mochte nicht gerne für ein Kräutchen Rührmichnichtan oder für so Einen gelten, den die Fliegen an der Wand hindern. Endlich aber gerieth sie mir mit dem Absatz auf ein Hühnerauge, da schnitt ich ein Gesicht, ächzte einmal, und zog den Fuß weg. Sie sagte ganz gleichmüthig: „Pardon, Monsieur, je vous croyais un morceau de bois!“ Ein andresmal betrachtete sie mich lange unverwandt, und sagte mir ungenirt in's Gesicht: „Savez vous? Vous avez de beaux yeux! de ces yeux bleux d'Allemand, que j'aime beaucoup!“ Ich wurde so roth wie ein Krebs, und schämte mich, daß ich von dem Augenblick an nicht mehr wußte wo ich mit den Augen hinsehen sollte.

Als die Weibsleute meine Verlegenheit merkten, so neckten sie mich alle zusammen von früh bis spät, und ich war wie verrathen und verkauft, da ich nicht so viel Französisch wußte, um ihnen zu pariren. Den Eckplatz, um den ich mich vorher so sehr bemüht hatte, behielt ich auch nicht lange zur Benützung, denn Demoiselle Léocadie, so hieß das Lockenköpfchen, belobte und beneidete mir ihn so sehr, daß ich nicht anders

konnte als ihr denselben anbieten. Ich blieb an ihrer Seite die folgende Nacht, und hielt mich mit Anstrengung wach, indem ich den Kopf immer steif in die Höhe richtete, aus lauter Sorge meinen Nachbarinnen beschwerlich zu fallen. Was hatte ich aber davon, daß ich der Demoiselle Léocadie den Eckplatz abgetreten, da sie sich schon nach einer halben Stunde auf die Seite kehrte, und zu ihrer Bequemlichkeit den Kopf auf meine Schulter fallen ließ. Ich wußte vor Langeweile nicht was ich anders anfangen sollte, als auf ihre tiefen Athemzüge und auf das Streifen ihrer Locken an meine Wange Acht zu geben, denn es war stichendunkel. Endlich fuhren wir durch ein Dorf, und es fiel wieder hie und da ein Lichtschein in den Wagen; da guckte ich sie einmal von der Seite an, und meinte wahrhaftig zu bemerken, daß sie mit den Augen blinzle.

Der Wagen hielt still, es wurden Pferde gewechselt, Alles wurde wach, nur Léocadie blieb ohne Lebenszeichen in ihrer Stellung. Es war wieder ganz dunkel im Grund des Wagens wo wir beide saßen. Der Teufel plagte mich so sehr mit der Langeweile, daß ich ihr eben zum Zeitvertreib einen Kuß geben wollte, da ihre Lippen ja ohne mein Zuthun den meinen so nahe gekommen waren. Da schickte mein Schutzengel zur rechten Zeit den Conducteur mit einer Blendlaterne an den Wagen, der uns lachend zurief: wir sollten doch einmal horchen. Da hörten wir in dem obern Stockwerk eines Bauernhauses eine ganze Familie schnarchen, und das

klang so überaus lächerlich in allen Oktaven, daß selbst Léocadie aus der Rolle fiel, und laut auflachte. Da merkte ich, daß sie sich verstellt hatte, und betete ein Vaterunser gegen die Versuchung. Fortan blieb ich tugendhaft, und als sie wieder versuchte die Schlaftrunkene zu spielen, schob ich ihren Kopf ganz energisch in die Wagenecke zurück, worauf sie wie im Traume „bête“ murmelte.

Des andern Morgens kam mir ein Gedanke, den mir gewiß der heilige Aloysius eingegeben hatte, zu dem ich mich in meinem Gebete brünstig hinwendete. Ich bot einer alten Bäuerin, die in's Cabriolet steigen wollte und den Husten hatte, meinen Platz im Wagen an, und setzte mich an ihrer Statt der kühlen Morgenluft aus.

Zwölftes Kapitel.

Des ehrlichen Jungen erste Bekanntschaft mit dem Communismus.

Außer mir saß im Cabriolet des Postwagens noch ein Schweizer, den ich, weil er einen etwas abgeschabten Rock trug, für einen Handwerker, also für meines Gleichen hielt. Es war mir lieb Kameradschaft zu finden, und ich redete ihn mit der üblichen Frage an: „Auf was Metier reisen denn Sie?“ — Er betrachtete mich mit einer zugleich stolzen und pfiffigen Miene und sagte dann: „Ich bin von Profession ein Communist.“

Ich. Dieß Gewerbe kenn' ich noch nicht. Sind Sie vielleicht Einer der die Communalsteuern einzutreiben hat?

Er. Sie sind wohl Einer, der ißt, trinkt, schläft und arbeitet, ohne sich um die großen Zeitideen zu kümmern. Ich habe wohlgethan, daß ich die Arbeit an den Nagel hängte, um bloß mit dem Kopf und der Rede für unsern Verein zu wirken, denn gedankenlose Hände gibt es überall noch. Ich bin der Dampf der die eisernen Räder treibt; die Masse ist nur Maschine.

Ich dachte einen Augenblick, der Mensch sei nicht recht gescheidt, doch als er fortfuhr, mir sein Leben und seine Plane zu schildern, da merkte ich, daß er nur im Gleichniß gesprochen habe, und daß er keineswegs mit der fixen Idee behaftet war, er sei von Dampf und wir andere von Eisen. Von seinen wirklichen Ideen begriff ich nur so viel, daß sie darauf hinausgingen: künftig solle ein Mensch so viel Geld haben wie der andere. Das kam mir ganz vernünftig vor, denn oft hatte ich die Ungleichheit des Reichthums für eine verkehrte Einrichtung der Natur gehalten.

Eben fuhr ein englischer Reisewagen an uns vorbei; ein gähnendes Ehepaar saß darinnen und auf erhöhten Sitzen räkelten sich goldbordirte Kammerdiener. „Sehen Sie nur dieß verfluchte Volk an," sagte der Communist, „so gut wie die da auf den Sammetpolstern sich dehnen, und im Hotel den besten Burgunder saufen, so gut können wir es ja künftig auch, wenn erst unsere Sache gesiegt hat!"

Hier begegneten wir einer armen zerlumpten Bauernfamilie, die sehr hungrig aussah. Eine Frau kam bettelnd an den Wagen und trug zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken. Ich suchte schnell etwas Almosen für sie, und sagte zu dem Communisten: „Mag der liebe Gott Euch segnen, wenn Ihr Eure Ideen zum Sieg bringt, denn dann fahren die armen Leute künftig wie wir im Postwagen und bekommen in der Herberge ihre Suppe, Gemüse und Fleisch und ein gutes Glas Bier dazu."

Da der Communist hörte, daß ich auf seine Sache einging, so schlug er mir vor, mich anwerben zu lassen, und die Statuten seines Vereins zu unterschreiben. Ich sagte, das solle mir schon recht sein, nur müsse ich ihn erst länger kennen, denn alle Leute, die es gut mit mir gemeint, hätten mich immer vor leichtsinniger Namensunterschrift gewarnt.

In Frankfurt hatte ich noch für ein paar Wochen Geschäfte. Ein reiches Haus hatte bei meinem Meister in Paris eine neue Einrichtung bestellt, und dieser benutzte meine Reise, um mich jener Familie als einen geschickten Gesellen zu empfehlen, der ihnen die Zimmer ganz auf Pariser Art zu dekoriren verstände. Der Communist hatte einen Plan auf die Frankfurter Handwerksburschen, und brachte mich dahin, mit ihm in derselben Herberge Quartier zu nehmen. Trotz aller Charakterverschiedenheit vertrugen wir uns ganz leidlich, denn wer ein gutes Gemüth hat, kann ja gar nicht

mit einem Menschen unter Einem Dach leben, ohne ihn lieb zu gewinnen. Darum sollte man sich wohl vorsehen, mit was für Leuten man sich so nahe einläßt, ehe einem das Herz festgewachsen ist.

Eines Tages komme ich in einen Laden, um mir eine neue Cravatte zu kaufen. Hinter der Theke standen zwei Ladenjungfern, die vollauf zu thun hatten, um allen Käufern fortzuhelfen. Eine dritte Ladenjungfer hatte mir den Rücken zugewendet; sie stand hoch auf einer Leiter und suchte im obersten Gefach des Waarenlagers nach einem Paquet. Als ich das schöne Haar und die runde Gestalt sah, dachte ich bei mir: die gleicht doch von hinten dem Nieschen wie ein Ei dem andern. Damit klettert sie herunter, dreht sich um, und — daß ich nicht laut aufschrie und ihr um den Hals fiel, war Alles — es war das Nieschen selber.

„Was wär' Ihnen denn gefällig?" fragte sie, und kannte mich nicht sogleich, denn ich hatte mir unterdeß einen Bart wachsen lassen, und trug mich auch etwas fremder als sonst. Aber wie ich nur: „Nieschen" sagte, da gingen ihr die Augen und das Herz auf, und sie wäre fast über die Thek' zu mir gesprungen. In Gegenwart so vieler Leute konnten wir uns nur wenige Worte sagen, doch verabredeten wir, wo wir uns nach sieben Uhr treffen wollten. Das Nieschen zerschnitt an dem Abend noch manche Elle Zeug, und ich rannte drei Leute um, die mir vor sieben begegneten.

Endlich schlug die ersehnte Feierstunde. Vor dem Bockenheimer Thor trafen wir uns wieder, gingen eiligst in die Anlagen, wo die dichtesten Sträucher standen, und küßten uns, bis wir keinen Athem mehr hatten. Nun ging es an ein Erzählen und am Ende wußten wir doch Alles nur halb, weil es neun Uhr war, ehe wir uns umgesehen hatten. So viel hatte ich zur Erklärung von Nieschens Aufenthalt in Frankfurt erfahren, daß ihr Vormund Bankrott gemacht hatte und sie dabei um das Ihrige gekommen war. Ihre Verwandten aus dem Rheingau hatten ihr darauf ihre jetzige Stelle verschafft, wo sie sehr viel Arbeit hatte und sehr wenig Lohn bekam. Trotzdem war sie immer vergnügten Sinnes geblieben, und hatte nie daran gezweifelt, daß ich sie wieder nach Bonn holen würde, wenn ich erst als selbstständiger Mann dort auftreten könne. Die andern Mädchen hatten ihr zwar oft bange gemacht, wenn sie erzählte, daß ihr Schatz in die weite Welt gegangen sei. Sie hatte aber immer geantwortet: „Hä kütt widder, hä eß ene ihreliche Jong!“ [1]

Daheim in der Herberge wußte ich mich vor Freuden gar nicht zu lassen; ich sang, tanzte, fiel meinem Stubenkameraden, dem Communisten um den Hals, und trieb so viel Unsinn, daß er in mich drang, ihm doch zu erzählen, ob ich das große Loos gewonnen

[1] „Er kömmt wieder, er ist ein ehrlicher Junge!“

hätte, oder was mir sonst für ein Glück begegnet sei. Da ich es ohnehin nicht mehr in mich verschließen konnte, so sagte ich ihm Alles, und da lachte er mich aus und meinte, das sei auch der Mühe werth, sich um ein Mädchen so anzustellen.

Ich. Wenn Du das Nieschen sähst, so solltest Du das schon begreifen. Solcher Mädchen gibt es nicht überall.

Er. Ich habe die Gunst der Pariserinnen erfahren; auf mich macht so leicht kein Mädchen Eindruck. Auch kenne ich die Schweizerinnen und Holländerinnen, ein ganz anderes Genre, aber nicht zu verachten.

Mich piquirte es, daß er die Bonner Mädchen unter das alt' Eisen rechnen wollte, und nahm mir vor, ihm mein Nieschen in seinem vollen Glanz zu zeigen. Ich wußte, in welche Kirche es am folgenden Sonntag gehen würde, und dahin nahm ich den Communisten mit, aber ich wollt', ich hätt' es nicht gethan. Er war sogleich Stern und Blitz verliebt in das Nieschen und kundschaftete eifrig aus, wenn wir zusammen spazieren gingen. Da wären wir nun lieber allein gewesen, aber er gesellte sich immer zu uns, und war mir recht wie eine Brille auf der Nase. Alles half nichts, obschon ich ihm einigemal mit dem Scheunenthor winkte. Er zog das Nieschen in's Gespräch und sagte ihr die schmeichelhaftesten Sachen, so erzraffinirt, wie mir nie etwas einfiel. Ja er küßte ihr beim Abschied die Hand, wie die Lieutenants den Obristenfrauen thun, und das

Nieschen verneigte sich und sah ernsthaft aus, was mich sehr ängstete.

Als wir wieder in der Herberge waren, machte ich unter vier Augen dem Communisten bittre Vorwürfe darüber, daß er mir den Nachmittag verdarb. Da schalt er mich einen Egoisten, der für die letzten Consequenzen des Communismus noch lange nicht reif sei. Ich sagte: Ei was, gecke Tön', ich habe bisher Essen und Trinken, Geld und Gut oft genug mit Dir getheilt, aber seinen Schatz will doch jeder für sich allein haben."

Er antwortete: „So lange die geisttödtende Langweiligkeit der Ehe noch nicht zu den überwundenen Standpunkten gehört, so lange kann kein genialer Fortschritt möglich werden. Nur die Selbstsucht kann das philisterhafte Vorurtheil krampfhaft festhalten, das Weib zu einem Privateigenthum zu stempeln. Emancipation der Frauen zuerst, und dann Gemeinschaft —"

Hier konnte ich mich vor Zorn nicht mehr halten, denn wenn ich mir dachte, daß der Communist Absichten auf mein Nieschen haben könnte, so hätte ich ihm wohl den Hirnschädel kaput schlagen mögen. Wir stritten uns heftig, doch wie gewöhnlich zog ich den Kürzern, obschon ich sicherlich Recht hatte. Der Communist, der mich mit Gründen todt disputirte, gegen die ich nicht ankommen konnte, triumphirte lachend über meine Einfalt.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der ehrliche Junge vor der Frankfurter Polizei steht.

Zu meinem ungeheuersten Aerger erfuhr ich nach einigen Tagen, daß mein Stubenkamerad schon zweimal in aller Frühe beim Nieschen im Laden gewesen war, und daß das arme ungelehrte Mädchen ihn gar nicht fortzuschaffen wußte. Entweder er fragte nach allerlei Sachen, die man in diesem Hause gar nicht verkaufte, oder er nahm eine Kleinigkeit, und plauderte eine halbe Stunde. Nun hatte ich gar keine Ruhe mehr bei meiner Arbeit, da ich doch bisher redlich bis zur Dämmerung meinen Geschäften, und dann erst dem Nieschen nachgegangen war.

Einmal trieb mich die Angst, mein Mittagessen im Stich zu lassen und dem Communisten nachzuspüren, den ich in die Straße hatte schleichen sehen, wo das Nieschen wohnte. Der Laden stand leer von Käufern, und die Rouleaux waren gegen die Sonne herabgelassen. Ich lauschte an der Thür, und hörte die Stimme meiner Liebsten, die um diese Zeit, wo die andern Mädchen zu Mittag aßen, den Laden in Ordnung brachte. Der Communist war richtig wieder da, und es freute mich nur, daß sie ihm recht grobe Antworten gab und ihm drohte, sie wolle mir Alles wieder sagen. Ich schlich näher und sah just, wie der Bösewicht meinem Mädchen einen Kuß auf den Hals drückte, indem

sie sich zurückwandte und rechtschaffen um sich schlug. Da sprang ich auf ihn los, kriegte ihn beim Halse, prügelte ihn ordentlich durch und warf ihn vor die Thüre. Es entstand augenblicklich ein Volkszusammenlauf, die Polizei kam aus der nächsten Gasse und nahm mich und den Communisten ohne weitere Umstände mit auf die Wache. Das Rieschen schämte sich sehr, und weinte so laut, daß ich es noch an der Ecke hören konnte und es mir wahrhaft ins Herz schnitt.

Vor der Polizei war der Communist sehr bange und kleinlaut. Das wunderte mich, da ich doch eigentlich als derjenige, der geprügelt hatte, der Strenge des Gesetzes anheim fiel. Er, der Geprügelte, hatte nichts gethan, als einem Ladenmädchen einen Kuß geraubt, und da unsere Polizei weder einem Kuß in Ehren noch einem in Unehren wehrhaft entgegentritt, so begriff ich nicht, was meinen Mitgefangenen so sehr graviren könne. Anstatt mir Vorwürfe zu machen, suchte er mich zu versöhnen und bat mich, Alles für Spaß auszugeben, damit wir rasch fortkämen. Mich rührte es, daß er gar nicht auf meine Bestrafung drang, und eben wollte ich die ganze Schuld der Prügelei auf mich nehmen, als ein Rathsherr oder sonst ein Polizist kam, der einen Steckbrief ablas, und abwechselnd mich und den Communisten scharf ansah.

Bald darauf wurden wir unter Eskorte in einen Saal gebracht, der mir sehr schauerlich aussah. Er war lang und schmal wie ein riesiger Todtensarg, hatte

nur am obern Ende zwei vergitterte Fenster, aber, was mich am meisten grauste, das waren zwölf schwarze Dintenfässer, die in Einer Reihe auf dem langen Tisch standen.

Nach und nach sammelten sich die Schreiber; jeder setzte sich lautlos vor eines der Dintenfässer und begann zu schreiben. Das Kritzeln der vielen Federn auf dem Papier machte mir eine Gänsehaut über den ganzen Leib, und ich lehnte mich an einen berauchten ledernen Sessel, der neben dem Kamin stand. Jetzt ward ich in ein Seitenkabinet geholt, wo mehrere Gerichtspersonen versammelt saßen. Von der Schlägerei machten sie gar kein Aufhebens, sondern alle Fragen drehten sich darum, daß ich den Durchgeprügelten einen verfluchten Communisten gescholten hätte. Ich mußte Namen und Wohnung angeben, und darauf schickte die wohllöbliche Polizei sogleich ein paar ihrer Helfershelfer in unser Logis, welche gleich Maulwürfen unsre Kommoden und Schränke durchwühlten, und in jede Ecke ihre Nasen steckten. Da sie meine Wäsche alle schön sauber gefalten in der Schublade liegen sahen, auch mein Wanderbuch in bester Ordnung dabei fanden, so merkten sie, daß ich ein unverdächtiger Mensch sei und ließen mich laufen. Aber aus der Kommode des Communisten nahmen sie alle Handschriften und Bücher mit, die sie vorfanden, und behielten ihn selber dazu unter Schloß und Riegel.

Später sah ich ihn nur noch einmal wieder, als ich

aufgefordert wurde, Zeugniß vor Gericht gegen ihn abzulegen. Obgleich er mich durch den Kuß, den er dem Nieschen raubte, schwer geärgert hatte, so dauerte er mich doch so sehr, daß ich beschloß, alles Ueble, das ich von ihm wußte, zu verschweigen, und seine bessern Eigenschaften ins hellste Licht zu stellen, damit er recht bald aus seinem Kerker erlöst würde. Ich sagte also den Richtern kein Sterbenswörtchen von jenem Kuß, sondern strich nur die edlen Zwecke des Communisten heraus, der eine Ausgleichung aller Lebensgüter zu Gunsten der Armuth durchzuführen sich vorgesetzt hatte, und mit dem größten Eifer Mitglieder für seinen Verein anzuwerben trachtete.

Zu meinem großen Erstaunen hörte ich später, daß dieses mein Lob und meine Anerkennung seiner eifrigen Thätigkeit das meiste zum Verderben meines armen Stubenkameraden beigetragen hatte. Was mich aber noch mehr wunderte, war der Umstand, daß ein vorgefundener Brief, den der Communist an einen Freund geschrieben, mir bei der Polizei von großem Nutzen gewesen war und damals meine rasche Freilassung bewirkt hatte. In diesem Brief hatte unter anderem gestanden: ich sei ein einfältiger Bursche ohne alle Tendenz.

Diese Geschichte verursachte mir viele kuriose Gedanken über die Polizei, und was für Leute wohl bei ihr am besten angeschrieben sein möchten. Je mehr ich über den Vorfall nachdachte, je dümmer wurde ich, und

zur rechten Zeit fiel mir das Wort meines alten Freundes, des Landpastors, ein: daß es nicht gut sei, über Dinge zu grübeln, die der menschlichen Vernunft zu hoch lägen. Ich trachtete also ferner nicht mehr danach, die Weisheit und Gerechtigkeit der Polizei begreifen zu wollen, sondern kehrte zum blinden Glauben an dieselbe zurück, ging ihr aber künftig so weit wie möglich aus dem Wege.

An jenem Tage wo ich nach kurzem Arrest wieder entlassen worden war, eilte ich vor allem nach Nieschens Laden. Sie begegnete mir auf der Schwelle mit rothgeweinten Augen, denn der Handelsherr hatte sie als die Veranlassung des Skandals derb gescholten, und drohte sie zu entlassen, wenn sie sich ferner noch mit mir abgäbe. Da war mein Entschluß fertig. Ich schrieb an meine Mutter, daß ich nicht ohne das Nieschen nach Bonn kommen wolle. Entweder sie müsse mir gestatten meine junge Frau mit ins Haus zu bringen, oder ich bliebe in Frankfurt, wo ich genug verdienen könne um zu heirathen.

Meiner Mutter, welche gerne allein im Hause und in der Küche kommandirte, war eine Schwiegertochter ein saurer Apfel. Mir aber war's ein süßer Apfel, das sah die Mutter wohl ein; darum antwortete sie: „Ehe ihr Geschäft zu Grunde gehen sollte, möchte ich nur mit dem Nieschen kommen. Es sei zwar etwas früh zum Heirathen; doch bei ihrer Erfahrenheit im Hauswesen würden wir Kinder nicht zu

Grunde gehn, wenn wir ihr nur hübsch das Regiment ließen.“

Ich war im Himmel. Das Nieschen gelobte der Schwiegermutter alles an den Augen abzusehen, was sie nur wünschen möchte. Wir gingen in Mainz auf das Dampfschiff, und unterwegs machte ich meinem Mädchen viel Freude mit Traktiren und Artigkeit.

Vierzehntes Kapitel.

Schluß der Geschichte — doch nur für einstweilen, denn der ehrliche Junge ist noch am Leben.

Wir feierten eine Hochzeit, so lustig wie nicht leicht eine gehalten wird. In der Baumschule hatten wir uns ein Essen bestellt, und im großen Saal ließen wir uns zum Tanz aufspielen. Während die Brautführer mit den Brautjungfern walzten, machte ich mit meiner jungen Frau noch einen Gang durch die dunkeln Laubgänge. Da duftete der Jasmin, die Vögelchen zwitscherten halb im Traum, und die Johannisfünkchen schwärmten durch das hohe Gras. So lustig auch die Tanzmusik aus den hellen Fenstern zu uns herüber in den dunkeln Garten klang, wir hatten dennoch weder Spaß an der Quadrille noch am Walzer, ja es war uns einen Augenblick ganz wehmüthig und schwer um's Herz.

Es mag es nur jeder Mensch überdenken wie ihm zu Muth war als ihm einst der höchste Wunsch in Erfüllung ging: ob ihm nicht da der Athem stockte, grade als sei ein schweres Unglück im Anzuge.

„Weißt du was, Nieschen," so sagte ich, „wir wollen die da drinnen tanzen lassen, und still nach Hause gehen, denn wenn wir jetzt wieder in den Saal treten, und haben die Thränen in den Augen, so meinen die Andern gar: es sei uns leid geworden." Dem Nieschen war das recht, denn es wollte gerne das grüne Zimmerchen sehen, das ich ihm selbst zu tapezieren versprochen hatte. So neugierig es war, vor diesem Abend durfte es nicht hinein, weil ich es damit überraschen wollte. Ich hatte mir aber auch die größte Mühe daran gegeben, und es wäre für eine Prinzessin nicht zu schlecht gewesen. Vor dem Fenster waren Weinranken heraufgezogen, und dazwischen blühendes Geisblatt. Da die Tapete ebenfalls hellgrün und mit einer dunklern Guirlande durchzogen war, so meinte man in einer wirklichen Sommerlaube zu wohnen. Die Mutter hatte ihrer jungen Schwiegertochter zum Geschenk einen dunkelbraunen gebohnten Eichenschrank hineingestellt, ein hundertjähriges Familienstück, mit schöner selbstgesponnener Leinwand darin. Dies Geschenk machte meinem Nieschen so viel Freude, daß sie sich entzückt ans Zählen der Tischtücher und Servietten machte. Sie hätte sich die halbe Nacht damit amüsirt, wenn ich dessen nicht endlich müde geworden wäre.

Nun sind schon ein paar Jährchen herum, und wir vertragen uns immer gleich gut. Wir haben einen kleinen Unrast im Hause, der eben laufen kann; und zu Weihnachten haben wir ihm ein Schwesterchen bestellt. Das Nieschen verwöhnt den kleinen Jungen ein bischen, aber dafür ist ihm die Großmutter desto strenger. Unser Hausfrieden ist musterhaft, und wenn wir auch hier und da verschiedener Meinung sind, so machen wir das stets im Spaß ab, ehe es zum Streit kommen kann.

Daß wir nicht auf allen Punkten Eines Sinnes sind, muß ich sogar für ein Glück ansehen, wenn ich unsere Nachbarschaft betrachte. Zum Exempel, rechts von uns wohnen ein paar Leute, die alles draufmachen, weil sie beide gleich erpicht auf das schluchige Essen und Weintrinken sind, indeß unsre Nachbarn zur Linken vor lauter Sparsamkeit Einer dem andern zeitlebens die kümmerlichsten Gesichter machen. Von einer solchen Harmonie kömmt oft der ärgste Verdruß ins Haus, und der Offermann der uns singen lehrte, sagte nicht mit Unrecht: „Nichts thut dem Herzen so wohl, als eine Dissonnanz, die sich schön auflöst.“

So ist es in unserm Ehestand beschaffen: Das Nieschen ist mehr auf das Plaisir und ich mehr auf die Arbeit versessen. Des Nachmittags macht die Frau gern ein Läufchen durch die Stadt, und darum weiß sie Abends allerlei zu erzählen. Hätte sie sich eben so sehr bei der Arbeit geplagt wie ich, dann säßen wir

vielleicht müd' und maulfaul bei dem Salat, und gähnten um die Wette. Das sehe ich ein, und lasse es deßhalb geschehen, daß sie manch Stündchen mehr verplaudert als eine Bürgersfrau sollte. Aber dazu bringt sie mich nicht, wie sie gern möchte, an Werktagen dann und wann vor die Stadt zu gehen, und in der Vinea domini einzukehren, oder in Rheindorf gebackene Fische zu essen; sie bringt es auch gar nicht mehr vor, seit ich ihr einmal ernstlich meine Meinung darüber gesagt habe. Dafür habe ich nun meinen Sinn gebeugt, was die Sonn- und Feiertage angeht, so gerne ich auf diese die Geschäftscorrespondenz und das Rechnungsbuch verlegt hätte. Dem Nieschen zu lieb, heilige ich den Sonntagnachmittag durch Faullenzen, Spazierengehen und delikates Essen und Trinken, weil wir es ja gut thun können.

Unser Geschäft geht prächtig. Anfangs verlor ich manche Kundschaft, weil ich die Leute nicht belog, wie andere Tapezierer thun. Sah ich voraus, daß ich am bestimmten Tag nicht kommen konnte, so nahm ich die Arbeit lieber nicht an, als daß ich sie halb und halb versprochen hätte. Aber als die Kunden merkten, daß ich immer Wort hielt, und daß sie von den Andern doch nicht schneller geholfen bekamen, da ließen sie sich mir nicht mehr abwendig machen, so daß ich jetzt die meisten Gesellen beschäftige. Dadurch lasse ich mich aber gar nicht aus dem Häuschen bringen, sondern will ein einfacher Bürgersmann bleiben, damit wir,

wenn statt des Einen dereinst zwölf Kinder um uns herum wibbeln, sie alle anständig auf erziehen können. Mein Schutzpatron, der heilige Nährvater Joseph möge uns dazu verhelfen; Amen.

Aus dem

Tagebuch eines Componisten.

Skizze von

Johanna Kinkel.

Als ich in H. den Contrapunkt studirte, hatte ich mir eine recht ruhige Wohnung nahe beim Conservatorium ausgesucht und mich vorher wohl erkundigt ob nirgendwo im Umkreis der Nachbarschaft musizirt würde. Alles fand sich nach Wunsch; die Hausleute waren völlig unmusikalisch, und die Räume über mir wurden von einer bejahrten Wittwe bewohnt, die nur in Filzpantoffeln durch die Stube ging.

Den ersten Monat hindurch war ich mit dem Studium der Intervallen- und Akkordenlehre beschäftigt. Ich ent- und bezifferte Bässe, hatte also vollauf am Schreibtisch zu thun, und spielte seltner als sonst. Die Wittwe im obern Stockwerk war entzückt über die stille Hausgenossenschaft und lobte mich als das Ideal eines Miethers beim Wirth. Gegen den April hin, als die Fenster nach dem sonnigen Garten zu geöffnet wurden, entdeckte ich in einem ziemlich entfernten Hintergebäude, das von einer andern Straße her an mein Gärtchen stieß, einen neu eingezogenen Violinspieler, der allerlei Capriolen auf seinem Instrument machte. Es drangen

bei verschlossenen Fenstern zwar nur selten die höchsten Töne zu mir herüber, dennoch waren auch diese meinem sehr empfindlichen Gehör schon lästig. Ich kann mich ohnehin beim Anhören einer schlecht gespielten Violine nie der Einbildung erwehren, als klage aus ihren Tönen der Geist derjenigen Katze, welche ihre Gedärme zur Verfertigung der e-Saite hergeben mußte, um den Menschen durch ihren Opfertod ein Vergnügen zu machen.

Ich überlegte daß, wenn ich mir auch die Unbequemlichkeit auferlegen wollte, den Sommer das Fenster nach dem Garten hin stets geschlossen zu erhalten, doch schwerlich mein Vis-à-vis das nämliche streng beobachten werde. Es galt also, wer von uns beiden den Andern todt musizire. Hier war ich offenbar im Vortheil: ich ließ meinen Flügel dicht an's Fenster rücken, und sobald der Violinist nur den Bogen ansetzte, öffnete ich den obern Deckel, hob die Dämpfung auf, und spielte mit der äußersten Kraft aus einer andern Tonart. Durch diese volle Harmonie konnte er mit seiner Einzelmelodie nicht hindurch, so sehr er sich bestrebte mich wieder zu ärgern.

Er schrieb mir endlich einen höflichen Brief, und trug mir an: ob wir nicht Cartel schließen und wechselseitig eine Zeit festsetzen sollten, wo keiner den andern in seinen Kunstübungen stören dürfe. Ich sah, daß ich mit einem verständigen Manne zu thun hatte, ging also zu ihm hinüber, und setzte ihm auseinander: daß

eine noch so entfernte Musik mich bei meinen Studien, wenn ich noch nicht vorhandene Töne denkend erfinden müsse, bei weitem mehr störe als während des Spielens, wo ich ihr mit wirklichen Tönen begegnen könne. Ich schilderte ihm meine Qual: wie ich oft zehnmal die Feder angesetzt hatte, und wie mir, wenn ich mich nach der vorigen Störung kaum wieder gesammelt hatte, jedesmal sein Violinbogen gleich der Parzenscheere meinen Gedanken durchschnitt.

Der Violinist begriff daß zwei Musiker, wofern sie nicht miteinander das selbe Stück spielen, in Einem Bereich eine Unmöglichkeit sind, und da er nur auf Monate gemiethet hatte, so zog er mir zum Gefallen in ein anderes Quartier.

Leider hatte unterdessen mein unaufhörliches, wahrhaft fanatisches Clavierspielen, mit dem ich den Krieg gegen den Violinisten geführt hatte, der guten Wittwe über mir so sehr ihr nervöses Kopfleiden gesteigert, daß auch sie meinen Hausleuten die Wohnung gekündigt hatte, und nach Ablauf des Quartals die Zimmer leer ließ. Verschiedne Leute welche dieß Quartier in Augenschein nahmen, während ich zufällig jedesmal unten stark spielte, erklärten dem Wirth: daß es ihnen zwar sehr gefiele, aber daß sie nicht gerne mit einem Musiker zusammen wohnten; wenn man auch die Musik liebe, so sei es doch langweilig den ganzen Tag Etüden zu hören, denn es werde einem dadurch zuletzt alle Musik verleidet.

Endlich kam ein junger Lieutenant; dieser fand die Stuben ganz magnifique, die Aussicht superbe und das Dienstmädchen charmant. Er maß die eine Wand ab, um zu prüfen, ob er wohl seinen Flügel daran stellen könne. Die Vermietherin war ehrlich genug ihn zu fragen, ob es ihn denn nicht genire, daß unter seinem Zimmer schon Clavier gespielt werde: man höre es fast eben so gut durch den Plafond als wenn man in derselben Stube wäre. Der Lieutenant erwiederte lachend: das thäte ihm gar nichts, im Gegentheil, solche tolle Musik durcheinander werde ihm und seinen Kameraden unendlichen Spaß machen.

Als mir diese Aeußerung hinterbracht wurde, sank mir das Herz, denn gegen so unempfindliche Ohren waren meine Waffen stumpf. Doch was sollte ich machen? Einen Wohnungswechsel ließen meine Finanzen nicht zu, da ich für die ganze Zeit meines Aufenthaltes voraus gemiethet hatte, und in jedem neuen Quartier konnte mir ja ein ähnliches Mißgeschick begegnen. Auch standen mir die Mittel Spontini's nicht zu Gebot, der bekanntlich seinen Hausgenossinnen eine freie Loge im Theater unter der Bedingung verschaffte, daß sie nie Clavier spielen durften wenn er zu Hause war.

Zuerst versuchte ich's mit der Geduld. Ich strebte mich zur allervollkommensten Abstraktion des Geistes zu zwingen. Ich wollte nichts hören als meine innere Tonwelt und überredete meine Sinne: das Clavierspiel des Lieutenants sei ein bloßes Geräusch und habe nichts

mit Musik zu schaffen. Dieser Erziehungsversuch meiner selbst mißlang nicht allein trotz meinem besten Willen, sondern die Nervenanstrengung zerstörte fast meinen Organismus.

Ich sann mir nun einen zweckmäßigern Stundenplan aus. Früh Morgens wenn der Lieutenant in den Federn seine Heldenthaten von der gestrigen Theevisite ausschlief, bestrebte ich mich meine schriftlichen Generalbaß-Aufgaben abzuthun. Leider gelang es mir nie damit fertig zu werden, ehe der Lieutenant auf war, und: „vor Romeo's Rächerarme" oder: „Erzittre Byzanz!" anstimmte. Alle freie Zeit brachte er am Clavier zu, und damals noch hatte ein Lieutenant unendlich viel Mußestunden — das weiß Gott! Er spielte stundenlang Galoppaden, Polka's und dergleichen, alles mit aufgehobnem Pedal, chromatische Tonleitern im Baß nicht ausgenommen, horribile dictu!

Ich beschloß den Kampf auf Leben und Tod!

Sobald er nur auf's Clavier tippte, saß auch ich an dem meinigen, und da dieß einen zwiefach stärkern Ton hatte als sein's, so konnte ich ihn immerhin sehr ennuyiren. Ich griff mit beiden Händen vielstimmige Akkorde und tremulirte dazu im tiefsten Baß. Dagegen konnte er sich nur mit verdoppeltem Draufschlagen helfen, und zweimal wöchentlich mußte der Stimmer bei ihm neue Saiten aufziehen. Dennoch litt ich mehr als Er. Ich konnte ihn nur mit einer Musik übertäuben, die der seinen ähnlich war, und eine solche

anzuhören war mir just die ärgste Marter. In meinen bescheidnen Lieblingsstücken: den Liedern ohne Worte, den Fugen und Sonaten herrschte das Pianissimo zu sehr vor um durch seine Polka's zu dringen.

Soviel Fußbreit hatte ich aber doch nach einigen Wochen erobert, daß meinem musikalischen Widersacher selber diese aus d-dur und cis-dur gemischten Harmonien nicht mehr recht behaglich waren. Das Dienstmädchen erzählte mir: der Herr Lieutenant habe sie gefragt, ob mich denn sein Spielen über meinem Kopfe gar nicht störe? — Ich antwortete mit affektirter Gleichgültigkeit: „So lange ich auf meinem eignen Instrument spiele, kann ich von seinem schwachen Clavierchen gar nichts wahrnehmen."

Mittlerweile hatte ich den doppelten Contrapunkt in der Dezima-Quinta absolvirt, und ich sollte nun fugirte Sätze erfinden. Jede ruhige Minute suchte ich dafür zu benützen, aber saß ich auch in der besten Stimmung an der Arbeit, und ich hörte den Lieutenant sporenklirrend die Treppe heraufstürmen, oder nur über meinem Kopfe den Stuhl rücken, so überfiel es mich wie ein Fieber: „O weh, jetzt wird er spielen!" und ehe er nur angefangen hatte, war ich arbeitsunfähig. Ich war einmal zornig gereizt, und wenn ich vielleicht eine Drehorgel auf der Straße überhört hätte, so brachte das Clavier des Lieutenants mich außer mir. Hatte ich gar nicht schreiben wollen, las ich nur die Zeitung, so kochte es dennoch in mir und ich war keines Gedankens mehr

Meister. Ich haßte ihn endlich als meinen bittersten Feind und als den Zerstörer meiner ganzen Existenz.

Das stete vergebliche Ansetzen zum Componiren, das Unterbrochenwerden, dann wieder das Fortissimo-Tremuliren mit dem ich seine Polka's übertäubte — alles dieß spannte so übermäßig meine Nerven an, daß ich Abends, wenn mein Peiniger auch einmal zum Thee ausgebeten war, vor Kopfschmerz doch nichts thun konnte. Meist war er aber zu Hause, und dann besuchten ihn fünf oder sechs Freunde, welche zum Clavier Bellini'sche und Donizetti'sche Arien brüllten, entweder unisono, oder was noch schlimmer war: Baß und Diskant in Oktaven. Auch bereiteten sie sich zu ihrem künftigen Heldenberuf zuweilen vor, indem sie Möbel und Geschirre zerschlugen und oben zum Fenster heraus ein Feldgeschrei durch die stille Nacht erschallen ließen.

Durch diesen Chorus mit einer widersprechenden Tonart hindurchzudringen, war ein Unternehmen, an welches ich nicht gern die reine Stimmung meines vorzüglichen Instruments wagte. Ich rächte mich aber später jedesmal für einen solchen Abend, indem ich Morgens von 6 bis 7 den Kindern der Freischule geistliche Lieder zur Schulprüfung einstudirte, und damit den Lieutenant im Schlafe störte.

Er mußte es endlich merken, daß ich immer dann erst zu spielen anfing, wenn er sich unmittelbar vorher an's Clavier gesetzt hatte, und daß ich ihn absichtlich überstimmte. Nun ward er malitiös. Er bestellte

sich den Regimentstrompeter und ließ sich von diesem akkompagniren. Ich dachte schon, ich sei geschlagen, und warf mich verzweifelt auf das Sofa, indem ich meine Ohren verstopfte. Aber der Kampf war nun eine Ehrensache geworden. Ich ermannte mich und ersann das letzte Mittel.

Ich kannte einen Franzosen, welcher mit Leidenschaft das Serpent blies. Von diesem Instrument sagt Hektor Berlioz in seinem Werk über die Kunst der Instrumentirung unter anderm folgendes:

„Sein wesentlich barbarischer Klang hätte weit besser „für die Gebräuche des blutigen Opferdienstes der Druiden „gepaßt, als für die der katholischen Religion, wo er noch „immer angebracht wird. Abscheuliches Ueberbleibsel des „Unverstandes und der Gefühls- wie der Geschmacksroheit, „welche seit undenklicher Zeit in unsern Tempeln die An- „wendung der Tonkunst zum Gottesdienste leiten! Der „einzige Fall muß ausgenommen werden, wo man in den „Seelenmessen den Serpent gebraucht, um den schrecklichen „Choral des dies irae zu verdoppeln. Sein frostiges und „abscheuliches Geheul ist da ohne Zweifel an rechter Stelle, „er scheint sogar wenn er diese Worte begleitet, in welchen „alles Entsetzen des Todes und der Rache des eifrigen „Gottes athmet, eine Art von Trauerpoesie in sich zu „schließen."

Obenbeschriebenes Instrument schien mir ganz geeignet um mein Vorhaben auszuführen. Hinsichtlich der vorzutragenden Composition besann ich mich auf einen flandrischen Mönch, Namens Hucbaldus, der zur Zeit Heinrichs des Finklers lebte, und der in seinen

Traktaten die ältesten mehrstimmigen Compositionen hinterlassen hat. Dieselben steigen in reinen Quinten und Oktaven im Motus rectus auf und ab. Zwar sagt der ehrwürdige Mann von diesen, damals noch nicht üblichen Weisen: „Videbis nasci suavem ex hac sonorum commixtione concentum!" Doch üben sie auf die Musiker des neunzehnten Jahrhunderts eine sehr entgegengesetzte Wirkung aus. Ich habe dieselben zuweilen erprobt, wenn Besucher mir zu lange blieben. Sobald ich ein sogenanntes Organum des Hucbaldus anstimmte, so liefen sie alsbald heulend zur Thür heraus.

Wenn jetzt der Lieutenant den Trompeter kommen ließ, dann stahl ich mich unbemerkt durch eine Hinterthür aus dem Hause, und wartete in einer nahen Conditorei dessen Weggehen ab. Dann kam ich ganz unbefangen nach Hause zurück, grüßte freundlich den Lieutenant, der oben im Fenster lag, und mich daheim wähnend erschreckt wahrnahm, daß er sein Trinkgeld an den Trompeter umsonst verschwendet hatte.

Aber nicht vergebens wendete ich ein reichliches Frühstück an den Serpentbläser und zwei Baß-Posaunisten vom Orchester, die ich jedesmal wenn der Lieutenant eine Nacht durchtanzt hatte, des Morgens schon um fünf Uhr zu einer Uebung abholte. Wir probirten das oben erwähnte Organum des Hucbaldus, dessen langgehaltene Noten besonders für das Serpent geschaffen schienen; aber unser Concert blieb nicht ohne

auswärtige Unterstützung, denn alle Hunde und Katzen der Nachbarschaft, selbst das Federvieh und ein paar Milchesel stimmten zu diesen urweltlichen Tönen jauchzend mit ein.

Dreimal hatten wir dieses Morgenständchen dargebracht, da zog der Lieutenant aus.

Margret.

Eine Geschichte vom Lande.

Von

Gottfried Kinkel.

Am obern Schlusse des schönen Ahrthales, wo das Flüßchen dem Fuße eines stark ansteigenden Berges entspringt, liegt in die grüne Schlucht zurückgezogen das Städtchen Blankenheim, ein Schutz und Schirm der jetzt zertrümmerten Grafenburg, der es seinen Ursprung dankt. Mancher Wanderer wird sich mit Vergnügen des lieben Oertchens erinnern, wo er nach den rauhen Pfaden der obern Ahr oder nach beschwerlicher Eiffelfahrt zum erstenmal wieder städtisches Behagen in reizender ländlicher Umgebung fand. Zumeist, wer etwa im ersten Frühling das Thal besuchte, gedenkt sicher mit Entzücken des weiten weißen Blüthenschleiers, mit dem die ganze Schlucht wie übersponnen liegt, ein blühend Idyll mitten unter den wilden Eiffelhöhen, deren theils kahle, theils bewaldete Rücken die Stadt rings umziehen. Im Schirm dieser Höhen ruht sie und genießt in Folge dieser Lage eines rheinischen Sommers, während eine Viertelstunde Weges die Berge hinauf genügt, uns in eine rauhe, nur der Fichte noch günstige Luft zu versetzen.

Freilich sieht's dann im Winter ganz anders aus.

Sein über die endlosen Schneeflächen ringsum hersausender Hauch schont auch das Thal nicht. Die Wiese dorrt vor ihm, durch welche in der mildern Jahreszeit die junge Ahr so munter herabtanzt, tiefer Schnee sperrt die Stadt von dem gebildeten Leben entfernterer Gegenden und selbst von dem Verkehr mit den benachbarten Ortschaften ab. Da ziehen sich dann die Honoratioren Abends ins Casino zusammen, spielen Karten und trinken Wein; draußen aber vor den Mauern ist's nimmer gut hausen.

Am wenigsten erwünscht kommt dann in solchen Zeiten der Besuch der Wölfe, welche durch den hinter Blankenheim endlos sich ausdehnenden Zitterwald aus den Ardennen vorrücken und ihren räuberischen Hunger bis dicht vor die Stadtthore tragen. Unser ungründlicher Nachbar, der Franzose, hat die Singvögel aus seinen Laubhainen, die Hasen aus seinen Feldern weggeschossen, aber nicht Ausdauer genug gehabt, jenes widrig gemeine Raubthier zu tilgen; an seiner Süd- und Nordgrenze, in Pyrenäen und Ardennen, höhnt es noch den civilisirten Zustand des Landes. Was von diesen grauen und bösen Gästen nach Deutschland herüberkommt, findet jetzt meist rasch seine Kugel, aber so lange ists noch nicht her, daß man sie sogar in der Rheinebene und, wenn das Eis ihnen eine Brücke über den großen Strom gab, selbst auf dem rechten Ufer antraf. Die ganze Eiffel bildet noch bis heute ihre Domäne, der sie einen Winterbesuch abzustatten

niemals verfehlen. Nachts gehen sie am liebsten auf die Hunde an der Kette aus, am Tage holen sie vor den Augen der Hirten Schafe von den Weideplätzen. Selten werden sie dem Menschen gefährlich; doch geht die unheimliche Sage im Volk, daß ein Wolf, der einmal aus grimmigem Mangel an Nahrung Menschenfleisch gekostet habe, hernach an keinem Thier sich mehr vergreifen möge.

Jener Wald nun der ihren Zug gegen Blankenheim hin deckt, zieht sich fast von der Stadt an, nämlich von dem Thiergarten der alten Grafen bei den Schloßtrümmern über einen hohen Bergrücken fort, der die Stromscheide zwischen Ahr und Kyll bildet. Beiderseits liegen spärliche Dörfer meilenweit auseinander, hie und da trifft man einen Bauernhof, und wo in tiefen bebuschten Rinnen Bäche jenen größern Flüßchen zulaufen, hat sich wohl eine einsame Mühle auf einem Stück mühsam gerodeten Wiesen- oder Ackerlandes angesiedelt.

Solch ein Fleck in der tiefen lautlosen Stille einer flimmerkalten Winternacht liegt vor uns; nicht einmal das Rauschen des Wassers oder der leis plätschernde Umschwung des Mühlrades regt sich, alles starrt im Eise. An den Menschen und sein Dasein mahnt nur ein schwaches Licht in einem Fenster des kleinen an die Mühle angelehnten Nebenhaus, das gegen den kalten, blauen, östlich über die schneeigen Baum- und Bergspitzen heraufkommenden Mond mit warmem Roth sich

absetzt. Sonst herrscht allwärts der ernste, grausige, allem Leben feindliche Todesschlaf einer herben Wild- und Waldnatur.

Bei jener Lampe aber wacht und klopft ein armes Menschenherz — ein junges Weib beim Sterbebett ihres Kindes. Sie ist nicht Jungfrau, nicht Weib, nicht Wittwe, aber dennoch ist sie Mutter. Ganz einsam und verlassen übt sie ihre Pflicht, über die fiebernde Stirn des Kindes, das in tiefem starrem Gehirnschlaf mit gespenstig halb geöffneten Augen theilnahmlos ihre Mühe hinnimmt, schlägt sie rasch wechselnd die nassen kühlenden Tücher — und zwischen jedem Aufschlag kniet sie vor der Mutter Gottes hin, die zwischen den Fenstern unter der Lampe hängt, und spricht ein stilles, ringendes Gebet.

Gott und seine Heiligen sind furchtbar stumm in solchen Nächten! die einsame Mutter erfuhr es. Kein Engel kam herab, seine heilende Hand auf die Stirn des kranken Knaben zu legen, das heiße Fieber stieg gegen die Mitternacht hin, immer schneller mußte sie das kühlende Linnen erneuern. Ueber die dunkle Ecke, wo das Kind vor dem Lampenschein geschützt lag, fiel jetzt mit blassem blauem Licht der Mondschein, wob einen Glanz um das blonde müde Köpfchen und schlich nach kurzer Frist wieder darüber hinweg, als hätte er das Sterbende noch einmal mit dem Strahl des Lebens umleuchten wollen und dann der ewigen Nacht geweiht. Die Stunden rannen hin, die Mutter, stumpf von

Leid und Ermattung, empfand ihren Gang nicht mehr und hörte gleichgültig den Schlag der Wanduhr, der ihren Wandel verkündigte.

Gegen Morgen ging der Odemzug des Kindes ruhiger, die Händchen wurden kühler, die Adern der Stirne begannen leiser zu schlagen und die Augdeckel zogen sich fester zu. Sie wußte jetzt aus der Erfahrung dreier schrecklichen Wochen, daß ihr das Kind wieder auf Einen Tag geschenkt sei. Noch einmal legte sie, das Köpfchen sanft aufhebend, ein feuchtes Linnen unter. Dann setzte sie sich beiseits ans Fenster, lehnte den Kopf auf die aufgestützten Hände, hielt die heiße schmerzende Stirn an die gefrornen Scheiben und sah mit den verwachten verweinten Augen in die trostlose Schneenacht hinaus, die der Mond in ihrer ganzen lautlosen Erstorbenheit noch blasser und leichenhafter malte.

Und nun, da keine äußere Thätigkeit und Sorge sie mehr zerstreute, erwachte ihr inneres Auge. Ihre ganze Vergangenheit lief in raschen Bildern vor ihr vorüber, jede frühere Lust, jeder vergangene Schmerz bohrte sich tief und wühlend in ihre müde Seele ein, und alle diese kämpfenden Erinnerungen führten sie zuletzt wieder zu ihrer Gegenwart, zu ihrer gräßlichen Verlassenheit, zum Sterbebett ihres schönen Kindes.

Margret war das Kind begüterter Eltern aus einem benachbarten großen Dorfe. Ihr Vater hatte unter Napoleon gedient, viele Länder gesehen, und mit dem

verständigen Blicke, der dem rheinfränkischen Stamme eigen ist, Menschen und Sitten beobachtet. Ueberall fand er daß Kenntniß Macht gibt, und als er mit einem zerschossenen Arme, aber sonst noch rüstig in sein väterliches Dorf zurückkehrte, ein Weib nahm und sein kleines Erbgut zu bewirthschaften anfing, da wandte er Alles was er gesehen und in achtsamem Herzen bewahrt hatte, auf sein Arbeiten an, nicht in dem neuernden Geiste halber Bauernbildung, der Alles versucht und gleich wieder aufgibt, bevor es sich als nützlich hat bewähren können, sondern mit besonnener und geduldiger Prüfung. Zum Staunen des Dorfes trat er, der schlichte Mann vom Pfluge, in einen benachbarten Verein reicher und gebildeter Grundbesitzer ein, der eben damals zur Aufbesserung der schmählich vernachlässigten Landwirthschaft jener Gebirge zusammentrat; gern nahmen ihn die Theoretiker auf, die von seinem sichern Blick und seiner verständigen Erfahrung vieles lernten, während dagegen er von ihnen die Resultate der neuern Wissenschaft für den Landbau empfing und sogleich benützte. In fünfzehn Jahren stand der Mann, der so klein angefangen hatte, bloß durch die Macht des Verstandes unter den wohlhabendsten Leuten seiner Gemeinde da, und die erst über seinen neuen Bebauungsweisen und die wunderlichen Besserungen und Futterkräuter lachend den Kopf geschüttelt, beeiferten sich jetzt von ihm zu lernen. Man wählte ihn zum Schöffen, und wenn er seine Meinung über eine gemeinschaftliche

Maßregel im Gemeinerath oder auch im Wirthshause vortrug, so war Alles still, dem klaren, scharfen Auge, den ruhig hingestellten Gründen, der beredten praktischen Ausführung seiner Vorschläge vermochte auch kein Gegner zu widerstehen, und er war im Geiste der Fürst seines Kreises, obwohl an äußerer Stellung und an Reichthum der alte Schultheiß noch über ihm stand.

Jenen Schatz von Kenntnissen nun, dem er sein Lebensglück dankte, wollte er um jeden Preis auch seiner ganzen Familie ins Leben mitgeben. Er hatte neun Kinder und sah also voraus, daß von seinem Erbe auf jedes doch nur ein kleines Theil fallen werde, daß sie also gleich ihm wieder unten anfangen müßten, wenn sie es in der Welt zu etwas Rechtem bringen wollten. Die Söhne nahm er selbst in seine Schule, gewöhnte sie von früh auf an eigenes kräftiges Zugreifen bei der Feldarbeit, führte sie schon als Knaben mit auf die Jagd und theilte ihnen alle Vortheile mit, die sich dem Landleben und der allnährenden Erde abgewinnen lassen. Dann mußten sie, die Kinder eines wohlbegüterten Landmannes, dennoch ohne Ausnahme für ein paar Jahre als Knecht auf großen Gütern bei tüchtigen Gutsbesitzern eintreten: denn beim Militär hatte der Alte gelernt, daß nur wer vortrefflich gehorchen gelernt hat, hernach vortrefflich zu befehlen versteht. Dann aber, mit klugem Blicke die zu große Zahl der Bevölkerung in einem rauhen, wenig ergiebigen Lande wägend, schloß er sich, einer der Ersten, mit Rath und That an die

große Auswanderung nach Amerika an, welche noch jetzt von jenen Gegenden abströmt. Die beiden ältesten Söhne gingen, trotz den Thränen der Mutter, mit einer mäßigen Geldsumme nach Michigan, die beiden nächsten in der Reihe folgten zwei Jahre später mit der ältern Schwester und einem bedeutenden Nachschuß von Geld. Hierfür mußte er einen ansehnlichen Theil seiner Ländereien veräußern, aber er ließ sich auch von den Abziehenden, deren Schicksal er so gesichert hatte, einen schriftlichen Revers ausstellen, daß sie nach seinem Tode keinen weitern Anspruch ans Erbgut machen wollten. Wirklich ging es den jungen Leuten in Amerika vortrefflich, da sie Fleiß, praktischen Blick und ein Betriebskapital vom Vater mitgebracht hatten. Die Söhne konnten in jedem Briefe Besseres von ihrem Haus- und Viehstand melden, das Mädchen, durch Schönheit und eine in Amerika seltene Bildung ausgezeichnet, hatte einen der reichsten Pflanzer aus dem Süden geheirathet und gebot über achtzig Sklaven und Sklavinnen.

Und so gelang es ihm auch mit den zu Hause gebliebenen Kindern trefflich. Zwei Söhne verheiratheten sich in reiche Häuser, dem letzten, jüngsten wurde das väterliche Haus und Gut bestimmt. So blieb nur noch die kleine Margret übrig; sie war noch ein Kind, als nun ihre Mutter nach kurzem Krankenlager starb.

Hier fühlte nun der Vater daß sein Wissen nicht ausreiche für alles Feinere, was Frauen lernen können und lernen sollten. Ihm selbst war seine Jugend ver-

nachlässigt worden; der Mann, der mit seinem Geiste die amerikanischen Verhältnisse überblickte und seine ganze Umgebung beherrschte, hatte als Kind nicht schreiben gelernt und später nur mühsam die Fähigkeit sich erworben Geschriebenes zu lesen und seinen Namen mit steifer Hand hinzumalen. Und doch liebte er, und so auch die verstorbene Mutter, diese Margret vor allen Kindern; zuletzt im Alter, nachdem das vorhergehende Kind schon acht Jahre alt, war dieß Nesthäkchen wie eine ungehoffte Weihnachtsfreude den Eltern noch geschenkt worden. Früh schon anstellig und dem Vater nachschlagend zeigte sie auch für Anderes als Spinnen und Nähen Sinn, und der alte Schulmagister fand, als sie zehn Jahre alt war, daß sie von ihm nichts mehr lernen könne, obwohl er sich wohlweislich hütete davon ein Wort zu sagen.

Trotz dem sah der kluge Schöffe sehr bald ein wie es damit stand: es verdroß ihn daß sein Mädchen noch bis zur ersten Communion auf den Schulbänken sitzen sollte, ohne davon etwas im späteren Leben Förderliches zu gewinnen. Er sann sich einen Plan aus und griff zur Ausführung. Theils beim Wein im Wirthshaus, theils im Gespräch mit den Frauen der reichern Gemeineleute verfolgte er ihn: er wußte ein Dutzend Familien für ihn zu gewinnen. Es sollte nämlich ein studirter Mann auf ein paar Jahre ins Dorf gezogen werden, um etwa zwanzig Kinder in demjenigen zu unterrichten, was die Dorfschule nicht leistete. Manche

Bauern hatten Söhne zum Studiren bestimmt, mehrere Frauen wünschten ihren Kindern städtische Erziehung zu geben. Der Schöffe erbot sich den künftigen Lehrer in Kost und Wohnung zu nehmen, schon weil er sich freute dadurch manche Stunde Gespräch mit einem gebildeten Manne zu gewinnen: die andern Familien sollten ein kleines Schulgeld erlegen, das, als man hernach die Köpfe der angemeldeten Schüler zählte, dreimal so groß war, als das Salair, womit der Adel sich seinen ersten Bedienten unter dem Namen eines Hauslehrers ins Haus zu miethen pflegt.

Als dieß feststand, ging der Schöffe selbst in die nahe Universitätsstadt, fragte einen zufällig begegnenden Studenten nach dem allerbesten Professor, den sie an der Universität für die Sprachen hatten, und ging frischweg auf dessen Haus zu. Der berühmte Philolog, zu dem er dort geführt wurde, sah den Mann im Linnenkittel erst erstaunt an bei der Bitte, ihm den wackersten seiner Studenten als Bauernhauslehrer zu empfehlen; als er ihn aber seinen verständigen Plan in klarer, einfacher Rede darlegen hörte und zuletzt mit Staunen den Betrag des angebotenen Einkommens vernahm, da nannte er sogleich einen höchst tüchtigen Jüngling, der eben bei Beendigung seiner Studien noch unversorgt war, und schon am Abend wanderte der Schöffe mit dem neuen Lehrer seiner Heimath zu.

Die Wahl war gut getroffen. Der Lehrer war auf der Universität ein kräftiger Demagog und Turner

gewesen, neigte nicht zur städtischen Ueberfeinerung, und selbst Bauernsohn fand er sich in das schlichte aber reichliche Leben beim Schöffen leicht und gern hinein. Den Knaben gab er Latein und sonstige Gymnasialfächer, brachte sie auch so weit, daß die meisten beim späteren Eintritt in öffentliche Schulen ein paar Klassen übersprangen. Die Mädchen aber unterrichtete er mit den Knaben zusammen im Deutschen, in Erdbeschreibung, Vaterlands- und Völkerkunde und in Geschichte. Vom nächsten Quellchen und Mühlbach, von den überall sichtbaren Nachbarhöfen beginnend führte er die Einbildungskraft und die Begriffe seiner kleinen Schüler in das Ahrthal, an den Rhein, an die See, und so weiter in allen Ländern und Herrlichkeiten umher; dann erst begann er die Geschicke der Menschen auf unserm Balle zu berichten. Er war eine der herrlichen Naturen, bei denen jedes Wissen augenblicks ins Praktische, jedes Ferne ins Nächste übergeht, und der stürmische Freiheitsmuth, mit dem er die Gegenwart umgestalten wollte, gab seinen Erzählungen aus der Geschichte eine Gluth, die als zündende Menschen- und Vaterlandsliebe in die jungen Herzen schlug. Alles Fremdländische, alles Charakterlose, alle Verirrungen der modernen Kultur hielt er von ihnen fern, schon weil ihm selbst das alles fern lag. Mit leuchtendem Auge hing selbst der alte Schöffe in diesen Unterrichtsstunden an dem Munde des männlichen Jünglings, mit noch leuchtenderem die kleine Margret.

Der Sinn des Mädchens ist weich und auf alles Milde gewendet, so lang es jung bleibt. Schwindet dieser frühe Duft von ihm, erwacht der schärfer sondernde Verstand, so wird das Weib, weil sein Denken meist keine edeln und großen Stoffe ergreift, kleinlich, persönlich-beobachtend, und leicht herb, bösartig oder gemein. Ist aber jener anfänglichen Wärme ein Gedanke geboten, ist dem Kinde eine Zahl mächtiger Persönlichkeiten bekannt geworden, dann erhält sich an diesen Erinnerungen die Jugend des Geistes und des Gemüthes, das reifende Denken sinkt nicht in's Kleine, Alltägliche hinunter, und die ganze Hingabe, die in der weiblichen Natur liegt, wird zur Nachahmung jener großen Menschen und ihrer reinen Thaten. Solch ein Weib wird stärker in seinem festen Willen, aufopferungsfähiger für die erkannte Pflicht und ausdauernder in seiner Lebensaufgabe, als der kräftigste Mann.

Margret lernte aus der Geschichte, was zu allen Zeiten wenig Weiber begreifen, daß die Pflicht mehr ist als das Gefühl, der Beruf wichtiger als die Neigung. Das gab ihr in Allem, was sie that, auch im Kleinsten, eine Macht des Willens, die bei andern Frauen zum widrigen Eigensinn geworden wäre. Sie aber hatte Erkenntniß genug, nur an das ihren Willen zu setzen, was eines Willens werth war. In allem Uebrigen blieb Margret ein Kind vom Land gleich allen andern Dorfmädchen. Zwei Frauen des Dorfes, die Küsterin und die Wundärztin, gaben ihren Töchtern, als diese

ins Jungfernalter traten, städtische Hüte, Umschlagtücher und Sonnenschirme, und eine reiche Bäuerin schickte die ihren gar auf ein Jahr in eine Pension zu Professoren- und Kaufmannstöchtern: „damit sie doch sich unterhalten lernen," wie die Mutter sagte. Das hätte der Schöffe nie gelitten und Margret hätte es nie gewollt. Im Sommer führte sie mit den Mägden die Sichel und den Melkeimer, im Winter spann sie. Obwohl sie Sonntags unsere besten Schriftsteller las und sie besser verstand als die städtischen Nähmädchen, redete sie doch mit Jedermann den derben Dialekt, an welchem die Rheinländer so fest halten. Auch ihre Tracht blieb die ländliche; nur auf den Reihen und am Festtag trug sie den kostbaren aber immer der Dorfsitte gemäßen Putz, wie man ihn am Rhein bei reichen Halfenstöchtern sieht. Es ist eine kleidsame Tracht: das Haar wird vorne schlicht gescheitelt, nach hinten aber heruntergekämmt, und dann über den Kopf in rundem, auf dem Nacken liegenden Wulst wieder heraufgeschlagen. Eine große eckig gebogene Goldspange sitzt auf beiden Schläfen auf und trägt auf dem obern Bügel die weiße, nur das Hinterhaupt bedeckende Haube von klarem Stoff, mit der kostbaren Spitze, welche handbreit um Stirn und Wangen flattert. Das Kleid fällt lang und faltig an den Hüften herunter, ein Spitzentuch liegt über Schultern und Brust; lange Handschuhe decken den untern Theil des vollen, vom Sommerbrand gerötheten Arms. Man findet in diesem

Stande zuweilen die schönsten, schlanksten Gestalten: mit großen festen Schritten sieht man sie wohl am Arme ihrer Burschen auf den Jahrmärkten herumziehen, das Körbchen am Arme, mit klugen braunen Augen, voll von Selbstgefühl auf ihre Jugendfülle und auf den Respekt, den ihnen der Reichthum ihres Vaters unter ihren Umgebungen erwirbt.

Solch ein Mädchen wurde Margret, nicht eben fein oder besonders hübsch, aber kräftig an Leib und Seele, klar und frisch wie ein blühender Schlehdorn; weil sie ernster und männlicher war als die meisten andern Dirnen, hielten die Bursche des Dorfes sie für stolz, und vielleicht war sie das auch. Aber fremde Manieren hatte sie nicht an sich, und auf dem Tanzboden wußte sie zwischen reichen und armen Burschen keinen Unterschied.

Mit ihr war als Spielgenoß und später auch als Mitschüler in jenen Unterrichtsstunden bei dem neuen Lehrer der einzige Sohn des Schultheißen aufgewachsen, nicht allein der reichste Erbe im Dorfe, sondern auch der schmuckste und tüchtigste Junge von allen, strebsam, verständig und kühn. Trefflich führte Nikola seine Büchse, auf die Jagd nahmen ihn auch die benachbarten herrschaftlichen Jäger gerne mit, und wer mit dem alten, gebrechlichen Schultheißen ein Geschäft hatte, verhandelte lieber mit dem raschen Sohne. Daß er hübsch war, hätte Niemand abstreiten dürfen, und er selbst wußte es am besten, auch wenn's ihm die Mädchen nicht zu verstehen gegeben hätten. Gegen eine

starke Neigung zur Eitelkeit hatte schon bei dem Knaben der Student, der jenen Unterricht gab, vergebens angekämpft; er trug sich städtischer und modischer als die andern Bursche, und auf seinen Betrieb hatte der Schultheiß die Hauptstube seines Hauses, als sie einer Auffrischung bedurfte, nicht neu mit Wasserfarbe malen, sondern mit Tapeten auskleiden lassen.

Das Gefühl beiderseitig anerkannter Tüchtigkeit hatte Nikola und Margret von früh auf zusammengeführt und vertraut gemacht, und als sie älter wurden, zweifelte Niemand daran daß aus ihnen ein Paar werden sollte: wer hätte auch im ganzen Dorfe besser zusammengepaßt? Aber zu einer Erklärung war es zwischen ihnen beiden noch nicht gekommen.

Das jährliche Dorffest des Vogelschießens kam heran. Früh morgens zogen Trommler und Pfeifer durch alle Straßen, Buben und kleine Mädchen jubelnd hinter ihnen her. Die Bursche, welche durch Zahlung eines mäßigen Geldes am Rechte des Königsschusses sich betheiligt hatten, putzten ihre Büchsen und Stutzer und bürsteten die grünwollenen Schützenhüte aus, die nur an diesem Feste getragen werden; die Herzen der Mädchen aber pochten voller Erwartung, ob ihr Schatz oder ein Anderer dießmal den Vogel abschießen möchte.

Um elf Uhr, nach dem Hochamte, begann der Fahnenschwenk. Paarweis zogen die Schützen zur Kirche, und holten die seidene Fahne mit dem Bilde der Maria ab. Der Fähnrich trat gleich hinter die Musikanten, dann

folgte der Schützenkönig des vorigen Jahres, dessen Ehrenregiment nun zu Ende ging, und hinter ihm die andern Schützen, deren jeder insgeheim hoffte heut an seine Stelle zu treten. Auf dem Hauptplatz unter der Linde angekommen, stellten sich die Jünglinge in einen Kreis, um welchen die Masse der übrigen Dorfbewohner wogte. Der Fähnrich trat in die Mitte: es war ein stattlicher Bursch mit hübschgekräuseltem Schnurrbart; er trug das blaue Baret mit drei Federn und die breite weißseidene Schärpe. Trommel und Pfeife spielten eine alte muntere Weise: nach ihrem Rhythmus erhub er die Fahne in die Luft, schwang sie über dem Haupte, dann stemmte er den Schaft in die Seite und ließ das flatternde Banner mitten um seinen Leib in weitem Kreise rauschen, dreimal rechts, dreimal links herum. Hierauf erhub er den einen Fuß, und um das Knie des andern beschrieb die Fahne, dicht am Boden herwehend ohne ihn zu berühren, ihre raschen rauschenden Kreise; auch um den rechten Fuß führte sie sodann die andere Hand, während der linke sich erhub sie durchzulassen. Zuletzt noch einmal wogte das Banner, unter dem jauchzenden Zuruf der Massen, in fester Faust hoch in die Lüfte über dem Haupte des Starken, der stolz auf die gelungene Schaustellung mit flammendem Antlitz aufgerichtet stand. Nun ging's wieder in feierlichem Zuge, aber hastiger und ungeduldiger, zur Vogelstange oben am Wald. Die Schützen zogen ihre Loose, während man im Dorf eilfertig die Suppe und das Sonn=

tagsrindfleisch aß, und noch stand die Sonne mitten am Himmel, als gegen den monströsen hölzernen Vogel, dessen Gleichen auch Raff's Naturgeschichte nicht kennt, das muntere Pfeifen der Büchsenkugeln begann.

Glückliche Schüsse fegten den Schwanz, die Flügel und zuletzt auch den Kopf weg; ein lautes Triumphgeschrei der Jugend folgte jedem herabsplitternden Theile, und die kleinen Jungen balgten sich um die Holzspäne. Aber der Rumpf, obwohl am Ende klein wie eine Hand und ganz ungestalt von Streifschüssen, haftete noch auf dem letzten starken Nagel. Die Entscheidung konnte jetzt jeder nächste Schuß bringen, die heiße Spannung der Schützen gab ihnen eine vorher seltene Sicherheit im Zielen, und oft zitterte der Vogel, wenn die Kugeln dicht unter ihm gegen den eisenbeschlagenen Mast prallten. Dem Nikola bebte die Büchse in der Hand; krampfhaft zählte er die Schützen, die noch vor ihm an der Reihe waren, der letzte hatte den Nagel krumm geschossen, an welchem das kleine Holzstück jetzt wie an einem einzigen Splitter im Winde schwankte. Da spannte Nikola den Hahn, trank ein großes Glas des besten Ahrweins, drückte den Hut fester in die Stirne und warf unter der Krempe einen Blick auf Margret herüber, die gerade vor ihm am Waldabhang unter andern Mädchen stand. Alsdann schritt er zum Schützenstand, legte an und wartete einen Augenblick ab, als der Abendwind den Vogel nicht mehr schaukelte. Jetzt schoß er, der Nagel fuhr zerbrochen aus der Spitze

des Mastes und in weitem Bogen sprangen die Trümmer des Vogels zerspällt auf die Köpfe der Zuschauer herab.

Wenn bis dahin die Herzen der Männer in Spannung gewesen, so kam nun das Zittern an die Mädchen. Keines hatte mit Nikola ein heimliches Verständniß, keines durfte sich Hoffnung machen, und doch konnte kein Zweifel sein, daß die, welche er zur Königin nähme, auch die Erwählte seines Herzens sei. Aber als wäre das eine längst beschlossene und abgemachte Sache, ging Nikola, die Büchse über die Achsel hängend, drüben zum Waldraum hinauf, umfaßte Margret, gab ihr einen herzhaften Kuß und führte sie als Königin auf den Schützenplatz. Die andern Bursche wählten eben so rasch ihre Dirnen, die Musikanten setzten sich in Marsch, und man zog zu dem eine gute halbe Stunde weiter auf einem schönen Berge aufgeschlagenen Schützenzelt, wo Alles zum Reihentanz eingerichtet war.

Margret ging selig und stolz an der Hand ihres Nikola, und ehe man noch oben anlangte, wurde auch bereits ein festerer Bund zwischen beiden jungen Herzen geschlossen, die ja schon von der Wiege an still mit einander verwachsen waren.

Den Meisten kam es ganz gelegen, daß eben Nikola den Königsschuß gethan hatte. Er war so reich, daß er nicht zu sparen brauchte, und übernahm alsbald die Zeche für die ganze Gesellschaft der Schützen und ihrer Mädchen. Die blanken Thaler, die er in die Mützen

der Musikanten springen ließ, der feurige Wein von Altenahr, den er preisgab, und die frische sommerliche Lebensluft des Gebirges entzündeten bald den wildesten Tanz. Nach dem ersten Walzer zog Nikola seine Margret aus dem Zelt, sie gingen unter die Kirschbäume beim Saume des Waldes, umfaßten sich mit Inbrunst und wechselten ihre Küsse. Es waren die ersten Küsse, die sie gaben und empfingen — die ersten, welche verdienen, Küsse zu heißen. Sie sind gefährlich und verhängnißvoll. Margret fühlte ein leises Beben in allen Gliedern, sie spürte ihr Blut rasch und heiß aus dem Herzen in die Wangen strömen; sie faßte Nikola an der Hand und führte ihn wie im Spiele unter Plaudern und Kosen zu dem Tanzreihen zurück.

Dort unter dem Zelt fanden sie ein wildes Leben: die Mädchen glühten wie Pfingstrosen, die Bursche athmeten tief vom Tanze auf. Als das Paar wieder eintrat, bliesen die Musikanten, wie es verabredet war, Tusch, und Alles rief laut und fröhlich mit erhobenen Gläsern: Unser Herr Bräutigam, des Schultheißen Nikola, soll leben, und sein Bräutchen, des Schöffen Margret, auch daneben! Erröthend nahm Margret, lachend Nikola den Glückwunsch an. Die Bursche wollten ihm ihre Gläser zubringen, er aber rief: Wartet ein wenig, mein Verlöbniß muß in Walporzheimer getrunken werden!

Der dunkelglühende, starke Sohn der Ahrtraube, wie er auf den heißesten schwarzen Schieferfelsen des

Thales reift, rann in die Kelchgläser. Nikola trank mit Allen, und auch Margret mußte stärker Bescheid thun, als sie wünschte. Die Mädchen brachten ihr einen Kranz, die Bursche dem Nikola einen Rosenstrauß mit Bändern ins Knopfloch. Der Walzer begann von neuem, von den beiden schlanken, stolzen Gestalten eröffnet. Und nun ergoß sich auch durch ihre Adern die ungebändigte Lebenslust; bis über die Mitternacht hinaus wurden Nikola und Margret nicht müde, in jedem neuen Tanz sich wieder zu umschlingen und Herz an Herz schlagen zu hören.

Als die Hähne aus den Thälern die Mitternacht anzeigten, gingen die meisten Bursche mit ihren Mädchen heim. Nikola, weil er den Wirth machte, mußte der letzte sein, und suchte manches Paar durch Zutrinken noch festzuhalten. Als die Musikanten ihre Geigen in die Ecke gestellt und sich auf die Streu gelegt hatten, als nur der Wirth noch schlaftrunken hinter dem Schenktisch saß, brach auch er mit seiner Braut auf. Vor das Zelt getreten, sahen sie den Himmel von einer plötzlich aufziehenden Wetterwolke dunkel, ein paar schwere Tropfen fielen herab, eine matte Schwüle lag über dem Walde. Nikola meinte, sie sollten den Regen noch unterm Zelt abwarten. Aber Margret war bange wegen des späten Ausbleibens und mochte sich keinem Gerede aussetzen, da man wußte, daß sie mit Nikola allein zurückgeblieben war. Sie drängte also zum Fortgehen; vielleicht, sagte sie, erreichen wir noch vor dem

Dorf die letzten Paare, und kommen gar vor Anbruch des Wetters heim.

Dann laß uns den nächsten Weg gehen durch den Busch, antwortete Nikola, dort haben wir auch eher Schutz als auf dem Felde.

Sie schlugen den kleinen Waldweg ein; er ging steil abwärts, und Nikola hielt stützend den Busen Margrets an sein wildes Herz gepreßt, während seine Wange auf ihrer heißen vollen Schulter ruhte. Es war eine furchtbar schwüle Juninacht, Johannisfünkchen gaukelten zwischen den dunkeln Sträuchern, kein Laut klang in diese träumende Stille herüber. Aber die Wetterwolke zog schwarz und schwärzer über ihr Haupt, und fern überm Walde hörten sie schon das laute Platschen des Regens, der auch ihnen rasch näher drang. Es ist unmöglich, sagte Nikola, wir zwingens nicht bis nach Hause. Komm in das Mooshüttchen auf dem Vogelherd, das liegt ganz nahe hierbei in meinem Busch. Damit zog er sie durchs pfadlose Gebüsch, sie zitterte, als sie ihm folgte, und wußte nicht, warum.

Die Hütte nahm sie auf: Moos, Wald und Wetter woben eine dichte undurchdringliche Nacht um sie her. Im Hollunder vor dem Pförtchen saß die Nachtigall und schlug, wie bange vor dem Wetter, ihre tiefsten, bebendsten, erschreckendsten Klänge; durch die kleinen Fenster streckte üppiges Geißblatt seine Blüthensträuße herein und füllte die Hütte mit berauschendem, sinnverwirrendem Duft; ein Johannisfünkchen schwebte hin-

durch und zeigte mit seinem flüchtigen Glanz dem Mädchen das lodernde Auge des Geliebten. Dazwischen entlud sich der Regen und durchbrach mit wildem Rauschen die stille Nachtschwüle. Müde von Tanz, Glück und Sehnsucht saßen sie auf der weichen Moosbank, die Welt mit all ihren Gedanken lag fern von ihnen, nur ihre Herzen wachten, ihre Lippen fanden sich, ihre Arme umwanden sich.

Oestlich über dem Walde dämmerte ein grauer Schein, im West verzuckte das Gewitter mit rothem Wetterleuchten. Da trat das Paar aus der Hütte. Margret nahm weinend den Kranz aus ihren Haaren und streute seine welken Blumen in den Hollunderbusch, weich und innig an den Geliebten geschmiegt stieg sie durchs Gebüsch zum Dorfe hernieder und achtete es nicht, daß die Tropfen ihr Kleid durchnäßten. Mit Schrecken sah sie in der Stube des Vaters ein Licht brennen; Nikola aber umfaßte sie unter der Hofthür noch einmal mit voller Inbrunst und jauchzender Seligkeit, und ging dann die Gassen des Dorfes hinunter nach dem Schultheißenhause.

Der jüngste Bruder machte der Margret die Hausthür auf. „Aber du bleibst lange," sagte er, „der Vater liegt oben auf dem Bett; es ist ihm seit gestern Abend nicht recht, und wir haben soeben den Großknecht auf dem Falben nach dem Doktor geschickt. Geh herauf zu ihm, ich mache jetzt in der Küche geschwind Feuer und dann kochst du ihm einen Hollunderthee.

Margret flog die Treppe hinauf: blutroth trat sie vor den Vater, denn sie meinte, Jeder müsse ihre Schuld auf ihrer Stirne lesen, und erwartete vom Vater heftigen Tadel, der aber war weich wie man ihn selten sah, bot ihr die Hand und sagte: „Ich habe es schon gestern Abend von den jungen Gesellen gehört, du bist Braut und hast, das muß ich sagen, einen wackern Burschen mitgekriegt. Sieh, Margret, das freut mich, denn nun hab ich auch dich versorgt, mein letztes Kind — und mein liebstes, setzte er leise hinzu, nun es mit mir auch einmal zu Ende geht."

Weinend über die Güte des Vaters stürzte Margret an seine Brust und suchte ihm die Todesgedanken auszureden. „Nein," sagte der Alte, „laß das: mein Lebtage bin ich gesund gewesen, und die starken Bäume brechen am ersten: so wie heut war mir's noch nie zu Muth."

Nach neun Tagen kniete Margret am Sarg des Vaters: er war an einem hitzigen Fieber verschieden. Neben ihr ging Nikola zum Kirchhof, da er sich nun als zur Familie gehörig ansah. Die beiden Brautleute beschlossen nach der Sitte ein Jahr zu warten, und kamen von jetzt an, da Margret ohnehin wegen ihrer Trauer keinen Tanz besuchte, nur noch in andrer Leute Gesellschaft zusammen, wo sie denn ganz unverholen sich als Braut und Bräutigam küßten und vertraulich unter einander plauderten. Bei der Freiheit, die auf dem Lande im Verkehr der jungen Leute herrscht, dachte über jenen nächtlichen Heimgang aus dem Schützenzelt

keine Seele etwas Arges. Margret selbst glaubte ihr Vergehen (denn so erschien es ihrer reinen Seele) abgebüßt durch den Schmerz, daß ihr Vater ins Grab gegangen war mit einer bessern Meinung von ihr als sie es verdiente. An Nikolas Treue zu zweifeln kam ihr gar nicht in den Sinn.

Aber auch die kleine Schuld fordert oft eine große Buße ein. Nach zwei Monaten wurde Nikola vor die Untersuchungskommisson gefordert, um sich zum preußischen Militärdienst zu stellen. Als einziger Sohn und Stütze seines alten Vaters war er bereits zweimal zurückgestellt worden und hatte auch jetzt die allersicherste Aussicht vollständig freizukommen. Lustig zog er eines Morgens mit den übrigen Burschen seines Zuges nach einer nahen Stadt aus und nahm lachend von Margret Abschied.

Nun aber war von den höhern militärischen Behörden vor Kurzem Unterschleif bei den Aushebungen bemerkt worden. Einige Regimentsärzte, welche, der Bestechung zugänglich, begüterten Bauersöhnen unredliche Untauglichkeitsscheine ausgestellt hatten, mußten ihre Stellen räumen, größere Strenge und Gleichmäßigkeit des Verfahrens gegen Arm und Reich wurde den Untersuchungskommissionen von neuem eingeschärft. Nikola hatte die Sache zu leicht genommen; die frühern Gründe der Zurückstellung ließ man nicht mehr gelten, man fand, daß er zwar keinen Bruder, aber zwei tüchtige, gesunde, junge Schwäger habe, die dem alten

Schultheißen mittlerweil schon in der Wirthschaft durchhelfen könnten. Auch stach der schöne schlanke Junge den Offizieren sehr in die Augen; man fand unter dem Meßstock, daß er die gehörige Größe habe um unter die Garde zu treten, und das Endurtheil war, daß er einem Regiment zugewiesen wurde, das in der großen Hauptstadt des Staates garnisonirte: binnen Monatsfrist mußte er sich, da seine Zurückstellungstermine abgelaufen waren, zum Eintritt stellen. Das war ihm verdrießlich um Margrets willen, aber es reizte ihn auch die Uniform des Gardisten und der Aufenthalt in einer so fernen und so schönen Stadt. Da er doch mit seiner Heirath noch ein Jahr warten sollte und bei guter Aufführung gewiß war, mit höchstens zwei Jahren loszukommen, so kehrte er nicht eigentlich mißvergnügt zu seiner Braut zurück.

Als aber diese den Zettel an seiner Mütze sah und die Sache vernahm, wurde sie leichenblaß und fiel rücklings in den Stuhl zurück. Vergebens tröstete er sie; sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Baumgarten hinter dem Hause, wo sie allein waren. Dort fiel sie wie verzweifelnd an seine Brust und wilde, unerschöpfliche Thränen rannen nieder. Nikola ahnte endlich, was sie so erschüttere, er hob ihren Kopf auf und sah in ihre Augen; sie waren müde und glanzlos. Ist's denn wahr? fragte er, sie antwortete nicht, sie umarmte ihn nur so fest wie noch nie. Nikola wurde blaß, und auch seine Augen flossen; aber mit der

innigsten Herzlichkeit küßte er ihr die Thränen weg und sagte: „Dann gehören wir ja erst recht zusammen; sei munter mein Mädchen, nun heirathen wir in vierzehn Tagen.“

„Ach,“ sagte Margret, „du willst als Soldat eine Frau haben?“

„Hab' ich ein Kind,“ antwortete Nikola, „so will ich auch die Mutter dazu haben.“

„Aber was werden die Leute sagen, wenn ich im Trauerjahr meines Vaters heirathe?“

„Die laß du reden, was sie wollen, erwiderte der junge Mann. Besser gegen die Sitte anstoßen als die Ehre verlieren. Und wenn du erst meine Frau bist, so möcht' ich doch Den sehen, der über des Schultheißen Nikola Frau zu mucken wagte. Und nun dürfen wir keine Zeit verlieren. Du mußt deine Papiere schaffen und ich muß meines Vaters Einwilligung haben. Komm!“

Die Papiere! Dieß Wort ist schon manchem jungen Brautpaar ein Schrecken geworden. Die französische Gesetzgebung, welche am Rheine herrscht, hat mit großem Verstande den Eigensinn der Eltern bei Verheirathung ihrer Kinder beschränkt, indem sie dem Volljährigen nach gewissen Formalitäten das Recht gibt auch ohne Einwilligung der Eltern die Ehe zu schließen. Aber auf Einem Punkt schleppt jene Gesetzgebung eine unleidliche und lächerliche Freiheitsbeschränkung nach: sie rückt, wenn die Eltern todt sind, in deren Rechte die Großeltern ein, und fordert, ehe die Trauung gestattet

wird, deren Einwilligung oder ihren Todtenschein. In diesem Falle befand sich Margret.

Beide Eltern waren todt; drei Großeltern ruhten auf dem Kirchhof des Dorfes, nur die Großmutter mütterlicher Seite war hoch betagt einer verheiratheten Tochter in ein kleines hessisches Dorf nachgezogen, dessen Namen Margret nicht einmal deutlich mehr wußte. Der Bürgermeister eröffnete dem Nikola, als er zur bürgerlichen Trauung sich meldete, daß er wenigstens ein Attest vom Vorstand jenes Dörfchens beibringen müsse, welches darthue, daß man dort den Namen der Gestorbenen nicht auffinden könne. Noch an demselben Tage ging der Brief dorthin ab: es verflossen zwei angstvolle Wochen, dann kam er uneröffnet zurück mit der Aufschrift auf der Adresse, daß ein Ort dieses Namens in beiden Hessen nicht aufzufinden sei. Augenblicklich machte Nikola sich auf die Reise, sparte Geld und Mühe nicht und fand endlich den Ort. Der alte halbblinde Pfarrer suchte in den nachläßig geschriebenen Sterbelisten wieder mehrere Tage lang, und Nikola half ihm. Endlich fanden sie in einem noch im vorigen Jahrhundert angelegten Register den Namen und den Todestag der alten Frau auf, Nikola erhielt das Attest und flog auf dem Dampfboot den Rhein hinunter zu seiner Geliebten. Noch war eben Zeit die gesetzlichen Ankündigungen und die Trauung vor dem Tage des Abmarsches vorzunehmen: da aber fand er Margret in Fieberphantasien wieder; die raschen Schicksalsschläge,

welche sie seit jener Nacht betroffen hatten, die Angst um das Bekanntwerden ihres Zustandes, die fürchterliche Spannung der letzten Wochen hatten ihr eine heftige Krankheit zugezogen. Der Doktor versicherte: es werde ihr Tod sein, wenn man sie jetzt aufrege, und der Pfarrer, der die Kranke besuchte, mußte auch mit Schmerz erklären, daß weder der Bürgermeister noch er jetzt die Trauung vornehmen dürften, da Margret offenbar ihrer Sinne nicht mächtig und daher unfähig sei eine gerichtlich gültige Erklärung abzugeben. Nikola meinte rasend zu werden: der Doktor aber zog ihn bei Seite und sagte: Halten Sie den Kopf oben, junger Mann. Ich weiß leider warum sie so eilig sind, und ich verspreche Ihnen unserer Kranken auch nach der Genesung zur Seite zu stehen. Jetzt können Sie nichts thun; reisen Sie ruhig ab, und bleiben Sie dem armen Mädchen treu.

Der Abschiedstag kam, Nikola faßte die heiße Hand seiner Braut, die im Fieber ihn laut anlachte und ausrief: Sei lustig, Nikola, morgen heirathen wir ja. Der Brautkranz ist schon fertig, im Fliederbusch liegt er, weißt Du, beim Mooshäuschen oben im Wald. Gestern hab ich auch die Nachtigall gehört; der Bruder sagt, ich wär' närrisch, denn im Herbst schlügen die Nachtigallen nicht. Es ist aber doch wahr, schau da fliegen ja auch die Johannisfünkchen, sieh hier, dort, und da mir dicht vor der Stirn.

Ihre verzehrenden Augen starrten weitgeöffnet in

die leere Luft hinaus. Nikola riß sich in Verzweiflung von ihrem schauerlichen Anblick los, drückte noch einen Kuß auf ihre Stirn, und hörte auf der Treppe einen lauten Jammerschrei, den sie ihm nachsandte.

Margrets Krankheit dauerte bei ihrer kräftigen Jugend nicht lange, nach wenigen Wochen konnte sie schon wieder die freie Luft ertragen. Man hatte ihr anfangs Nikolas Abreise verborgen, und ihr eignes Unglück entschwand ihrem Bewußtsein vor der Schwäche ihres Gehirns. Nun aber, wie sie wieder auf dem Stuhle vors Haus getragen wurde, wie sie über die Nachbardächer im Glanz der warmen Herbstsonne den bräunlichen Wald und durchs fallende Laub das Mooshüttchen vorscheinen sah — da legte sich auch die Erinnerung wieder wie eine Centnerlast auf ihr armes Herz. Und als sie nun endlich doch erfahren mußte, daß Nikola nicht ihr Mann vor der Welt geworden sei ehe er abreiste, als sie nun ihre Schmach nahe und näher herankommen sah, da gingen fürchterliche Gedanken und Rathschläge durch ihre Seele.

Aber es kam ihrem bessern Gewissen der Doktor zu Hülfe, als er der Genesenden den letzten Besuch machte; er wollte sein Wort halten, das er dem Nikola gegeben hatte. Schonend lockte er ein Bekenntniß von Margret heraus dessen Inhalt er längst wußte, und bewog sie, um ihrer Seele Ruhe wieder zu geben, gleich in den nächsten Tagen auch dem Pfarrer ihre Beichte abzulegen. Der Letztere übernahm es der Familie das Geheimniß zu eröffnen.

Von jetzt kamen schwere Tage über Margret. Zwar sie selbst, als sie mit Gott sich wieder versöhnt wußte und bei dem sonst fremden Manne, dem Doktor, menschliche Liebe und Theilnahme gefunden hatte, gewann ihre alte Kraft und Entschlossenheit wieder; aber sie brauchte sie auch in dem Kampf mit der Außenwelt, der nun begann.

Die ältern, außer dem Hause verheiratheten Brüder, aufgereizt von ihren Weibern, waren über die Unehre entrüstet, welche die Schwester über die Familie brachte, und wandten sich mit ganz kaltem Herzen von ihr ab. Der jüngste Bruder war ihr wohl gut und blieb es auch, aber er hatte ein schwaches Gemüth und es wurde ihm doch lästig sie im Hause zu behalten. Man nahm die Erbtheilung vor, und die Geschwister glaubten sich völlig berechtigt, bei dieser die Schwester für ihr Vergehen zu bestrafen. Der Vermögensstand fand sich nicht ganz so glänzend wie man erwartet hatte. Der jüngste Sohn, der nach der Anordnung des Vaters das Hauptgut übernahm, mußte doch große Schulden darauf machen, um die andern Brüder abzufinden, und suchte dafür Margrets Antheil, der ihm ja ebenfalls zur Last fiel, möglichst gering anzusetzen. Da die andern Geschwister nicht für sie sprachen, wurde sie hierbei bedeutend verkürzt, und es fiel ihr nur eine Summe zu, die zu ihrer und des Kindes Erhaltung allenfalls hinreichte, aber weit von der Aussteuer abstach, auf die sie bei Lebzeiten ihres Vaters rechnen durfte. Der Doktor

rieth ihr dringend Einsprache zu thun, die Sache an die Gerichte zu bringen. Aber dann hätte sie öffentlich vor den Leuten auftreten müssen, und das wurde ihr jetzt zu hart, da ohnehin die unbarmherzigen Zungen der Schwägerinnen bereits Alles an die große Glocke gebracht hatten. So fügte sie sich dem Unrecht das stets den Unglücklichen verfolgt; aber mit Blutsverwandten, die so unbrüderlich an ihr gehandelt hatten, vermochte sie nicht mehr zu leben, und die Vorstellung war ihr unerträglich, daß eine boshafte Hand vielleicht auf derselben Schwelle des Vaterhauses ihr Häcksel streuen könnte, wo einst an jedem ersten Maitag grünes Mailaub für sie geprangt hatte.

An einem frühen, schon kühlen Morgen des Spätherbstes, als noch nirgendwo von den Tennen der Taktschlag der Drescher herklang, schlich sie durch die Gassen des Dorfs, welche sie monatlang vermieden hatte, in den Wald und schlug einen kleinen rauh ansteigenden Buschpfad ein. Nach dem Marsch einer guten Stunde senkte sich der Weg in das kleine Bachthal zu einer Mühle hinab. Die alte Müllersfrau war ihre Tante und Pathe zugleich; eine gutmüthige Seele gleich ihrem Bruder, dem todten Vater Margrets, wenn auch ohne dessen klaren Verstand. Sie traf die Alte noch beim Kaffee, und es that ihr so wohl, als diese, obwohl ebenfalls mit allem Vorgefallenen bekannt, ihr mit herzlicher Freude entgegenkam und sie gleich zum Essen und Trinken nöthigte. Die Pathe erzählte ihr dabei

aus ihrer langen Lebenserfahrung ein Dutzend Fälle, wo solche Dinge am Ende doch noch gut abgelaufen und mit einer Hochzeit beschlossen worden seien; die drei Dutzend, welche ein betrübteres Ende genommen hatten, verschwieg sie. Nun rückte Margret mit ihrem Plan hervor. Sie wollte bei der Tante als Magd eintreten ohne Lohn, Garten, Küche und Näharbeit besorgen; dafür sollte ihr dann ein kleiner Nebenbau der Mühle eingeräumt werden, und für die Pflege des Kindes Zeit bleiben. So hoffte Margret durch ihrer Hände Arbeit ihrem Kinde wenigstens das kleine Vermögen als Erbe zu sichern das sie gerettet hatte. Die Tante, der Margrets Tüchtigkeit und Fleiß wohl bewußt war, ging mit Freuden darauf ein und versprach ihr, daß sie wie ein Kind vom Hause gehalten sein sollte. Schon am folgenden Morgen zog Margret ein, nachdem sie vorher an Nikola einen Brief geschrieben und ihm ihren neuen Wohnort angezeigt hatte.

Bis jetzt war sie unter allen diesen Beschäftigungen nur noch wenig ans Grübeln darüber gekommen, daß Nikola von Berlin aus noch immer nichts von sich hören ließ; auf dem Lande ist man ohnehin der Briefe nicht so bedürftig als in der Stadt. Jetzt aber bei dem stillen und gleichmäßigen Arbeiten auf der Mühle stiegen ihr allerlei Gedanken auf, die sie jedoch tapfer abwehrte. Daß er in der Hauptstadt angekommen sei, wußte sie durch seine Verwandten, und ein aus dem Dienst entlassener Kamerad hatte ihr einmal einen Gruß

von ihm mitgebracht. Damit beruhigte sie ihr Gemüth, nachdem sie die Welt hinter sich gelassen, erwachte statt der Trauer die süßeste Hoffnung der Mutterfreude, und mit klarem Blicke sah sie wieder ihr Geschick an stark in Muth und Vertrauen.

So kam ihre Stunde. Die Wehmutter trug das Kind, ehe sie die Fensterläden schloß, noch einmal ans Licht und sagte tröstlich zur Mutter: Freut euch Margret, ihr habt einen hübschen Jungen, und blaue Augen kriegt er wie sein Vater, der Nikola kann ihn euch nicht abläugnen. Dann aber winkte sie die alte Müllerin hinter dem Rücken der Mutter zu sich und zeigte im Antlitz des Kindes verstohlen auf eine kleine blaue Ader, die dicht unter der Stirn herlief. Aengstlich neigte die Tante ihr Gesicht über das Köpfchen des Neugebornen, und als ihre Blicke dann der Hebamme begegneten, verriethen die Augen ein stilles bekümmertes Einverständniß; die Hebamme nickte ein Ja, die Tante schüttelte traurig das Haupt; dann legten sie das Kind in den Arm der Mutter. Am folgenden Sonntag wurde es auf den Namen Nikolaus getauft. Margret aber schrieb voller Mutterseligkeit, mit überströmendem Herzen und mit noch zitternden Händen dem Vater einen Brief, der ihm den glücklichen Ausgang meldete, und nun erst, da sie das Gefühl einer unerhörten Freude mit ihm auszutauschen hatte, sah sie mit brennender Sehnsucht einer Antwort von ihm entgegen.

Eines Abends brachte der Mühlknecht, der von

Blankenheim Getreide heraufgefahren hatte, einen Brief von dem Postamt daselbst mit. Die Tante hatte eben der Margret ein Geschäft in der Küche zugewiesen und schickte ihr den Knecht dorthin. Ueber eine Weile rief sie nach ihr: Margret antwortete nicht und kam nicht. Die Tante eilte zur Küche, das Feuer schlug hoch aus dem Ofen herauf, Margret sah es nicht: sie saß bewußtlos neben der Glut auf der Erde, der Brief lag in ihrem Schooß. Die Alte nahm ihn auf, las ihn und vermochte Margrets Erschrecken nicht zu deuten. Er klang ja so freundlich, er sagte ja daß Nikola seine Hand von dem Kinde nicht abziehen wolle, er fragte an ob er schon jetzt für Margret etwas thun könne. Aber Margret hatte mit tieferem Empfinden zwischen den Zeilen gelesen, und schon die ersten Worte lauteten so, daß sie keinen Widerhall gaben zu ihrer unermeßlichen Mutterfreude: von jener Innigkeit, die einst Nikolas gleichgültigstes Gespräch durchwehte, war in diesem Briefe kein Hauch mehr. In einem Augenblick war es ihr klar geworden, daß sie eine Verlassene und ihr Knabe ein Waisenkind sei.

Dießmal weinte sie nicht, sie nahm den Brief schweigend aus der Hand der Tante, ging mit festem Schritt über den Hof in ihren Nebenbau und hob ihr Kind aus der Wiege, das eben erwachte und die Händchen nach ihr streckte. Mit ihm warf sie sich vor dem Bilde der Maria nieder und in lautlosem Gebete that sie Gott und seiner Mutter ein hohes Gelübde, daß

sie hinfort dem Kinde Vater und Mutter zugleich sein wolle. Erst als sie dann den Knaben an ihre Brust legte und er mit den herrlichen blauen Augen seines Vaters zu ihr heraufsah, rannen ihre Thränen über seine Stirn, und sie empfand sein warmes Leben wie ein stillendes Heilkraut, das unmerklich aus der Wunde ihres Herzens den Schmerz hinwegsog. Seit diesem Tage kam Nikolas Name nicht mehr über ihre Lippen, auch schrieb sie ihm nicht wieder: aber ihre Geschäfte vollzog sie wie sonst, das Kind gedieh unter ihren Händen, und die Tante hatte Segen in allem ihrem Hauswesen.

Wie scharf hatte doch der Blick der Liebe in jenem Briefe gelesen!

Als Nikola nach Berlin kam, wurde er anfangs von allen den Mühseligkeiten des ersten Eingewöhnens weggenommen, die keinem Rekruten erspart sind. Seine Eitelkeit auf äußeres Erscheinen und Ansehen machte ihn zum tüchtigsten Soldaten seines Zuges: das viele Geld, das er verschwenden konnte, überhob ihn mancher Belästigung, und er genoß, obwohl er nicht als Freiwilliger eingetreten war, durch die Nachsicht der nächsten Vorgesetzten beinah die Freiheit eines solchen. Er fühlte sich stolz in der schmucken, knappen Uniform, in der er merklich durch seine männliche Schönheit alle Offiziere überbot. Ihm, der bisher nur einfaches Landleben kannte, thaten sich nun plötzlich die mannigfachen Reizungen einer der glänzendsten Städte auf,

und die wirklich tüchtigen Kenntnisse, die jene Privatschule ihm gegeben hatte, führten ihn leicht auch in die Kreise des höhern Geisteslebens ein. Er besuchte Theater und bürgerliche Bälle und zog durch reichliches Leben und Lebenlassen junge Kaufmannssöhne in seine Bekanntschaft. Diese fanden es bald nicht ungerathen, den reichen jungen Landbesitzer in ihre Familien einzuführen.

Der Rheinländer hat in der Berliner Gesellschaft einen Vortheil voraus. Man kommt ihm mit günstigem Urtheil entgegen, man liebt das sorglose leichte Blut seines Stammes, man verzeiht ihm seinen Dialekt und manchmal sogar den Mangel feinerer Bildung. Nikola war nicht ungebildet: er sang schön und fertig, er hielt etwas auf sich und besaß auch Empfindung genug, um sich rasch in die Bücher hineinzulesen die eben Mode waren; in politischen Gesprächen wie man sie dort liebt, gab er sogar durch seine genaue Kenntniß der heimathlichen Sachlage einen erwünschten Beitrag zur Unterhaltung her. Schon nach sechs Wochen hatte sich ihm am Wirthstisch wie am Theetisch eine Menge von Kreisen eröffnet, die ihn bezauberten und hinrissen. Ihnen widmete er alle freie Zeit: sonst nahm ihn die Pünktlichkeit des Militärdienstes hin, welche doch auch den Kräftigsten ermüdet, und so blieb ihm kaum Zeit an die arme Margret zu denken, vielweniger an sie zu schreiben.

Auf jenen Brief, der die Geburt des Knaben

meldete, hatte Margret in der Freude ihres Herzens ein Eilig zur Adresse gesetzt. Als er dem Kameraden Niklas ausgehändigt wurde, den dieser als Burschen zum Putzen brauchte, meinte der, wegen jenes Wörtchens den Brief rasch abliefern zu müssen, und brachte ihn daher in das Haus eines kleinen Kaufmanns, bei dessen Frau und Töchtern Nikola diesen Abend zu Thee und Musik eingeladen war. Nikola saß eben mit der schönen, vornehm blassen Adelaide im lebhaftesten Gespräch, als das Kammermädchen ihm den Brief übergab. Wohl erkannte er die zitternden Züge der Aufschrift, aber er schämte sich in dieser Gesellschaft an ein Bauernmädchen erinnert zu werden, sein Blick flog über Adelaidens weiße Stirn, über ihre feinen Züge, über das glänzende modisch geschnittene Kleid — und wider seinen Willen trat diesem Bilde gegenüber Margrets verhärmte Gestalt mit dem wirren Blick und zerwühlten Haar, wie er zuletzt auf dem Krankenbette sie gesehen hatte. Adelaidens Mutter bat ihn höflich sich nicht zu geniren und den Brief gleich zu lesen; er aber antwortete frei und leicht, es habe keine Eile, und der Brief, der ihm verkündigte daß ein Sprosse seines Blutes ihm geboren sei, wurde uneröffnet unter die Uniform geknöpft. Heiter führte er sodann seine Nachbarin zum Klavier, heiter sang er zu ihrer Begleitung ihr rheinisches Lieblingslied von dem Mädchen, das um den gestorbenen Geliebten sich im Kloster zu Tode trauert — und selbst bis zur Adelaide von Beethoven verstieg er

sich. Die wirkliche Adelaide vernahm diese Huldigung nicht ungern; einer Berlinerin, deren Vater unglücklich in Eisenbahnaktien spekulirt, kommt es sehr romantisch vor, mit einem wohlhabenden Landwirth in ein rheinisches Dorf zu ziehen und eine Idylle mit dem Schäferhut durchzuspielen. Adelaide war sehr gütig an diesem Abend — Nikola küßte beim Abschied mit Feuer ihre schlanke kühle Hand. Erst als er daheim sich auskleidete und Margrets Brief aus der aufgeknöpften Uniform zu Boden fiel, dachte er wieder an diesen. Im Bette brach er das Siegel auf, las den Brief, legte sich auf die Seite und schlief ein.

Als er erwachte ging sein erster Gedanke zu Adelaide, der zweite in die Heimath. Er war nicht verhärtet: zu seinem Kinde fühlte er einen starken Zug, die Mutter war ihm nicht unlieb, aber doch gleichgültig. In dieser Laune schrieb er jenen Brief an sie; zu dem Entschluß sie zu verlassen war er noch nicht gekommen, aber er hatte auch nicht den Muth sie als seine geliebte Frau anzuerkennen. Diese Feigheit gab dem Briefe den Ton; da konnte er freilich nicht so herzlich werden wie vormals. Und als darauf Margret nicht schrieb, legte Nikola es sich so aus als habe nun sie die Schuld des Bruchs: ihr Bild wurde seiner Seele fremd, und wenn es ja sich noch einmal heraufhob, drängte er es höchstens mit einem Seufzer wieder auf die Seite.

Leider wurde er auch Adelaidens und seines ganzen

hauptstädtischen Lebens überdrüssig. Das Soldatenleben, nachdem er seine Lehrzeit daran durchgemacht hatte, kam ihm, der an rüstige Arbeit, an Zweck und Erwerb gewöhnt war, wie eine glänzende Spielerei vor. Seine jungen kaufmännischen Freunde waren ihm durch ihre kleinlichen Geldgespräche und theils auch durch die Gemeinheit ihres Lebens und Genießens geradezu widerlich. Mit Adelaide aber hatte er nun etwa hundertmal die rheinischen Volkslieder und eben so oft die Adelaide abgesungen und den Thomas Thyrnau durchgesprochen. In diesem Hause lieh er der Unterhaltung seine eigne Wärme; daher war seine Seele jetzt immer kalt und müde, wenn er Abends wegging. Er mißte fast überall neben dem Reiz die Kraft, und wenigstens in keinem der Kreise, die ihm offen standen, fand er die Tiefe und Unendlichkeit des Gemüthes, ohne welche ein kraftvolles Jünglingsherz sich unglücklich fühlt. Die schweren Steinmassen der prächtigen Stadt im scharfen Strahl der heißern nordischen Sommersonne lagen wie Felsblöcke auf ihm, und schon jetzt am Ende des ersten Jahres, dehnte sich das Zweite, das er hier noch zu verleben hatte, farblos und gestaltlos vor ihm aus. Hatte er früher zu hastig den Kelch der ihm so neuen gesellschaftlichen Genüsse geleert, so versank er jetzt in ein einsames Verzehren seiner Kraft. Liebe war nicht in sein Herz gekommen, und mit seinem ernüchterten Blicke erkannte er, daß kein unter diesen Umgebungen erwachsenes Weib ihm und sich selber zum Frieden in

ein rheinisches Dorf ihm folgen könne. Eine zierlich gestochene Karte meldete ihm endlich Adelaidens Verlobung: als er immer und immer eine Erklärung zurückhielt, hatte sie endlich in halbem Verdruß den Antrag eines Wittwers aus Schlesien angenommen, der in ihr nicht eine Frau, sondern eine städtisch gebildete Gouvernante für seine Töchter heirathete.

Aus dieser Gleichgültigkeit, die Nikola's Jugendmuth langsam untergrub, riß ihn denn im Herbst seines ersten Dienstjahres ein starkes Briefpaket von seinem Dorfe heraus. Der alte Schultheiß, sein Vater, war gestorben; ihm fiel ein schuldenfreier großer Landbesitz zu, und seine Gegenwart daheim wurde jetzt, wo er gleich für die Bestellung seines Erbgutes sorgen mußte, ganz unerläßlich. Die Bescheinigungen von Seiten der Behörden lagen gleich bei dem Briefe, und in zwei Tagen hatte er seinen Urlaub, der einer völligen Dienstentlassung gleich stand. Seinen Unterofficieren und dem modischen Pöbel, mit dem er anfangs zusammen gekommen war, gönnte er noch an einem Abende die Freude, für sein Geld in Rheinwein sich zu baden; an Adelaidens Wohnung gab er, da er sie selbst nicht zu Hause fand, sehr ruhig eine Abschiedskarte ab, und warf dann die Visitenkarten (selbst diese Mode hatte er mitgemacht) von der Königsbrücke in die Spree, sammt dem gestickten Täschchen, das er irgendwo als Vielliebchen geschenkt bekommen hatte; mit ihm schwamm sein ganzer städtischer Modetraum auf der schwarzen

schlammigen Flut hinunter. Im blauen Kittel setzte er sich auf die Eisenbahn und fuhr seinem Rheine zu.

Und als er ihn nun bei Köln zuerst wieder sah, den grünwogigen stillen Strom, als er, den Stab in der Hand, von Bonn hinaufwanderte und durchs Felsenthor schritt zwischen Drachenfels und Rolandsbogen hindurch, da brach aus seiner befreiten Brust ein lauter heller Jubelschrei; so schön hatte er nie sich das Land, so lieb und traut nicht die klangvolle Sprache der Heimath gedacht. An der Ahr lasen sie Trauben wie damals, als er mit zagem Herzen von Hause auszog; Schlucht und Fels hallten wieder von den langgezogenen Melodien der Volkslieder, und heute sang er sie, unten auf der Straße daher schreitend, aus ganz anderem Herzen mit, als an Adelaidens Klavier. Wie dem Wandervogel war ihm zu Muthe, wenn er zur Zeit, wo der mächtige Zug nach dem Süden ihn ergreift, in Haft gehalten wird und dann entschlüpft, um mit weit gebreiteten Schwingen die Brüder noch über dem Spiegel des Meeres einzuholen.

Aber ganz rein war doch sein Herz noch nicht; Margrets Platz darin blieb leer. Als er nach Hause kam, wurde sein Fehltritt mit ihr als eine leichte Sache genommen; das Mädchen, wie immer, traf die ganze Ungunst der herrschenden Meinung. Ihre eigene Familie redete schlecht von Margret, um den Gedanken an das Unrecht nicht aufkommen zu lassen, das man ihr angethan hatte; die Brüder wünschten nicht einmal,

daß ein so kräftiger und entschlossener Mann, wie Nikola, ihrer sich annähme, denn sie mußten besorgen, daß alsdann jene Erbtheilung noch einmal in Frage genommen und ihnen ein sehr böses Spiel bereitet würde. Seit beinahe einem Jahre hatte man Margret im Dorfe nicht mehr gesehen; daß sie kein Wort von Nikola mehr redete, erfuhr er bald, und schloß daraus, daß sie die Hoffnung auf endliche Heirath aufgegeben habe. Wäre Margret ihm auf der Schwelle des elterlichen Hauses wie vor Zeiten sehnsüchtig und liebevoll begegnet, hätte er sie im Walde auf einsamem Stege getroffen, wer weiß, was jetzt noch geschehen wäre. Aber ihrem Stolze sich aufzudringen, war er selber zu stolz, denn er sah nicht ein, daß sie ihm mit Ehren nicht entgegen kommen durfte. So schlug er sich die ganze Sache aus dem Sinne, warf sich in seine neue Thätigkeit für Verwaltung des großen Gutes hinein, das ihm alle Hände voll zu thun gab, und beschloß, in späterer Zeit, wenn der erste Schmerz und Groll verwunden wäre, der Verlassenen Anträge wegen Versorgung des Kindes stellen zu lassen.

So kam der Winter heran, ein langer, grimmig kalter Winter. Margrets Knabe war nun bald ein Jahr alt und lief schon an Einer Hand; es war ein blühendes schönes Kind und der Stolz der Mutter, die der alten Tante manchmal recht böse wurde, wenn diese allerhand Bedenken über sein Auffkommen kund gab. Als nun aber der Winter recht auf seiner Höhe stand,

als die Mühle in Schnee und Eis begraben und fast unzugänglich war, da schien doch die Tante mit ihren Besorgnissen Recht zu behalten. Eines Abends wurde das Kind mitten unter seinen Spielsachen unruhig, schrie heftig und bekam in der Nacht starkes Fieber. Reißend nahm in den nächsten Tagen Kraft und Fülle ab, und als der treue Freund Margrets, der Doktor, über gefährliche Pfade voll Glatteis doch zur Mühle durchdrang, fand er schon das Gehirn leidend, die Gefahr bedeutend. Margret zitterte, den letzten und einzigen Zweck zu verlieren, für den sie ihr Leben noch ertrug; mit unerhörter Anstrengung und Pünktlichkeit schaffte sie Alles herbei, was der Arzt zweckdienlich fand; viele Wochen lang kam kein Schlaf in ihre Augen. Draußen im Wald stieg die Kälte und schauerliche Trostlosigkeit des Winters; drinnen sank die Hoffnung der Mutter von Tag zu Tag mehr. Keine Arznei gab dem Kinde Lebenskraft wieder; es war erschreckend hager und leichenhaft anzusehen, und ohne Bewußtsein, ohne Lächeln oder Weinen nahm es die zärtliche Pflege der Mutter hin. Sein Seelchen schien bereits gestorben vor dem Leibe.

So fanden wir Margret an jenem Morgen, als sie endlich, stumpf von Weinen und Jammer, matt von monatlanger Anstrengung und Schlaflosigkeit, Gebet und Pflege aufgab, und an der Grenze des Verzweifelns angelangt, zerwühlt von den Erinnerungen verlornen Glücks, durch die Scheiben ihres Fensters in

den Wintermorgen hinaus starrte, der trostlos bleich und trübe über den Schneebergen anbrach.

Im Hof scholl der Huf eines Pferdes, es war der Doktor, der jetzt vor Frost zitternd in ihre Stube trat; die Tante kam mit ihm. Er setzte sich ans Bettchen des Kindes, nahm das Händchen und befühlte Puls und Stirn; mit weitem scharfem Auge blickte die Mutter auf ihn. Es geht endlich auf eine Entscheidung los, sagte er. Margret erbebte. Noch ist nicht Alles verloren, fuhr er fort, an Lebenskraft haben wir nichts verloren seit vorgestern, aber es ist leicht möglich, daß das Fieber in der nächsten Nacht stärker wird. Geschieht dieß, so müssen wir mit einem sehr kräftigen Mittel durchgreifen. Ich will neue Tropfen aufschreiben, merken Sie wohl auf, liebe Margret. Der Tag wird ruhig bleiben, vor Abend thun Sie ja nichts, sondern schlafen heute selbst ein Stündchen. Aber um zehn Uhr in der Nacht richten Sie ein scharfes Auge auf das Kind. Bleibt es wie in den vorigen Nächten, so geben Sie die neue Arznei nicht; spüren Sie aber größere Unruhe und Hitze an ihm, dann rasch zehn Tropfen jede Viertelstunde; ich glaube, daran hängt das Leben des Kindes. Morgen früh komme ich wieder.

Während der Doktor das Recept aufschrieb, sagte die Tante: Das trifft sich gut, unser Paul fährt heut mit dem zweispännigen Wagen nach Blankenheim und bringt hernach Frucht mit herauf, da kann er gleich die Tropfen in der Apotheke holen.

Der Doktor sah vom Papier auf und sagte: Er wird doch ja vor Abend wieder kommen? Ich sage Ihnen, es hängt viel daran.

Sicher, sagte die Alte, er ist treu und gut.

Der Doktor stand auf, bot Margret herzlich die Hand und reichte der Tante das Recept hin. Zu gleicher Zeit, als sein Klepper höher ins Gebirg zu einem andern Kranken trabte, zogen die beiden tüchtigen Braunen den Wagen Pauls durchs große Hofthor auf die Straße nach dem Ahrthal hinaus. Die Tante versprach, in der Stube zu bleiben, und da der Knabe jetzt ganz erquicklich und fest schlief, legte sich auch Margret aufs Bette. Ein gesunder Schlummer ward ihr zu Theil, und sie erwachte erst, als bereits die Sonne ihren kurzen Winterlauf vollendet hatte. Ist Paul zurück? war ihre erste Frage.

Noch nicht, antwortete die alte Frau, aber wir haben auch noch fünf Stunden bis zehn Uhr. Mach Dir keine Sorge, der kommt sicher.

Die beiden Frauen stärkten sich jetzt mit Speise und Trank. Margret, vom Schlafen wie neugeboren, war voller Hoffnung, und in traulichem Plaudern gingen ein paar Stunden beim Spinnrad vorüber. Die Wanduhr schlug acht, draußen wehte pfeifend ein scharfer Nordwind. Die Alte stand auf und sagte: Nun aber begreife ich's doch selber nicht mehr. Ob dem Paul mit den Pferden ein Unglück zugestoßen ist? Jetzt müßte und müßte er hier sein, wenn Alles recht stünde.

Ich will einmal in die Mühle hinüber und hören, ob sie da noch nichts von ihm wissen. Mit diesen Worten ging sie fort. Margret blieb mit bösen Ahnungen allein. Das Kind lag noch immer ruhig.

Gegen neun Uhr kam die Tante zurück. Der Michel von der obern Mühle ist eben vorbei gekommen, sagte sie. Es ist ein bös Wetter draußen im Wald, der Nordwind hat den Fahrweg mit Schnee verweht so hoch, daß drei Männer über einander stehen könnten und sähen doch nicht drüber weg. Unser Paul ist bis an die Enge gefahren, da ist ihm der Wagen im Schnee sitzen geblieben; der Michel hat ihn da stecken sehen, der Paul aber muß die Pferde ausgespannt haben und nach Blankenheim in die Herberge zurückgeritten sein.

Margret rang die Hände. Also die Tropfen bekomme ich nicht vor der Nacht? Konnte er denn die nicht durch Jemand zu Fuße heraufschicken?

Ja, sagte die Tante, wenn er einen fände. Aber Michel hat erzählt, daß sie drunten zu Blankenheim von nichts reden, als von den Wölfen. Es ist ein Menschenwolf im Zitterwald, oder gar viele; gestern Morgen in der Frühe haben sie ein Jüngelchen zerrissen, das nach dem Kyllthal in die Schule ging. Die Dörfer haben sich zusammen gethan und wollen nächster Tage eine große Jagd halten.

Während die Alte diesen Bericht gab, zuckte das Kind in seiner Wiege zusammen und schrie laut auf. Margret sprang zu ihm und nahm es auf ihren Schooß,

es war heiß und fieberte schon. Mit heftigem Krampf und Gestöhn wand es sich in ihren Armen; die Krisis trat ein, die der Arzt vorausgesehen hatte. Margret mußte es wieder ins Bettchen legen, und die so tröstlich gemeinten Worte des Arztes: Ich sage Ihnen, es hängt viel von dieser Arznei ab, schnitten ihr jetzt wie scharfe Messer durch die Brust. Jede Minute Schlafs, die sie während des Tages im Vertrauen auf Pauls Wiederkehr sich gegönnt hatte, wurde ihr zum innern Vorwurf. Wär' ich doch selber heut am Tage gegangen! sprach sie leise, und plötzlich rief sie laut aus: Aber warum kann ich jetzt nicht noch gehen?

Sie sprang auf und band sich ein großes Tuch um den Kopf. Die Tante griff sie besorgt bei der Hand und sagte: Mädchen, Du bist von Sinnen! Du allein in solcher Nacht durch den Zitterwald? Und Du hast ja das Recept nicht einmal.

Margret stand einen Augenblick überlegend. Doch, sagte sie, das Recept muß ja in der Apotheke liegen, sonst hat es der Paul noch, und dessen Herberge weiß ich zu finden. Zwei Stunden sinds nach Blankenheim auf dem Fußpfad, die laufe ich in anderthalb, um Mitternacht bin ich wieder hier und vielleicht rette ich dann noch mein Kind.

Höre, Margret, sagte jetzt die Alte, darauf darfst Du nicht rechnen. Setz Dich wenigstens noch einen Augenblick her zu mir; ich muß Dir eine Sache eröffnen, die ich bisher verschwiegen habe.

Margret sah erstaunt ihre Tante an. Sieh, sagte diese, ich und die Hebamme haben es gleich bei der Geburt gesehen, daß du das Kind nicht aufbringen kannst. Leise setzte sie hinzu: Es hat ja ein Todesäderchen.

Bei diesem Worte ergriff sie die Lampe und ließ deren stärksten Schein auf das Antlitz des Kindes fallen. Schau her, sagte sie, und wies auf die Stelle unter der Stirn. Wirklich lief dort der dunkelblaue Streif, stark von dem wachsblauen Krankengesicht abgehoben, von einem Auge zum andern hinüber.

Margret erstarrte; sie besann sich erst jetzt auf den allgemein herrschenden Aberglauben, daß diese Ader ein Todesbote sei, der kein mit ihm behaftetes Kind über die ersten Jahre hinüber kommen lasse. So lange der Knabe gesund war, bemerkte man dieß Zeichen wenig, jetzt trat es unverkennbar hervor. Es mag in der That bei manchen Kindern auf Schwäche deuten, und da es im reifen Alter ganz verschwindet, so ist es freilich richtig, daß kein gesunder und erwachsener Mensch dasselbe an sich trägt.

Aber nur einen Augenblick siegte der Aberglaube über das Mutterherz. Tante, sagte sie, es kann sein, daß Ihr Recht habt. Aber ein Jahr hat mein Kind gelebt trotz dem Todesäderchen, und wenn es diese Nacht stirbt, so stirbt es nicht an der Ader, sondern daran, daß ihm das rettende Heilmittel fehlt. Und nun haltet mich nicht mehr, ich gehe.

Sie nahm eine Laterne vom Wandbrett, weil der Mond erst spät aufging, schlug eine Decke um Schultern und Brust und band sie, damit die Arme frei blieben, auf den Rücken zusammen. Dann nahm sie das Kind aus dem Bettchen — ach, sie wußte ja nicht, ob sie es lebend wieder fand! — küßte es und übergab es der Obhut der alten Frau, die gleich wieder mit kalten Umschlägen anzufangen versprach.

So trat Margret vor die Thüre auf den Hof hinaus. Ein leiser Schauder sträubte ihr Haar, als sie zuerst in die furchtbar kalte Sturmnacht hinausblickte. In der Ecke des Hofes sah sie eine große Holzaxt stehen; die ergriff sie, um eine Stütze und zugleich für alle möglichen Fälle eine Waffe zu haben. Am Mühlbach verließ sie den Fahrweg durchs Thal, weil sie ihn vom verwehten Schnee ungangbar wußte, und stieg durch den sausenden Forst auf dem kleinen nähern Fußweg empor. Erst schlug ihr Herz hörbar, aber an alles Grausen gewöhnt sich der Mensch, und oben auf der Bergesplatte angelangt, wo der Weg, von Gebüsch nicht mehr so eng umschlossen, ebener und breiter hinlief, schritt sie zwar langsam und in schwerem Kampfe gegen den Sturm, aber mit muthvoller Seele vorwärts. Der gefrorne Schnee, vom Winde aus allen Sträuchern und kleinen Schluchten aufgefegt, rieselte bis um ihre Füße und füllte mählich die Spuren ihrer Tritte hinter ihr aus.

So kam sie ungefähr in der Mitte ihres Weges

auf einer weiten Hochfläche an, wo nur ein einzelner Baum sich erhob, während fern die dunkeln Ränder des Forstes ringsum die weiße Ebene einschloßen. Plötzlich stand Margret hier still, und ihre Knie zitterten. Bei dem flackernden Scheine, den ihre Laterne im Windzug auf den Schnee vor ihr warf, sah sie eine Spur, die schon halb zugeweht war. Gern hätte sie sich überredet, daß sie von Jagdhunden herkäme; aber zu oft hatten alte Leute ihr im Forst diese Stapfen gezeigt und erklärt. Sie sah es mit Grausen, hier waren, es mochte vor einer halben Stunde gewesen sein, die Wölfe gelaufen; ein großer in weiten mächtigen Sätzen, dem dann kleinere in einer Zahl, die sich in den undeutlichen Spuren nicht mehr bestimmen ließ, nachfolgten. Sie mußten nach dem Dorfe ihrer Kindheit auf den Raub gegangen sein, denn dorthin, rechts ins Thal hinunter, liefen die Stapfen quer über Margrets Pfad hinüber. Es war also zu vermuthen, daß sie noch in dieser Nacht auf demselben Wege in ihr gewöhnliches Lager zurückkehren würden.

Das muthige Mädchen ließ durch diese furchtbare Ueberlegung ihren Gang nicht verzögern, und ein kleiner Trost wurde ihr gegönnt als sie ein paar Schritte weiter gekommen war. Hier stieß sie nämlich auf die ganz frischen Spuren eines menschlichen Fußes, welche der Wolfsfährte offenbar folgten: erst vor wenigen Minuten mußte hier ein Mann den Bestien nachgegangen sein.

Dieser unbewußte Gruß eines menschlichen Wesens mitten unter den Schrecken der Natur richtete ihren Geist auf. Bald senkte sich nun ihr Pfad, aber er wurde auch immer mühsamer je tiefer sie kam, weil der Flugschnee vom ganzen Gebirg in die Thäler hinabwehte. Manchmal mußte sie durch knietiefe Massen sich Bahn brechen; immer langsamer drang ihr ermüdender Fuß vorwärts, und als sie endlich die bequeme Landstraße erreichte, die von Trier an der Hülchrather Kapelle vorbei nach Blankenheim führt, hörte sie in dem nun ganz nahen Städtchen schon die Mitternachtsstunde schlagen.

Die Apotheke war erreicht: sie klingelte mehrmals an der verschlossenen Thüre, und nach einer Viertelstunde öffnete der Provisor. Das Recept fand sich vor, Paul hatte es richtig abgegeben und die Arznei erhalten. Indessen war der Provisor, sobald Margret berichtete, warum das Fläschchen nicht in ihre Hände gekommen, gerne willig das Recept neu zu bereiten. Er zündete Feuer an und lud Margret ein mit ins Laboratorium zu kommen und sich zu wärmen. Als er erfuhr, daß sie noch in dieser Nacht zurück wollte, bereitete er ihr, durch solche Muttertreue gerührt, ein heißes stärkendes Getränk und drang ihr auch einen Bissen Brod auf, während er seine Arbeit vollendete. Sie empfing von ihm ein schwarzes Fläschchen, welches sie unter ihr Busentuch steckte, und er empfahl ihr noch, die Tropfen nicht dem Licht auszusetzen, weil das ihre Kraft schwäche.

Es schlug zu ihrem Schrecken schon Ein Uhr, als sie, auf die Axt gestützt, von der großen Landstraße wieder in den schmalen Waldpfad einbog.

Die Wärme und Kraft, welche nach der kurzen Ruhe jetzt ihre Glieder durchdrang, gab ihr eine wunderbare Freudigkeit und die Anstrengung des Körpers milderte ihren Seelenschmerz. Die Laterne war erloschen, aber sie konnte ihrer jetzt entbehren, denn das letzte Mondviertel ging auf und warf sein helles Licht auf ihren Pfad. Noch war es bitter kalt, aber der Nordwind hatte sich gelegt, der Himmel wurde wolkenfrei, und die glitzernden Sterne schauten tröstlich herab. Mit der Einsamkeit der Nacht nun schon vertraut, dachte sie an Gefahren nicht, und erst als sie die Hochebene erstieg, fiel ihr plötzlich wieder ein, daß sie die furchtbare Stelle der Wolfsspur noch zu überschreiten habe.

Sie kam jetzt an der Oeffnung einer Thalschlucht vorbei, die nach ihrem Heimathdorf sich öffnete: plötzlich vernahm sie hier, obwohl von Schnee und Wald gedämpft, doch deutlich genug aus dem fernen Grunde herauf das wilde Gebell aller Dorfhunde; es klang heftiger und wüthiger als das Geheul, das diesen Thieren sonst in Winternächten die Kälte auspreßt. Sie ahnte nichts Gutes; mit stürmendem Fuß, mit pochenden Adern flog sie die letzte Höhe hinauf, um so rasch als möglich über die gefahrvolle Ebene hinwegzukommen, die sich in glänzendem Licht vor ihr hinstreckte. Schnee und Mond ließen jeden fernen Busch in scharfem

Umriß erscheinen; den einzigen dunklen Fleck bildete mitten auf der Fläche jener einzeln stehende Baum mit dem kargen Schatten seiner laublosen Aeste. Margret, nachdem sie am Waldsaum eine Minute Rast gemacht und mit scharfem Blicke sich überzeugt hatte, daß der Weg noch sicher sei, flog einem Rennthier gleich über die Schneefläche auf den Baum zu, der wohl drei Büchsenschüsse von ihr entfernt war. Hier angelangt, blickte sie von Neuem nach allen Seiten sorglich um, und — war es Täuschung? Nein, jetzt sah sie links aus dem Walde, noch weit von sich entfernt, einen schwarzen Fleck auf die Schneefläche vorrücken. Sie sprang in den Schatten des Baumes, stemmte sich, um nicht in die Knie zu sinken, mit dem Rücken gegen den breiten Stamm und faßte mit beiden Händen den Stiel der Axt. Da mehrten sich die schwarzen Flecke auf dem Schnee und wurden größer. Deutlich erkannte sie jetzt eine große Wölfin mit zwei noch kleinen Jungen: lodernden Auges, mit weiten kühnen Sprüngen und hochgehobenem Schweif, jagten sie genau auf der Fährte zurück, die Margret auf ihrem ersten Gange entdeckt hatte und die ganz nahe an dem Baume vorbeiführte. Margrets Herz stand still in ihrer Brust, sie hielt den Odem an, als könnte sein leiser Zug sie verrathen. Die Thiere liefen neben einander, das eine Junge blieb etwas zurück, alle schienen in banger Eile dem sichernden Walde gegenüber zuzustreben. Jetzt waren sie ganz nahe; Margret hörte das Keuchen ihres Odems. Die

alte Wölfin und das eine Junge, das sich dicht an sie hielt. sausten vorüber, das andre suchte winselnd nachzukommen. Plötzlich aber blieb es stehen, schnupperte, schwang den Schweif und bog auf Margret ab, wie neugierig zu sehen was unter dem Baume stecke. Das Mädchen spannte alle seine Sehnen, krampfte ihre Finger um die Waffe, und in dem Augenblicke, als das Thier mit schleichendem Schritt und hochgehobener spürender Nase unter den Hieb kam, ließ sie mit Riesenstärke die mordende Schneide recht mitten zwischen seine Funkelaugen niedersausen. Der furchtbare Schlag schnitt durch den Kopf und das Eisen schlug noch auf den gefrornen Boden auf; das Thier aber stieß einen markdurchschneidenden Schrei aus und verzuckte dann röchelnd zu ihren Füßen. Margret streckte sich rasch in die Höhe und hub die Axt von Neuem über ihr Haupt. Es war nöthig, denn die alte Wölfin, die schon nahe am Waldsaum angekommen war, wandte bei dem Schrei ihres Jungen das Haupt und kehrte mit dem zweiten Wölfchen in wenigen Sprüngen zurück. Als sie das todte Junge am Boden und sein Blut den Schnee berieseln fand, heulte sie laut auf und wollte Margret anspringen; aber da sah sie in des Mädchens weit aufgerissenes Auge, sah die blanke Axt über ihrem Haupte in den Strahlen des Mondes glitzernd, die einzeln durch die Zweige herabfielen. Feig sprang sie zurück, aber bald näherte sie sich wieder, langsam Fuß vor Fuß voransetzend, um den Augenblick des Sprunges abzusehen.

Das noch lebende Junge kroch ihr bange nach. So rückte das Unthier bis dicht vor das Mädchen vor, aber ehe es in den Bereich der Waffe kam, blieb es stehen, hockte auf die Hinterfüße nieder und peitschte den Schnee mit seinem wedelnden Schweif, geduldig den Augenblick abwartend, wo Margret mit dem Auge blinzeln oder vor Müdigkeit die Arme niedersenken mußte.

So standen sie sich entgegen, die beiden Todfeindinnen; die wölfische Mutter um den Mord ihres Kindes zu rächen, die menschliche um dem ihrigen den Heiltrank des Lebens zu sichern. Wie lange diese gräßlichen Augenblicke dauerten, wußte Margret nicht. Ihr Denken stand still, und nur den Willen hielt sie in ihrer tiefsten Seele fest, den rechten Augenblick des Hiebes nicht zu versäumen. Aber schon trat der kalte Schweiß der Mattigkeit vor ihre Stirn, die Füße zitterten unter der Last des Körpers, die Arme wurden starr durch die Anspannung, mit der sie die schwere Axt empor hielt, und vor den Augen flirrten ihr auf dem blendenden Schnee schon alle Farben des Regenbogens. Sie gab sich verloren.

Da schlug an der Stelle, wo der Waldsaum am nächsten bei ihr in die Schneefläche verlief, im dunklen Gebüsch ein Blitz auf — ein Pfeifen zischte durch die Luft — dann rollte über das Schneefeld, an der Waldgrenze prächtig wiederhallend, der helle Knall der Büchse. Die Wölfin heulte wild auf, das Junge winselte; beide wandten sich zur Flucht und verschwanden im Walde.

Ueber den Schnee kam ein rascher, leichter Schritt. Der Jäger, der jenen Schuß gethan hatte, trat aus dem Versteck, zog vom Monde beleuchtet, den Hahn des zweiten Laufes auf und schritt vorsichtig dem Baum zu, um zu sehen was dort die Wölfe festgehalten und ihm so trefflich zum Schuß gebracht hatte. Da sah er, vom Monde halb erhellt, die herrliche Gestalt des bleichen Mädchens noch in der Haltung die sie dem Unthier gegenüber behauptet hatte. Noch war der eine Fuß vorgeschoben und trug die Last des übergebeugten Körpers, die runden nervigen Arme huben sich, zum Schwunge ausholend, über das Haupt herauf. Ihr Busen wogte, ihr Mund war mit festem Trotz zusammengepreßt, und das Auge, noch zornfunkelnd und weitgeöffnet, sah den flüchtigen Raubthieren nach. So muß das Weib gewesen sein in jenen ersten Tagen der Welt, als es noch mit dem Manne Haß und Kampf theilte und auf Jagd und Walstatt ihm nachschritt.

Jetzt aber wandte auch sie ihr Auge auf ihren Retter, ein lauter Schrei entfuhr ihr — es war Nikola. Diesen Anblick ertrug sie nicht; vornüber stürzte sie mit der Axt zu Boden und fiel in Ohnmacht über das erschlagene Thier nieder. Nikola hatte anfangs beinahe gemeint eine Erscheinung zu sehen, jetzt sprang er hinzu, legte ihren Kopf auf seinen Schooß und rieb ihr die Schläfe mit Rum aus seiner Jagdflasche. Sie schlug die Augen auf und sah seine Blicke, besorgt und hold wie ehemals, über ihrem Antlitz schweben. Aber

auch jetzt wachte nur Ein Gedanke in ihrer Seele; sie zog das Arzneifläschchen aus ihrem Busen, drückte es in seine Hand und sagte matt und leise: Nikola, Dein Kind drunten in der Mühle will sterben, aber diese Tropfen können es vielleicht noch wenden. Bis hieher habe ich sie ihm geholt, ich kann nicht mehr. Gehe um Gottes Barmherzigkeit willen und trage Du sie jetzt ins Mühlenthal; mich laß hier.

Nikola umfaßte sie mit nassem Blick und sagte: Ist das wahr, Margret? Diese Nacht hast Du überstanden um meines Kindes willen? Nun, so sollen alle guten Engel von mir weichen in meiner Todesstunde, wenn ich Dich hier verlasse!

Er nahm die Weigernde auf beide Arme und trug sie über das Schneefeld. In Margrets Adern begann das Blut wieder seinen vollen warmen Lauf. Nach wenigen Schritten sagte sie: Laß mich auf die Füße, ich kann wieder auftreten. Sie lehnte sich auf seinen Arm, und ging anfangs schwer, dann immer flinker, der Heimath zu. Nur sprechen konnte sie nicht: je näher sie dem Lager ihres Kindes kam, desto ängstlicher drückte sie die neue Entscheidung über Leben und Tod, der sie nun entgegen ging. Nikola erzählte ihr unterwegs mit freundlichen Worten, was ihrer wunderbaren Rettung Ursache gewesen sei. Er hatte, da auch schon in der vorigen Nacht die Wölfe bei seinem Heimathsorte sich blicken ließen, einige gute Schützen bewogen mit ihm Wache zu halten. Er selbst ging nur mit

Einem Gefährten in den Forst, entdeckte jene Wolfsspur und schloß daraus, daß die Thiere denselben Weg zurückkommen würden. Seine Tritte waren es, welche Margret neben der Fährte im Schnee angetroffen hatte. Während nun sein Genosse nach der entgegengesetzten Seite der Spur folgte und einen guten Posten zum Schießen aufsuchte, hatte sich Nikola unweit der Ebene über einer engen Schlucht auf die Lauer gelegt. Hier vernahm er nach zwei Stunden Büchsenschüsse aus der Nähe seines Dorfes, die ihm anzeigten, daß man auch unten die bösen Gäste entdeckt und übel empfangen habe. Allein die flüchtigen Wölfe mochten ihn in seinem Versteck gewittert haben, sie waren in einem Bogen an ihm vorbeigeschlüpft und erst der Todesschrei des einen ganz in seiner Nähe verrieth ihm die Richtung ihrer Flucht. Rasch machte er die paar Schritte durch den Busch hinauf und kam eben zu rechter Zeit auf die Hochebene, um der auf Margret lauernden Alten eine Kugel zuzuschicken.

Kurz vor der Mühle begegnete ihnen jetzt auch mit dem Spürhund jener Jagdgenosse Nikola's, der noch etwas tiefer in den Forst hinein auf dem Anstand gelegen hatte, und meldete, daß die große Wölfin, von Nikola's Schusse wirklich getroffen, nahe bei seinem Posten gestürzt sei. Ihr Junges war allein entwischt.

Mit beflügeltem Fuße stürmte Margret den letzten Abhang zur Mühle herunter, schon sahen sie die brennende Lampe im Krankenzimmer; Nikola konnte kaum

folgen, Margret klopfte heftig, die Tante öffnete. Du hättest den Gang nicht nöthig gehabt, sagte sie freundlich, dein Kind lebt und ist glücklich durch. Ich habe eben nachgefühlt, es sind ihm zwischen vorgestern und heut zwei Augenzähnchen durchgebrochen, die haben es so mitgenommen. Sieh hier.

Margret schob die Tante bei Seite und sprang durch die Thür ins Gemach, da saß wieder mit hellen klaren Augen der kleine Junge im Bett und hielt sich, schwach wie er war, aber lustig, aufrecht, um der Mutter die Aermchen entgegen strecken zu können. Das kleine Gesichtchen war noch blaß, aber die dunkelblaue Ader sah man schon nicht mehr.

Jetzt schritt auch Nikola durch die Stubenthür, gebeugt und wie eines schweren Frevels schuldig. Er kniete an der Wiege nieder und sah seinem Kinde in das große schöne, blaue Auge, das ein so treuer Spiegel des seinigen war. Dann lehnte er sein Haupt an die Knie der Mutter und sagte leise: Margret ich habe gesündigt an dir vor Gottes Angesicht, und wäre dieß keine Glücksstunde, ich dürfte ja nicht meine Augen aufschlagen zu Dir. Jetzt aber habe ich erkannt was für ein goldnes Herz Du bist, und weiß, Du kannst auch mir vergeben. Sieh, meine Hände lege ich auf die Stirn Deines und meines Kindes, und nun frage ich Dich: Willst Du verzeihen, willst Du noch jetzt meine Frau werden in alter rechter Liebe?

Er wagte nicht sie anzuschauen bei dieser Frage,

aber er fühlte ihre heißen Thränen auf sein Haupt rinnen und empfand den Druck ihrer Hände, die ihn an das geliebte Herz emporzogen. Noch immer blieb er auf den Knien, da nahm Margret das Kind aus der Wiege und legte es in seine Arme. Jauchzend sprang er auf, und inniger als in dem glühendsten Rausch der Leidenschaft, fester als je in den Stunden ihres tiefsten Wehes, hielt Margret ihn in ihren Armen umschlossen. Ein Augenblick hatte ihrer Treue das Leben ihres Kindes und den verlornen Gatten wiedergeschenkt.

Ein Reiseabenteuer.

Skizze von

Johanna Kinkel.

Es war im Spätherbst, als ich auf der neuen Eisenbahnstraße von meiner Heimath nach W.... reiste. Bei einbrechender Nacht erreichten wir die Zwischenstation A......, wo schon viele Personen des Wagenzugs harrten. In unser Coupé stiegen ein alter Mann und ein kleines Mädchen ein, die von einer zahlreichen Gesellschaft beiderlei Geschlechts bis an den Wagenschlag begleitet wurden. Einige hatten Wein bei sich, dessen sie den Abreisenden zum Scheide- und Labetrank noch einen hohen Becher voll in den Wagen reichten. Daß es nicht der erste war, der an dem Abend genossen wurde, zeigte die überaus lebhafte Stimmung der ganzen Menschengruppe. Die Abfahrt verzögerte sich, und so blieben die Begleitenden noch auf dem Bahnhof stehen. Einer nach dem Andern stieg wiederholt auf den Wagentritt, schüttelte dem alten Manne die Hand, oder küßte das Kind, welches bitterlich weinte. Die Frauen empfahlen dem Manne die möglichste Sorgfalt auf der langen Fahrt, die Männer redeten dem kleinen Mädchen Fassung zu; ein Knabe rief mehrmal: „Weine nicht, meine liebe, liebe Minny, wir sehn uns gewiß wieder,

wenn du groß bist.“ Von den draußen im Dunkel Stehenden konnte ich nur halb die Umrisse erkennen, doch schloß ich, daß es eine Schauspielergesellschaft sei. Es ist ein unverkennbarer Ton der Stimme, der diesem Stande eigen ist. Die Nothwendigkeit in einem weiten Raum sich dem Entferntesten verständlich zu machen, selbst im leisesten Flüstern, gewöhnt den Schauspieler an ein sehr scharfes Artikuliren. Dazu kam noch in diesem besondern Fall der Sterotypausdruck, der der rührenden Abschiedsscene eigen ist. Nicht aus bewußter Affektation, sondern gewiß ganz unwillkürlich fielen die Scheidenden in den gewohnten thränenweichen Ton, der den gleichgültigen Zuhörer nur an die Lampenreihe vor den Coulissen erinnerte.

Der Zug ging vorwärts, das Schluchzen des kleinen Mädchens löste sich in Schlaftrunkenheit auf. Der alte Mann sagte: „Schlafe nur ruhig ein, Minny, ich wecke dich, wenn der Vater kömmt.“

Eine gute Seele mußte es sein, dieser Alte. Freiwillig hielt er lange Zeit die unbequemste Stellung aus, um seinen Schützling nicht zu stören, der mit dem Köpfchen auf seine Kniee gesunken war.

Ich fragte ihn: „Reisen Sie weit?“

„Bis P......“ erwiederte er.

„Da haben Sie noch manche Tag- und Nachtreise, und wenn Sie keinen Rasttag unterwegs halten, werden Sie noch viel Noth mit dem Kinde haben. Glauben Sie denn, daß es die Fahrt in einem Zuge aushält?“

„Es wird es wohl müssen. Seine Mutter ist gestorben, und die Gesellschaft die uns begleitete, hat das Kind so lange unterhalten bis sich eine Gelegenheit fand, es zu einer Verwandten zu schicken, die in P...... lebt. Ich mußte eine Geschäftsreise in die Gegend machen, und da haben sie es mir anvertraut."

Der alte Mann erkundigte sich bei dem Condukteur, wie weit wir noch von der Station C.... entfernt wären, und setzte hinzu, dort werde der Vater des Kindes an den Wagen kommen, um Abschied von ihm zu nehmen. Ich hörte, daß er den Schauspieldirektor aus O........ nannte, eine Stadt, die viele Meilen seitwärts von der Bahn liegt, worauf der Condukteur erwähnte, dann hätte es der Herr ja bequemer bis zur Station C..... zu fahren, wo der Zug noch vor Mitternacht vorbeikäme. Die Abrede wurde getroffen so gut es ging, um den Augenblick nicht zu verfehlen, und der Eisenbahnbeamte versprach sich unsern Wagen wohl zu merken.

Der Alte lehnte sich zurück in die Wagenecke und schien zu schlummern; mich aber floh der Schlaf sowohl als alle Gedanken an den Zweck meiner eignen Reise. Nichts beschäftigte mich jetzt so sehr, als die Sorge: der fremde Mann möchte den Wagen verfehlen, in dem sein Kind ihm noch einmal begegnete, ehe es ihm vielleicht auf ewig entrissen würde. Doch meine Wachsamkeit war überflüssig, denn so oft die Lokomotive pfiff, richtete der Alte sich auf, blickte auf die Uhr oder fragte die Passagiere: „Wo sind wir?"

Kurz vor E..... weckte er Minny, und sagte: „Vielleicht kömmt hier schon der Vater an den Wagen, halte dich wach, mein Kind.“ Minny rieb sich die Aeuglein, taumelte schlaftrunken noch einmal zurück, dann aber richtete sie sich auf, und blickte aufmerksam durch die Scheiben nach den Fackeln des Bahnhofs.

„Dort steht ein großer Herr in einem Mantel an der rechten Thüre,“ rief der Alte, „der könnte es sein.“

„Nein,“ sagte Minny, „der ist es nicht!“

„Hast du denn den Vatar schon gesehen?“ fragte jener verwundert.

„O ja, einmal, als ich noch ganz, ganz klein war.“

Um sicher zu sein, rief der Alte laut den Namen des Schauspieldirektors in die Nacht hinaus. — Keine Antwort. — „Sei ruhig Minny,“ fuhr er fort, „der Vater kömmt also wohl auf der nächsten Station erst. Er kömmt ganz gewiß. Bleibe jetzt nur wach, denn in zehn Minuten sind wir dort.“

Die Kleine setzte sich aufrecht, und schaute recht zuversichtlich um sich her. Die zehn Minuten konnten noch nicht verstrichen sein, da pfiff es wieder. Die Augen des Kindes leuchteten; der Alte bog sich weit aus dem Wagenfenster, und rief wiederholt den Namen. Es stiegen viele Menschen aus und ein; Gedränge, Stimmengewirr überall, der Alte rief nach dem Conducteur, der war überbeschäftigt seine Menschenwaare unterzubringen, und stand nicht Rede.

Mir pochte das Herz bei der Frage: „Wird der Mann kommen oder ausbleiben?“

Die Wagenthüren wurden zugeschlagen, und der Zug brauste weiter. Minny fing laut an zu weinen, der Alte seufzte schwer, und versuchte sie zum Schlafen zu bringen, indem er ihr Köpfchen an seine Brust legte und ihr leise Trostesworte zuflüsterte. Kaum war es ihm gelungen, so hielt der Zug wieder. Laut rief draußen die Stimme des Condukteurs: „Station C....! Der Zug hält vier Minuten!“ Also hatte eine neue Zwischenstation uns vorher getäuscht. Minny fuhr aus dem Schlaf auf, blickte aufmerksam durch das Fenster und schrie auf: „Da ist der Vater!“ Zugleich öffnete der Condukteur den Schlag und sagte: „Es ist noch Platz, steigen Sie ein. Bis zur nächsten Station haben wir sieben Minuten.“

„Gut, ich fahre mit,“ sagte Minny's Vater, und drängte sich hastig an die Seite seines Kindes, das er ganz in seinen Armen begrub. Ich sah, daß er schon im Vorgefühl des bittern Scheidens mit sich kämpfte, wie er diese armen und doch so unsäglich reichen sieben Minuten am inhaltvollsten genießen sollte. Dann betrachtete er die Züge des Kindes beim Schein der trüben verlöschenden Lampe, die von der Wagendecke herabhing, dann schloß er es wieder an sein Herz und küßte ihm Stirne, Augen und Mund. Die Kleine hatte ohne auffallend schön zu sein, ein sehr ausdrucksvolles Gesicht, und ihre großen treuen Augen hingen mit einer

Sehnsucht an dem Bilde des Vaters, daß es das festeste Herz schmelzen mußte. Sie antwortete so lieblich, so verständig auf seine Fragen. Ihr Herzchen schien übervoll, und doch lag eine so süße Schüchternheit über ihrem Wesen. Hatte der Vater einen Augenblick in dem Klang der holden Stimme seines Kindes geschwelgt, so mußte er sich selbst unterbrechen, um mit dem alten Begleiter noch einige wichtige Worte zu wechseln. Sie flüsterten sehr hastig und eifrig miteinander. Der Alte versicherte ihn, daß es eine treffliche Frau sein solle, welche von nun an Mutterstelle bei Minny vertreten werde, daß er um ihre Erziehung unbesorgt sein dürfe. Eine Frage, die Minny leise und schmeichlerisch an ihren Vater richtete, schnitt der gellende Pfiff der Lokomotive mitten durch. Der Vater schwieg und ließ wie gebrochen sein Haupt auf des Kindes Schulter fallen. Die Minuten waren dahin.

„Schnell Herr, steigen Sie aus," herrschte der Conducteur ihn an, „der Zug geht augenblicklich weiter."

Der Mann verschwand draußen in der stürmischen Nacht. Nach kurzem heftigem Schluchzen sank das Kind wieder überwältigt vom Schlaf auf den Schooß seines alten Führers, dem jetzt allein in der endlosen Fremde sein Schicksal anvertraut war.

Wie nah ist doch der Mensch dem Menschen verwandt! Dieser fremde Mann, der da schied, dessen abgewendetes Gesicht ich gar nicht gesehen, dessen Stimme ich kaum in undeutlichen Lauten vernommen, und der

mir wohl im Leben nie wieder begegnet, der beschäftigt nun meine Gedanken unaufhörlich; auch meine Thränen rollten, als er mit seinen die Stirn des Kindes benetzte, und ich vergaß des eignen Schicksals im Grübeln darüber: Was können das für unerhörte Verhältnisse sein, die einem Vater nur vergönnen in tiefer Nacht die Straße aufzusuchen, auf der sein Liebstes ihm wie ein Traum erscheint und verschwindet. War es eine nach bittern Täuschungen früh gelöste Ehe, war es eine mit Sitte und Gesetz im Widerspruch stehende unglückselige Neigung, die diesem Kinde das Dasein gab? Trug der Vater vielleicht den Druck einer zweiten allzu kinderreichen Ehe, und durfte der strengen Gattin nicht diese unwillkommenste aller Lasten zu ihren übrigen aufbürden? Doch sicher war es im Grunde die Armuth, die ihn zwang, seinen Liebling in ein fernes Land zu entlassen, denn die Reise bis an die große Eisenbahnstraße hatte er nur durch schwere Opfer möglich gemacht, wie eine seiner Aeußerungen verrieth.

Das Morgenroth dämmerte herauf, und umfloß mit einem Hauch von Verklärung das ehrwürdige greise Haupt des alten Mannes mir gegenüber, dessen Augen meist auf seinem verwaisten Schützling ruhten, oder sich mit schweren Seufzern zu den purpurnen Wolken emporhoben. Das Kind lag todtenbleich auf seinem Schooß und schien im Schlafe geweint zu haben. Erst spät öffnete es die Augen und schaute verwirrt uns alle an, als wollte es die Gegenstände um sich her

mit der flüchtigen Nachterscheinung in Zusammenhang bringen. Bald siegte die leichte Genußfähigkeit, die dem Kindesalter eigen ist. Minny gerieth in Entzücken über alle die schönen Städte mit bunten Gärten, an denen wir vorüberflogen, und als gar zwei wildkeuchende Lokomotiven uns entgegenbrausten, die ein Regiment Uhlanen in ungeheuren kastenähnlichen Wagen verpackt mit sammt den Pferden im Sturm fortschleppten, wollte sie sich todtlachen über die verkehrte Welt.

Nicht das Gemüth, nur der Gedanke befähigt den Menschen einen Schmerz bis in seine Tiefen durchzustehen, doch im Begreifen der Schmerzen liegt zugleich ihre Heilung. Diese Eine Scene war mir ein Bild der tausendfach wiederholten Wunde der Menschheit, und ich sagte mir: nie wird ein auf socialen Grundlagen erbauter Staat so grausam sein, als es jetzt die Familie in ihrer patriarchalischen Abgeschlossenheit gegen alle Individuen ist, die außer ihr stehen.

Musikalische Orthodoxie.

Novelle von

Johanna Kinkel.

„Besser lerne ich die F-Moll=Sonate doch nicht spielen," sagte Ida und stand müde vom Clavier auf. „Eigentlich geht sie recht gut, und selbst mein über=strenger Lehrer wäre damit zufrieden gewesen," fügte sie hinzu. „Was ihr in meinem Gefühl noch fehlt, das, fürchte ich, läßt sich mit weiterem Ueben nicht herausbringen. Das unbegreiflich Phantastische des ersten Allegro, das verzweifelte Spielen mit dem Schmerz im Adagio, dieß lachend dem Untergang Zustürzen im Finale, das hab' ich anfangs besser ausdrücken können. Indem ich aber die raschen Passagen zu feilen suchte, ist mir der Vortrag glatter, zierlicher geworden, und ich kann nicht mehr in den großen Styl zurück. Ich spiele die Sonate jetzt exakt aber ohne Geist, das ist höchst fatal!"

„Sie nehmen auch Alles gar zu pedantisch streng," antwortete eine bejahrte Dame, die zuhörend in der Sofa=Ecke saß, „und legen Dinge in die Musik hinein, die kein anderer Mensch heraushört."

Die Künstlerin war früh verwaist von entfernten

Verwandten in Obhut genommen worden. Ein verständiger Vormund hatte ihr kleines Vermögen größtentheils dazu verwendet, ihr hervorragendes Talent für die Musik ausbilden zu lassen. Jetzt war sie selbstständig und hatte den Rest ihres Eigenthums für einen Flügel von Erard hingegeben. Kaum so viel blieb ihr übrig, daß sie die Reisekosten nach ihrem Bestimmungsort und eine sehr einfache Einrichtung bestreiten konnte.

Umherreisen und Conzerte geben mochte sie nicht, da ihre musikalische Richtung zu sehr dem herrschenden Geschmack des Publikums entgegenstand; auch hätte sich ihr abgeschlossener Charakter nie zu den tausend kleinen Demüthigungen hergegeben, die Keinem erlassen werden, der noch unbekannt in der Fremde seine Erfolge sucht. Lieber wollte sie in einer bedeutenden Stadt als Lehrerin ihr Heil versuchen, und indem sie das Opfer brachte, Anfänger zu bilden, sich so die Mittel erwerben, um auf jene höchste Kunststufe zu gelangen, die ihr in der abgelegenen Heimathstadt unerreichbar war.

Jetzt war sie bei einer alten Freundin ihrer verstorbenen Mutter gastlich aufgenommen worden. Es war die Frau des Amtmanns Werl in Waldheim, welches eine Stunde von der Hauptstadt in einem Gebirgsthale lag. So lange sollte sie dort verweilen, bis sie eine passende Wohnung und einige Schülerinnen gefunden hätte. Mit großer Gefälligkeit begleitete Frau Werl sie täglich zur Stadt, um die nöthigen Besuche

zu machen und Erkundigungen einzuziehen, wobei es leider viel vergebliche Schritte gab.

Der Empfang bei den meisten Kunstgenossen war ziemlich abstoßend, oder kam doch Ida so vor. Weil sie immer an die traute Umgebung der Verwandten und Jugendfreunde gewöhnt war, erschienen ihr die großstädtischen Formen unsäglich frostig und die Kürze wahrhaft erschreckend, mit der die musikalischen Notabilitäten ihre Fragen abfertigten. Meist vertröstete man sie damit: es werde sich wohl machen, wenn sie es abwarten könne, bis ihre Leistungen bekannter würden; doch um diese bekannt zu machen, rührte sich Niemand, obgleich hier Alles auf eine rasche Entscheidung ankam.

Neben der Amtmanns-Wohnung des Dörfchens Waldheim lag die Villa des Grafen Selvar, die er vom ersten Frühlingswehen bis zu den Novemberstürmen zu bewohnen pflegte. Der Amtmann und seine Frau waren immer gern dort gesehen, und so oft der Graf ihnen begegnete, wiederholte er seine Einladung, ihn häufiger zu besuchen; doch ging Frau Werl nur in der schlechtern Jahreszeit darauf ein, wenn die Besuche der vornehmen Welt ausblieben, die in den Sommermonaten stets Salon und Garten des Grafen füllten. Um Ida's willen überwand sie dießmal ihre Scheu vor der großen Gesellschaft. Im Selvar'schen Hause trieb man leidenschaftlich die Musik, und hatte sich diese Familie einmal für Ida interessirt, so konnte es ihr

nicht fehlen, daß sie in den ersten Häusern Zutritt fand.

Frau Werl theilte Ida ihren Plan mit und ermahnte sie, nur ja keine Fugen von Johann Sebastian Bach im Salon des Grafen vorzutragen, weil sie damit Alles verderben würde.

„Warum soll ich denn nicht mein Bestes leisten?" sagte Ida. „Ich weiß nichts, was mehr die Aufmerksamkeit wach erhält, als eine Fuge. Ich möchte deren Stimmengang dem ewigen Wandel der Gestirne vergleichen. Die wunderlich in einander verschlungenen Melismen in den Präludien erinnern mich dagegen an die seltsamen Moose und Steinbildungen, die ich zuweilen gesehen."

Frau Werl theilte der jungen Bach-Enthusiastin ihre eigenen Erfahrungen über das Musik-Naschen der Vornehmen mit, und brachte sie glücklich dahin, einige vermittelnde Compositionen von Hummel und Carl Maria von Weber frisch einzuüben, die so ziemlich die Grenze zwischen der gelehrten und ganz trivialen Musik hielten.

Um die Theestunde ging sie mit Ida hinüber. Die Gesellschaft sei heute im entferntesten Theile des Gartens unter dem neuen Zelt versammelt, sagte der Diener.

„Das ist auch eine Liebhaberei des Grafen," erzählte, indem sie den Garten durchwanderten, Frau Werl, „immer frische Anlagen zu machen, und man muß zugeben, daß er sehr viel Geschmack hat."

Ida hatte nie einen so reizenden Aufenthalt gesehen, der, wie dieser, das Elegante mit dem Phantastischen verband. Immer waren ihr die kleinen Obst- und Blumengärtchen, die angelegten Promenaden unausstehlich gewesen, und der wilde Bergwald ihr einzig lieber Spaziergang. Hier trat ihr zuerst die reiche Poesie eines geordneten Pflanzenlebens in den schönsten malerischen Formen entgegen. Das schneeweiße, in klaren Verhältnissen erbaute Landhaus lehnte an eine Parthie von hohen dunkeln Linden. Aus dem Gartensaal trat man in einen weiten Kreis von Aloen und blühenden Orangenbäumen. Der Garten zog sich wohl eine halbe Stunde weit diesseit und jenseit eines kleinen Flüßchens bis zu einem Dorf, das zu der ganzen Anlage zu gehören schien.

Durch Arkaden von Clematis und wildem Wein, an den schönsten Blumenpartien, Springbrunnen und Volièren entlang erreichten Ida und ihre Beschützerin das Zelt, wo eine große Versammlung von Herren und Damen so vertieft in scherzende Gespräche waren, daß sie die unscheinbaren Gestalten der beiden Ankommenden gar nicht zu bemerken schienen. Der Graf war eben mit einigen Personen zu einem andern Theile des Gartens hin gegangen. Seine Schwester, die die Fremden empfing, bot zwar der Nachbarin einen Platz an ihrer Seite an und unterhielt sich sehr zuvorkommend mit Ida, doch so oft ein neuer Wagen herbeirollte, gab es neues Begrüßen, Vorstellen ankommender

Gäste, wobei die beiden einzigen bürgerlichen Personen am Tische nie das gedrückte Gefühl des Verlassenseins los wurden. Die Dame des Hauses hatte zwar Takt genug, sich in jedem freien Moment zu ihnen hinzuwenden und ein Gespräch anzuknüpfen, doch konnte sie nicht füglich die Rücksicht, die sie einem großen Kreise schuldig war, auf zwei Personen allein concentriren. Die Andern waren zu egoistisch, um sich einen Augenblick in ihrer Bequemlichkeit stören zu lassen. Man schwatzte mit den Bekannten und beachtete die Verlegenheit der beiden Fremden nicht, die, nachdem sie sich eine kleine halbe Stunde lang leise unter sich von der schönen Natur unterhalten hatten, die günstige Minute erhaschten, um sich zu empfehlen.

Draußen athmete Ida schwer auf und wollte eben gegen ihre Beschützerin das Gelöbniß aussprechen, nie wieder diese schwüle Atmosphäre zu besuchen, als ein Mann, den sie für den Obergärtner hielt, rasch vor ihnen hin über eine Brücke schritt, ohne sie zu sehen. Er war sehr luftig in hellgrauen Stoff gekleidet und trug einen großen Strohhut tief in die Stirne gedrückt.

„Welch ein merkwürdig schönes Gesicht ist das!" sagte Ida. „Ich dachte, solche gäb' es nur im Antiken-Museum, nicht in der Wirklichkeit."

„Ei, das ist ja der Graf," lachte Frau Werl; „nun, eine Antike ist er freilich, wenn er sich auch trägt wie ein junger romantischer Maler."

Verwundert hörte Ida, daß der Mann, dem sie

kaum vierzig Jahre zugetraut hatte, mindestens acht und fünfzig alt sein müsse. Es war eine jener unverwüstlichen Männerschönheiten, die als Greise noch bezaubernd sein können. In der Jugend höchst schmächtig, hatte er durch die Jahre eine kräftige Fülle geliehen erhalten, die nirgends über das reine Ebenmaß hinausschwankte. Das Profil mit der Adlernase, den graziösen feingerundeten Lippen über dem etwas vorstrebenden Kinn war wirklich majestätisch. Während die entschieden blauen oder schwarzen Augen meist im Alter eine trübere Farbe annehmen, hatten seine, von einem dunkeln Grau, eine geistige Klarheit bekommen, die seinem Blick etwas Hinreißendes, Unwiderstehliches gab.

„Welch ein unermeßlicher Vorzug ist ein schönes Gesicht," seufzte Ida; „diesem völlig Unbekannten traue ich sogleich ein Verständniß alles Großen und Schönen zu, bloß weil er so sehr gescheidt aussieht. Wäre ich schön, oder hätte ich nur irgend etwas Imposantes in Miene und Geberde, so hätte mich in dem Kreise, den ich mit gepreßtem Herzen verlassen, gewiß Einer oder der Andere angeredet, während Niemand daran denkt, daß hinter einem blassen Gesicht und einer gebückten Stellung auch eine Seele wohnt."

Nach einigen Tagen kam eine freundliche Einladung an die Amtmannsfamilie und deren Gast, einen stillen Abend beim Grafen Selvar und den Seinigen zuzubringen.

„Gott sei Dank, es ist ein Regentag," sagte Frau Werl, „da bleiben wir wohl allein drüben."

Und so war's auch. Außer der verheiratheten Tochter des Grafen und deren Gemahl kam Niemand weiter. Der Amtmann, ein sehr munterer alter Herr, mit dem Selvar gerne verkehrte, hatte ihn mit Ida's Verhältnissen und Aussichten bekannt gemacht, indeß diese mit der jungen Gräfin über Bellini und Donizetti disputirte. Gleich den meisten aristokratischen Damen liebte die Gräfin diese beiden Componisten über alles Maß, und fand Alles von ihnen magnifique, superbe u. s. w.

Ida hielt ihr die große Armuth der modernen italienischen Compositionsweise entgegen. Sie erinnerte sie an die immer wiederkehrenden süßlichen, charakterlosen Melodien, unfähig, das höchste Entzücken, wie den tiefsten Seelenschmerz auszudrücken; an die Ansätze zu Kraftstellen, die stets affectirt und lächerlich erschienen und durch die mindeste Parodie sogleich in ihrer ganzen Blöße aufgedeckt würden; an den monotonen Marschrhythmus; an die Harmonie, die in zwei oder drei verwandten Tonarten im Kreise läuft, wie im Tretrad, und an die totale Nichtigkeit der Begleitung und der Zwischenspiele.

„Und dennoch entzückt diese Musik alle Welt," sagte die Gräfin, „man hört und singt sie mit Vergnügen alle Tage, während man bei einem Oratorium von Bach oder Händel vor Langeweile einschläft."

„Wer sich bei diesen Meistern langweilen kann," erwiederte Ida, „dem traue ich überhaupt keinen Kunstsinn zu. Es ist vielleicht eine Trägheit des Denkens in

vielen musikalisch begabten Menschen, die sie verlockt, sich mit halbem Ohr und halber Seele dem sinnlichen Reiz einer schmeichelnden Melodie hinzugeben, ohne Rechenschaft zu verlangen, ob dieses die wahre und edle Kunst ist. Könnten Sie sich einmal überwinden, Frau Gräfin, den Gang jeder Einzelstimme in einer Bach'schen Fuge aufmerksam zu verfolgen, oder eine Sonate von Beethoven so zu studiren, daß Sie die Unendlichkeit ihrer Tiefe empfänden, Sie würden nach solch einem geistigen Genießen gar nicht mehr zu jener faden Spielerei mit Tönen zurückkehren mögen."

Die Gräfin lachte und meinte, wozu sie sich denn die Mühe eines anstrengenden Studiums geben solle, wenn die leichte Musik, die sie von selbst begriffe, eben so angenehm klänge. „Das mag für die gelehrten Musiker sein," fügte sie hinzu, „die den sogenannten Contrapunkt verstehen. Für uns genügt eine Melodie, die oben liegt und die vom Baß und den Mittelstimmen nicht weiter behelligt wird. Die künstliche Ausarbeitung ist nur Schuld, daß man das Schönste nicht mehr klar versteht. Es ist gewiß Zeichen eines feinern Geschmacks, daß die Italiener so elegant und einfach componiren."

Der Graf erinnerte jetzt, daß die Zuhörer sich viel besser an wirklicher Musik, als am Gespräch darüber, ergötzen würden, und bot Ida den Arm, um sie ans Clavier zu führen.

Ida wählte Hummels Es-Dur-Phantasie, ein Stück,

das auf der letzten Grenze desjenigen Gebietes steht, welches ein an Sebastian Bach gewohnter Spieler nicht überschreitet, und dessen anmuthige Verzierungen andererseits noch eben im Stande sind, einen Bellini-Fanatiker zu versöhnen.

Ida's Vorzüge als Spielerin waren besonders groß in mannigfaltigen Schattirungen des Vortrags. Ward sie hie und da in Fertigkeit der Finger übertroffen, so blieb sie doch unnachahmlich in dem Interesse, das sie durch die freie Entfaltung ihrer eigenthümlichen Auffassung einem Tonstück zu geben wußte, so daß es bald wie ein Drama, bald wie ein Bild erschien, wobei sie dennoch nie die Schranken überschritt, die der Wille des Componisten vorschrieb. Kam sie in Feuer, so beflügelten sich ihre Finger, die Wangen rötheten sich und das schwarze Auge leuchtete auf.

Selvar betrachtete sie während des Spiels und wunderte sich über die Veränderung ihrer Züge, die ihm vorher so unbedeutend erschienen waren. Fein und klug wußte er ihr, als sie aufstand, die üblichen Schmeicheleien in einer ganz neuen Weise zu sagen, so daß sie mehr wie eine Beurtheilung, die er an die Anwesenden richtete, und nicht wie Complimente klangen.

„Versteht denn Ihr Mund auch so zu singen, wie Ihre Finger?“ fragte er.

„Der Gesang ist mein Fach nicht, doch singe ich gerne Lieder, deren Text meiner Stimmung entspricht; aber die kann ich nur gut vortragen, wenn ich allein

bin; vor Zuhörern glaube ich mein Innerstes zu verrathen, wenn ich ausdrucksvoll singe."

„Das ist eine zu unkünstlerische Gesinnung, als daß ich sie Ihnen zutrauen könnte."

Nach einigen Weigerungen, die ihr übrigens ganz ernst gemeint waren, sang Ida mit einer vollen tiefen Altstimme einige überaus schöne Volkslieder fremder Nationen, deren Uebersetzungen in diesem Kreise noch unbekannt waren.

Selvar war völlig hingerissen; seine von den Jahren nie herabgestimmte enthusiastische Natur verleitete ihn zu Ausdrücken der Bewunderung, welche eben so begeisternd auf die Sängerin zurückwirkten. Die verschlossene Glut ihrer Seele machte sich Luft in schmelzenden, jubelnden, verzweifelnden und schalkhaften Liedern, und Blitz auf Blitz entzündeten diese noch nicht ganz erloschene jugendliche Empfindungen im Herzen ihres Zuhörers. So unerschöpflich ihr Gedächtniß, so unersättlich war er im Belauschen ihrer schönen Lieder. Den Andern ward es denn doch endlich zu viel. Erst hatten sie mit um Mehr gebeten; dann zogen sie sich aus dem Kabinet, worin das Clavier stand, in den anstoßenden Salon zurück, um verstohlen neben der Musik des Plauderns zu genießen. Dort wurden Lampen herein gebracht. Der Graf verbat das Licht als die reine Wirkung der Musik störend. Nur durch ein geöffnetes Gartenfenster blickte zwischen duftenden Orangebäumen der aufgehende Mond herein, und vom Wasserfalle her rauschte und plätscherte

es zu dem ewig rührenden, zauberreichen Liede von Goethe:

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz.

Jetzt stand Ida auf, weil sie fürchtete, Frau Werl möchte es tadeln, daß sie sich zu sehr von der Gesellschaft isolire. Rasch ergriff der Graf noch in der Thüre ihre Hand, drückte diese auf sein Herz, nannte sie: „liebe, holde Freundin!“ und sprach mit schmeichelnden Lauten ihr aus, wie sie seine liebsten Träume aus der Verschollenheit alter Zeiten neu heraufbeschworen, und wie ihrer Stimme eine Wundergewalt über seine Seele verliehen sei, die er sich nicht erklären könne.

Bei der Abendtafel war Ida zerstreut und verlegen. Kein Gedanke erschien ihr gut genug, um ihn ihm gegenüber auszusprechen. Der Witz versagte ihr, wenn sie in seine mächtigen Augen blickte, die er ernst und zuversichtlich auf sie gerichtet hielt.

Ida's Umgang war seit ihrer Kindheit auf sehr spießbürgerliche Personen beschränkt gewesen. Eine Ausnahme machte ihr Vormund und ihr Musiklehrer. Das Publikum der jungen Männer in ihrer Heimath bestand meist aus Handlungsbeflissenen oder angehenden Landwirthen. Dachte sie jetzt an die Wenigen zurück, die ihr einst vorzüglich gebildet und angenehm erschienen waren, oder deren Artigkeit sie in eine kleine Aufregung versetzt hatte, so schämte sie sich vor ihr selber. Wie

ästhetisch waren alle Bewegungen, wie ruhig der langsame Sprachton des vornehmen Mannes; welch eine furchtsame Ehrerbietung flößte seine edle, prachtvolle Erscheinung ihr ein! Und dieser Mann mit der Königsmiene hatte ihre Hand an sein Herz gedrückt, sie seine liebe, holde Freundin genannt. Also hatte auch er denselben Zug zu ihr in seinem Herzen empfunden, wie sie zu ihm; so glaubte sie mit schauerndem Entzücken.

Nie an Verstellung gewöhnt, bemühte sie sich nicht im geringsten, ihre Aufwallung zu verbergen. Daheim saß sie ungesprächig, oft völlig stumm, und schaute nach dem weißen Hause hinüber, ward glühend roth, wenn der Graf erschien, und zitterte merklich, als er heraufkam, sie zu besuchen. Frau Werl durchschaute bald ihr Gefühl, und setzte sich eifrig vor, sie von einer so unnatürlichen Narrheit zu kuriren; denn so sah sie die Leidenschaft eines jungen Mädchens zu einem Manne an, der bei aller Liebenswürdigkeit doch immer dem Greisenalter nahe stand.

Sie erzählte Ida eine Menge von Liebesgeschichten, die er der Sage nach während und nach seiner Heirath durchlebt haben sollte, und warnte, daß sie sich nicht lächerlich machen möchte, indem sie einen zu großen Werth auf seine Freundlichkeiten legte. Das immer wiederkehrende Thema ihrer Tischreden, in welche der Amtmann, wenn auch weniger rigoristisch, mit einstimmte, war: „Selvar ist eine männliche Coquette und um so gefährlicher, weil er nicht selber kalt bleibt.

Aber nur so lange dauert seine Begeisterung, bis er merkt, daß er einen tiefen Eindruck gemacht hat; dann ist seine Eitelkeit befriedigt, und er ist wieder kalt höflich und verbindlich, wie immer. Und was begeistert ihn nicht Alles! Schönheit, Talent, Eleganz und geniale Nachlässigkeit, was nur irgend auffallend ist. Am längsten fesselt ihn ein kalter, witziger, minutiöser Verstand. Wenn er diese vornehmen Eigenschaften einmal in seiner Umgebung entbehren muß, so läßt er sich auch wohl herab, dem Talent im Kattunkleidchen zum Spaß den Hof zu machen."

Von all diesem glaubte Ida natürlich nichts, und sah nur die Absicht ihrer Freunde hindurch. Die Schilderung war auch wirklich nicht in dem Maße wahrhaft, als sie wohlmeinend gegeben wurde. Es war ein Kern in der Begeisterung für das Hohe, Geistige, bis zum äußerlich Anmuthigen hinab, welche Selvar den Frauen gegenüber empfand. Allerdings wehte ein Anflug von Eitelkeit und vornehmer Leichtfertigkeit drüber hin, doch diese waren nicht der Grundinhalt, und jenes liebevolle Element eben so wenig eine bloße Färbung.

Die jetzt sehr häufigen Einladungen des Grafen lehnte der Amtmann unter allerlei Vorwänden ab, konnte aber nicht hindern, daß er desto häufiger sein Haus besuchte und sich unbefangen neben Ida ans Clavier setzte. Es ward für Frau Werl unmöglich, dasjenige consequent durchzuführen, was sie sich zur Pflicht

gemacht hatte, nie einen Augenblick das Paar allein zu lassen, damit, wie sie es platt aussprach: „der alte Roué nicht vollends dem unerfahrnen Mädchen den Kopf verrücke.“ Nur zu oft fand sich eine unbewachte Minute, wo er ihr einen neuen Funken in die Seele werfen konnte, den sie in der Einsamkeit tagelang nährte.

Ihre erste Sorge ward jetzt, sich der Tyrannei ihrer Beschützerin zu entziehen, deren stetes Verunglimpfen Selvars ihr unausstehlich erschien. Sie erklärte, sie wolle ihren Beruf als Lehrerin nun endlich frisch antreten. Rasch hatte sie eine Wohnung in der Stadt gemiethet, und da sie durch die bekannte Vorliebe ihres Freundes einmal der vornehmen Welt interessant geworden war, so drängte man sich dazu, von ihr Unterrichtsstunden zu erhalten.

Nun begann eine neue Lebensordnung, in die sich Ida sehr schwer hineinfand. Jedes große musikalische Talent muß im Lehrerberuf anfangs eine Periode der Verzweiflung überwinden. Alle freie Zeit, die Ida ehemals dem Studiren der trefflichsten Werke gewidmet hatte, wurde nun durch größtentheils talentlose Schüler aufgezehrt, die gar zu gerne schwere Compositionen stotterten, zu denen sie nicht befähigt waren. Ihr selbst ging noch die Mäßigung und Routine ab, die ein Musiklehrer vor allem braucht, um nicht aus übelverstandener Pflichttreue den Schüler auf einmal mehr zu lehren, als er binnen einer Stunde begreifen kann. Nun kam

das Schwerste hinzu: ihr Gemüth war von einem andern Interesse ganz erfüllt, und wenn sie sich bewußt ward, daß sie die Schülerin gedankenlos hatte weiter spielen lassen, weil sie in ihren Träumen bei dem schönen Freunde drüben in Waldheim war, so schreckte sie zusammen und verdoppelte ihre Aufmerksamkeit. Mitten im Streben, jene Gewissenlosigkeit wieder gut zu machen, ward ihr von neuem die Seele entführt. Erschöpft kam sie nach Hause, und warf sich in die Sofaecke, um endlich ungestört an ihn zu denken; dann scheuchte der Trieb Neues zn lernen sie wieder auf, und mit unglaublicher Anstrengung zwang sie sich, die wenigen Stunden, die ihr bis zur Nacht blieben, redlich auf ihre Fortbildung zu wenden. Aber alle Vorsätze zerrissen, wenn der Wagen des Grafen draußen hielt, um sie nach Waldheim zu führen. Diese Einladungen waren für sie unwiderstehlich, und doch kam sie nie zu einer reinen Seelenstimmung, wenn sie ihnen gefolgt war.

So sehr sie sich ihrer alten Beschützerin entfremdet hatte, hielt sie sich doch verpflichtet, sie jedesmal zu besuchen, ehe sie das Haus der neuen Freunde betrat. Dann konnte Frau Werl sich's nie versagen, die junge Künstlerin, die sich ihrer Botmäßigkeit entzogen hatte, mit einer Warnung oder einem Spott zu quälen, der ihr den Abend verbitterte. Selten ward ihr der Ersatz eines einsamen, recht herzlichen Gesprächs mit Selvar; denn die junge Gräfin, seine Tochter, ließ es absichtlich nicht dazu kommen. An flüchtige leidenschaftliche Zuneigungen

des Grafen zu dieser oder jener Weltdame war seine Familie gewöhnt und fand sie ganz in der Ordnung. Hier aber drohte ein ernstlicher Ausgang, weil die Leidenschaft mit jugendlicher Heftigkeit erwiedert ward.

Diese Besorgniß war indeß ungegründet; denn so sehr Selvar manche kleine Neckereien schmeichelten, es ward ihm doch etwas ängstlich dabei, wenn er an Ida's geringe Selbstbeherrschung und an ihre Weltunkenntniß dachte. Stets war er in Gefahr, daß sie sich durch eine unverhohlene Liebesäußerung vor Menschen verrieth, die darüber witzelten, während er selbst in den Schranken der Klugheit blieb. Darum ward er immer sparsamer mit Ausdrücken der Leidenschaft, und ließ sich nur in solchen Stunden den Zügel schießen, wo er sicher war, daß ihm Zeit blieb, seine Enthusiastin wieder zu beruhigen.

Die Musik war hierzu die beste Vermittlerin. Ida's eigene Seele lechzte nach geistiger Nahrung, wenn sie einen Tag lang die musikalischen Fadaisen ihrer Schülerinnen durchgestanden hatte. Ihre geliebten Melodien waren ihr nun zugleich Liebessprache geworden. Selvar fühlte es, wie sie mit der höchsten Glut ihres Vortrags ihm ihr ganzes Sein zu Füßen zu legen strebte. Nichts Leichtfertiges lag in diesem Spiel mit den Tönen. Indem sie nur das Edelste, was die Kunst im leidenschaftlichen Styl geschaffen, zum Aussprechen ihrer Gefühle erwählte, erschienen diese dichterisch verklärt und geadelt.

Wie ein Donnerschlag traf es sie, als Selvar ihr vorschlug, Variationen von Herz über ein Thema von Rossini einzustudiren. Er hatte sie in einem Concert gehört und war davon ungemein entzückt.

Die junge Gräfin, die bemerkte, wie Ida stutzte, fiel ein: „Man ist doch endlich des langweiligen Beethoven müde, und Ihr Repertoire würde durch etwas Mannigfaltigkeit sehr gewinnen."

Ida sprach mit gewohnter Heftigkeit ihre Verachtung aller bloßen Variationen-Schmiede aus, und erklärte, daß Herz in der Kunst auf der untersten Stufe stehe, ja streng genommen er und seines Gleichen gar nicht mitzählten.

Der Graf wollte begütigen: „Meine Freundin," sagte er sanft, „Sie sind allzu extrem. Man muß gegen alle Leistungen gerecht sein. Ich höre sehr gerne Beethoven, aber Rossini macht mir eben so viel Vergnügen. Vollkommen liebenswürdig würden Sie handeln, wenn Sie mir zu Liebe jetzt die moderne italienische Musik eben so eifrig studiren wollten, als ich Ihnen bisher treu in die Labyrinthe der classischen deutschen gefolgt bin."

Ida war einen Augenblick erstarrt. Dann sagte sie: „Heißt das nicht: laß das Schlechte gelten, so wollen wir tolerant gegen das Gute sein?"

Die junge Gräfin entgegnete spitz: „Auch das größte Talent verliert an Werth, wenn einem Künstler die Bescheidenheit abgeht."

Ein mißbilligender Blick ihres Vaters ließ sie schnell

abbrechen. Er hatte sich zwar auch durch Ida's Aeußerung verletzt gefühlt, doch sah er eher eine ihr längst verziehene gesellschaftliche Unbildung darin, die er durch seinen Einfluß mehr und mehr abzuschleifen hoffte.

Ida hatte die Augen voll schwerer Thränen. Selvar bot ihr einen Spaziergang durch den Garten an. Es war schon herbstlich kühl geworden; die abfallenden gelben Blätter mahnten an den baldigen Heimzug in die Stadt. Selvar bat Ida, dort sein Haus wie das eines Vaters anzusehen, und dabei drückte er ihren Arm noch zärtlicher an seine Brust, als ein Vater gethan hätte. Ida hatte sich schon im Stillen gelobt, ihm zu Ehren als höchstes Liebesopfer die verhaßten Variationen einzuüben, obschon sie ihre musikalische Religion dabei verläugnen mußte. Sie spiegelte ihrem Gewissen vor: „Wer weiß, ob nicht auch diese Art von Musik ihren Zauber besitzt, der nur demjenigen ewig verschlossen bleibt, der sich nicht mit Kindesglauben hinein versenkt. Ich habe nie ein solches Stück geduldig bis zu Ende gespielt, es gleich nach den ersten Seiten weggeworfen; eine affectirte Passage reichte hin, mir eine ganz anmuthige Melodie, die vielleicht nicht ohne Seele war, zu verleiden. Eben so ungerecht habe ich ja einem Menschen mit modischer Frisur bisher keinen großen Gedanken zutrauen können."

Diesem Gedankengange schloß Selvar unbewußt noch einige Bemerkungen an, die Ida in ihrem Toleranzentschluß bestärkten. Er sagte: „Sie haben in Ihrer schönen

Begeisterung mich so oft überzeugt, daß Ihr Gluck, Ihr Händel und Ihre anderen Abgötter die heiligsten Menschengefühle, das größte Geschick, das Sterbliche treffen kann, uns in Tönen wieder erschließen. Aber wie wenige Menschen haben Ungeheures erlebt oder sind befähigt, es zu verstehen. Wie fern liegt uns die Sympathie für eine Armida, eine Alceste! Diese Fabelwesen haben kaum einen Anspruch an unser Mitgefühl, und wir müssen uns vorher in eine erhöhte Stimmung schrauben, die wir unmöglich jeden Abend zur Theestunde heraufbeschwören können. Sollen wir Salonmenschen mit unsern Salonschmerzen, die wahrlich oft nicht geringer sind als die eines zerschnürten Herzens, sollen wir völlig unberechtigt sein, eine Kunst zu kultiviren, die eben unsere Leiden ausspricht? So wie die feine Sitte, die Grazie der äußern Erscheinung jeden rohen Ausbruch der Leidenschaft verhüllt, so umschleiern Rossini's und seiner Nachfolger reizende Fiorituren die tieferen Ausdrücke eines Wehegefühls, das uns ohne diesen Schmuck peinlich afficiren würde."

Ida begann zu Hause die Variationen, und war nach zwei Tagen über die Wahrheit im Reinen, daß es leichter ist, für ein geliebtes Wesen sich in Lebensgefahr zu stürzen, als eine täglich sich erneuende Widerwärtigkeit zu ertragen: ein Opfer, das von demjenigen gar nicht als ein solches anerkannt wird, dem man es mit blutendem Herzen darbringt.

Während der größere Theil gediegener Musikstücke

einem geübten Spieler wenig technische Schwierigkeiten in den Weg wirft, und er sogleich den Genuß ihres geistigen Inhalts gewinnt, der sich beim jedesmaligen Durchspielen steigert, tritt das Gegentheil bei der Salon-Musik ein. Eine oberflächliche Melodie, die man sogleich auswendig behält, muß man tagelang unermüdlich wiederholen, weil die absurden Sprünge und Zierrathen, die ihr zugesellt sind, in der ungeheuersten Raschheit blindlings getroffen werden müssen. Auch ein Virtuose ersten Ranges wendet mindestens einen Monat Zeit an das schwierigste moderne Concertstück.

Ida verzweifelte an der dritten Variation. Sie saß mit heißen Unmuthsthränen am Clavier, weil sie sich gelobt hatte, sie durchzuführen. Ihre wenigen Muße-stunden vergingen, ohne daß die Sprünge merklich rascher und reiner gelingen wollten. Dieses Geklimper lag ihr zu fern; sie hätte eher das ganze „wohltemperirte Clavier" vom Blatt gespielt. Nun sah sie von weitem drohen, daß es bei dieser einen Anforderung nicht bleiben werde, daß, je glänzender sie dieß erste Stück vortrüge, allen Rondo brillants, Fantaisies sur des thèmes favoris, ja dem ganzen parfümirten Verlage von Schott's Söhnen in Mainz die Schleußen so viel weiter eröffnet würden. Ihr treuer Erard'scher Flügel erschien ihr profanirt, und nachdem sie den „Henri Herz" erst in eine Ecke geschleudert, und dann erschrocken als ein Geschenk des Geliebten wieder aufgehoben, geküßt und sanft auf den Tisch gelegt, nahm sie die

„chromatische Phantasie“ hervor und entsühnte damit die Saiten.

Plötzlich fuhr's ihr durch den Sinn: „Dieß Opfer ist nicht durchzuführen und kann gar nicht von mir verlangt werden. Wäre ich über die volle Tageszeit Herr, wie sonst, so wendete ich ein paar Stunden an diese Monstremusik, und erholte mich nachher am Vortrefflichsten. Aber jetzt, da ich sechs Stunden unterrichte und fast jeden Abend in Waldheim zubringe, muß ich geistig verschmachten, wenn mir die wenigen Mußestunden geraubt werden. Er wird das begreifen, wenn ich ihm schildere, wie dieser Henri Herz mich ums Leben bringt. Aber das Andere kann ich: italienische Opern singen lernen. Die kosten weniger Zeit und machen ihm eben so viel Freude.“

Sie ließ sogleich Bellini'sche Arien holen und versuchte sie in der modernen Prima-Donnen-Manier zu singen. Fast mußte sie über sich selbst lachen; denn sie kam sich vor, als probire sie eine Maskeraden-Toilette.

„Wie kann Selvar glauben,“ rief sie, „daß solche Karrikaturen wirkliche Liebe und wirklichen Schmerz aussprächen! Nur Lüge und Affectation ist in dieser Musik, und was sollen wir von den vornehmen Empfindungen der Salonmenschen Besseres halten, wenn sie sagen: das ist unsere Sprache. Und Alceste, Iphigenie sollen nicht mehr von der Gegenwart verstanden werden können? Was ist denn ewig und allen Generationen aufgeschlossen, wenn nicht die geheiligten

Triebe der Eltern-, Gatten- und Geschwisterliebe, für die Gluck die wahrhafteste und einfachste Sprache gefunden hat? Der Stolz und die Hingebung Armidens, leben sie nicht neu in jedem Herzen auf, das von der Leidenschaft für die Schönheit nach verzweifelten Kämpfen überwältigt wird!"

„Ach, wer vertilgt ihn wohl von des Daseins Spur," stimmte sie an, und vertiefte sich so sehr in die Rolle Armidens, daß sie das Klopfen an der Thür überhörte und plötzlich Selvar neben ihr stand.

Es war das erstemal, daß er sie in ihrer Wohnung besuchte. Bisher hatte er vermieden in die Stadt zu kommen; nun wollte er beim Vertauschen seines Landgutes mit dem Winteraufenthalt ihr einige Zimmer seines Hauses anbieten, wo sie unter dem Schutze seiner Familie, wie er ihr vorstellte, schicklicher in der großen Stadt existiren könne, als so allein bei fremden Menschen.

So reizend es Ida erschien, mit ihm unter einem Dache zu leben, so süß sie sich dort in ein innigeres Verhältniß zu ihm geträumt hätte — in welches, war ihr selbst nicht klar — so hatte sie doch eine unnennbare Scheu, von ihm etwas anzunehmen, das nur den Schein eines Geschenkes gehabt hätte. Liebe und geistige Gaben konnte sie erwiedern, aber womit sollte sie die verschwenderische Gastfreundschaft des Reichen lohnen, als indem sie ihr Talent dem Salon dienstbar machte? Ihn wollte sie zu jeder Stunde damit erfrischen, wenn

ihm die durchgenossene Welt schaal erschien, aber eben aus dieser faden Welt heraus strebte sie in kindlicher Unschuld ihn zu reißen, in den geweihten Tempel eines überirdischen Daseins, wie ihr die Musik erschien.

Nachdem sie entschieden Selvars Anerbieten abgelehnt hatte, legte sie ihm Alles, was sie heute über gute und schlechte Musik gedacht hatte, in wohlgeordneten Beweisen vor. Sie führte abwechselnd Beispiele von Gluck und Bellini sogleich praktisch auf dem Klavier aus, und meinte, heute oder nie werde sie ihn überzeugen.

Statt dessen entfremdete sie sich seiner Neigung, da er diese Hartnäckigkeit in einer Sache, die ihm nicht bis zu solchem Grade wichtig erschien, höchst unliebenswürdig fand. Sein Verstand war ihren Beweisgründen keineswegs verschlossen, aber er hielt ihren Standpunkt für ganz einseitig, da sie exclusiv nur wenige Componisten gelten ließ, welche die wahren Kunstforderungen erfüllt hätten. Mehr noch als ihr unerschöpflicher Liederquell hatte ihn die unverhohlene Liebesglut entzückt, die ihm aus ihren tiefen schwarzen Augen, aus dem Erröthen ihrer jugendlichen Wangen entgegenblitzte. Seit langen Jahren hatte er keine so unverstellte Leidenschaft mehr geweckt, und in einer so klaren ächten Mädchenseele. Jetzt, da es ihr unmöglich war, ihm ein Opfer zu bringen, das er nur als eine Gefälligkeit in Anschlag brachte, begann er an ihrem Gemüth und zugleich an ihrer Bildungsfähigkeit zu zweifeln. Innerlich

verstimmt, aber mit einer sehr höflichen Ausrede, brach er ab, küßte ihre Hand und ging, als im selben Moment Frau Werl zur Thüre hereintrat.

Diese hatte Selvars Anstalten zum Umzug aus Waldheim beobachtet und sich verpflichtet, noch einmal den ehemaligen Schützling vor der ihm jetzt drohenden zwiefachen Gefahr zu warnen.

„So, so,“ fing sie an, „der Herr Graf ist wohl hier schon wie zu Hause.“

„Er war zum erstenmale bei mir,“ entgegnete Ida.

„Nun, da Sie alle Tage zu ihm gehen, braucht er sich ja nicht zu Ihnen zu bemühen.“

„Sie haben mich ja selbst bei seiner Schwester eingeführt und wissen, daß ich dem Einfluß dieser Familie meine ganze Stellung hier verdanke; wie kann ich anders, als mich denen dankbar anschließen, die wie für ein Kind für mich gesorgt haben.“

„Und die jetzt eben so sicher sorgen, daß Sie diese Stellung wieder verlieren werden. Glauben Sie denn, daß die gestrengen Mütter Ihnen länger das Lehreramt bei ihren Töchtern anvertrauen, sobald erst Ihr Verhältniß zum Herrn Grafen Selvar das Mährchen der ganzen feinen Gesellschaft wird?“

„Und wie kann man denn ein Verhältniß zu meinem väterlichen Freunde mißdeuten?“

„Ein schöner väterlicher Freund, der Ihnen den Hof macht, wie er vor Ihnen einer ganzen Reihe von Schauspielerinnen und Coquetten den Hof gemacht hat.“

„Sie sehen's nun einmal von dieser Seite an. Ich aber glaube, daß sein feiner Verstand ihn gewiß nicht mehr als die übliche Galanterie an unwürdige Gegenstände verschwenden ließ. Was mich betrifft, so bin ich seiner wahren Theilnahme längst gewiß."

„Das ist ja eben der Beweis, wie Sie von Ihrer thörichten Leidenschaft verblendet sind, daß Sie vorgeben, ihn in ein paar Monaten besser kennen gelernt zu haben, als wir, die wir ihn ein halbes Leben hindurch schon beobachten. Ich bin überzeugt, daß seine Eitelkeit eine unverantwortliches Spiel mit Ihnen treibt."

„Eben hat er mir den Beweis des Gegentheils gegeben," sagte Ida kalt.

Frau Werl rief eifrig: „Wie, er hat Ihnen wirklich einen Heirathsantrag gestellt?"

Ida schrack zusammen und ward bleich und roth. „Gott bewahre, welch eine wahnsinnige Voraussetzung!" rief sie, und hielt beide Hände vor die Augen. „Wie können Sie ein solches Wort aussprechen? Der Gedanke hat auch nie von fern meine Seele berührt."

„Ach was! Ueberspanntes Zeug, wie immer! Der einzig vernünftige Abschluß einer Liebschaft ist die Heirath. Sieht man die nicht als Ziel winken, so bricht ein vernünftiges Mädchen den Umgang ab, ehe er ihrem Rufe geschadet hat. Doch lassen Sie hören, was denn Ihr vortrefflicher, weiser und väterlicher Freund heute für Sie ausgesonnen hat."

Ida berichtete unbefangen den Vorschlag Selvars, und Frau Werl brach in ein lautes Gelächter aus.

„Also das ist der große Beweis von Verehrung, den Sie von ihm erhalten haben. Nun, mit den Folgerungen, die das Publikum aus dieser Hausgenossenschaft machen würde, will ich Sie verschonen. Aber sehen Sie denn nicht den bloßen Egoismus aus der Zumuthung heraus, daß Sie das Amt der Hauskünstlerin versehen sollen, die Klavier spielt, wenn langweilige Gesellschaft da ist, damit man die Pausen nicht hört, die im Gespräch eintreten; oder die die Familie amusirt, wenn man nicht bei Laune war auszugehen; die bei Geburtsfesten passende Melodien unter Dilettantengedichte bringt, und im Theater die Lieblingsarien aus den neuen Opern auswendig behält und sogleich zwischen dem Souper reproducirt."

„Alles dieß wäre für einen Mann von Selvars Bildung ein überflüssiger Zeitvertreib. Ihm steht ja ohnehin zu Gebot, was diese Stadt an Kunstgenüssen bietet. Was sollte ihn vermögen, gerade mich auszuzeichnen, wenn es nicht der Zug seines gütigen, wohlwollenden Herzens wäre!"

„Das ist just das Gefährliche, daß wirklich ein Funke in dieß alte entzündbare Herz gefallen ist. Sie verstehen nur zu schlecht Ihren Vortheil, und dämpfen den durch Ihr Entgegenkommen, anstatt ihn anzufachen. Das hätte mir in meiner Jugend vorkommen sollen, ich hätte die Sache ganz anders angefangen. Dieser

Selvar hat's mit den meisten Männern gemein: wenden wir uns von Einem ab, so verfolgt er uns; merkt Einer, daß unser Herz ihm nachgezogen wird, so erkältet sich das seine. Sobald Sie merkten, daß Sie auf dem Wege waren, ihm unentbehrlich zu werden, da hätten Sie sich selten machen müssen, und gerade dann nicht kommen dürfen, wenn er am dringendsten Sie einlud. Dann wäre ihm endlich der Gedanke aufgestiegen: was hindert mich, mir meinen Lebensabend so hell wie möglich zu schaffen! Und er hätte alle Rücksichten über den Haufen geworfen, um Sie für immer zu fesseln. Aber nun, was braucht er sich der Mißbilligung seiner Familie, dem Spott seiner Standesgenossen auszusetzen, um ein Herz zu gewinnen, das sich ihm ohne alle Bedingungen zu Füßen wirft?"

Ida rief empört: „Welche unwürdige Rolle muthen Sie mir zu! Also den Egoismus in der Liebe, den Sie am Manne tadeln, empfehlen Sie mir als Tugend? Nein, lieber verschmäht werden, lieber lächerlich vor der Welt, als kalt berechnen."

„Halten Sie das, wie Sie wollen, nur mit dem Einen Punkte, mit dem Rufe, spaßen Sie nicht; dieß ist mein letzter guter Rath."

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ Ida in einer rechten Seelenfolter zurück. Sie war an diesem Abend zu keinem hellen Gedanken fähig. Der rauhe Eingriff in ihr Liebesheiligthum hatte ihr die Reinheit der Seele getrübt. Sie war so beschämt, als hätte sie

selbst und nicht Frau Werl vom Heirathen gesprochen. Ihr Clavier mochte sie nicht anrühren. Die Variationen, die sie sich gelobt hatte durch kein neues Studium zu unterbrechen, widerten sie an; ihre Lieblingsstücke konnten sie nicht trösten; denn die waren es ja, die sie mit ihm entzweit hatten, und ach, die letzte Zuflucht des wunden Herzens, sein Bild heraufzubeschwören, von Ihm zu träumen, war ihr genommen. Wohl hatte sie die Kühle und Förmlichkeit des heutigen Abschieds empfunden. Es stand etwas zwischen ihnen, und so gern sie ihn wiedergesehen hätte, um den bösen Zauber zu zerreißen, nach dem verwirrenden Gerede der Frau Werl wäre es ihr unmöglich gewesen, sein Haus unbefangen zu betreten.

Dießmal vergingen einige Tage, bis ein Billet des Grafen ihr ankündigte, daß er, durch ein leichtes Unwohlsein ans Zimmer gefesselt, sich sehr nach ihrer Gegenwart sehne.

Im selben Augenblick war sie auf dem Wege zu ihm. Da sie einige Personen um seinen Theetisch versammelt fand, beschloß sie dießmal recht an sich zu halten und die Stimmung der Anderen gegen sie genau zu beobachten.

Da ließ sich denn nicht abläugnen, daß Einige mit spöttischem Lächeln einander ansahen, wenn ihr Blick schüchtern den Geliebten gesucht und wieder geflohen hatte; daß Andere sie zwar fein, aber dennoch verletzend aufzogen; daß die junge Gräfin sich mühsam bezwang,

um ihre Antipathie gegen eine Persönlichkeit im Zaume zu halten, die ihren Platz im Vaterherzen zu verengen schien; und daß — dieß war das Bitterste — er mehr auf seiner Hut war, nicht lächerlich zu erscheinen, als sie zu kränken. Und sie war tief gekränkt, daß er nicht mehr so hingerissen, so rücksichtslos sich zeigte, wie an den ersten unvergeßlichen Abenden in Waldheim.

Mit jeder Zusammenkunft ward der Riß tiefer; denn Ida verlor ihre Lebhaftigkeit und erschien in der Gesellschaft stumpf und unmuthig. Ihre Gegenwart wurde mehr ein Druck als eine Aufheiterung für den Grafen. Daheim weinte sie unaufhaltsame Thränenströme ihrem schönen Traume nach, der sich nicht mehr neu gestalten wollte. Dann verzweifelte sie an Selvars Liebe; dann hoffte sie die alten Zauberformeln wiederzufinden, die sie frisch entfachen sollten. Hatte sie geschworen, ihn nicht wieder zu sehen, so ward sie des Lebens überdrüssig, und sie folgte bald wieder dem Zuge zu seiner gefährlichen Nähe. Nun wollte sie fröhlich, gefällig, unbefangen erscheinen, und lauschte doch nur mit bangem Herzklopfen auf ein Zeichen der Sehnsucht, der bangen Leidenschaftsglut aus seinem Munde. Aber wehe, dieß Auge blieb immer klar und freundlich, diese Stimme blieb mild und herzlich wie die eines Vaters, aber sie erbebte nicht. Wurde Ida einmal von einer Erinnerung überwältigt, lockte ein Lied, dessen Worte Selvar einst als Dolmetscher seiner heimlichen Neigung vorsichtig und nur ihr deutlich wiederholt hatte, ihr Thränen

ins Auge, so ward er kühlhöflich und lenkte das Gespräch auf allgemeine Dinge.

Sie verzehrte sich in Qual. Er war unwiderstehlich liebenswürdig geblieben, und sie konnte seine Gegenwart nicht mehr entbehren. Daß sie ihm nicht mehr gefiel, fand sie natürlich und rechnete es ihm nicht zum Vorwurf. Sie fühlte, daß sie nicht mehr dieselbe war, daß ein verstummtes, meist verweintes Mädchen, unfähig, ihre Stimmung zu beherrschen, diesen Mann nothwendig langweilen mußte. Ihre Berufsthätigkeit ward ihr eben so aufreibend, als der Liebeskummer. Früher ertrug sie eine Reihe ohrenzerreißender Clavierstunden nur in der Hoffnung des holden Abends, der die tagelange Geduld krönen sollte. Jetzt spannte jeder Mißgriff der Schülerin empfindlich ihre überreizten Nerven. In einer Stunde, als ein Mädchen, das alles musikalischen Gehörs entbehrte, immer mit der rechten Hand eine Dur-Terz zu einem Moll-Accord in der linken griff, stieg ihr ganz ernstlich der Gedanke an Selbstmord auf. „Soll man leben müssen, wenn das unser Schicksal bis ins Alter sein soll: Anhören falscher Töne und weiter nichts!“ so murmelte sie auf dem Heimweg.

Und Selvar? Er läugnete sich nicht, daß er einen Fehler gemacht, indem er einem kleinstädtisch erzogenen Mädchen dieselbe Leichtigkeit, mit seiner Liebe fertig zu werden, zugetraut hatte, als etwa der französischen Gesandtin. Doch wie tief der Pfeil gedrungen, dafür hatte er trotz der Fülle seiner Liebeserfahrungen keinen Maß-

stab. Er meinte, sobald er selbst die Schranken wiedergefunden, auch sie wieder durch ein beschwichtigendes, stets ruhiges Entgegentreten in das Geleise kindlicher Empfindung zu bannen. Daß der alte Meister hier gleich dem Zauberlehrling stand, erzürnte ihn fast gegen Ida, deren langsamen, melancholischen Blick er nun am liebsten vermied.

So verging der Winter, und schon im März siedelte die gräfliche Familie nach Waldheim über. Selvar verreiste auf einige Wochen mit seiner Tochter und deren Gemahl. Seine Schwester blieb allein auf dem Lande, und überwachte die Verschönerungen, die er in Haus und Garten angeordnet hatte. Ida fühlte ihr Herz, wenn es auch still blutete, jetzt leichter, als sie fast diese ganze Zeit hindurch bei der liebenswürdigen alten Dame zubrachte, die ihr dringend gerathen hatte, sich einmal kurze Ferien zu gönnen. Diese milde Seele berührte so lind, so heilend die wunde Stelle in Ida's Herzen. Sie verstand zu schonen, zu reden und zu schweigen, wenn es Noth that. Sie hatte das seltene Talent zu trösten, ohne falsche Hoffnungen zu wecken, und eben so wenig der Liebekranken letzte arme Zuflucht, das Versinken in träumerisches Sinnen, zu stören.

Ida durchwandelte mit ihr den öden, weiten Garten, in dem auf vielen Stellen der Schnee noch nicht geschmolzen war. Der erste Hauch von warmer Luft aus dem Süden spielte ihr heute entgegen. Ein Strauch Veilchen war frisch aufgeblüht, und elektrisch durch-

bebte es ihr die Brust: „Nun muß sich Alles, Alles wenden!“

Da — war das nicht ein Reisewagen, der in den Hof rollte? — Ja — er kehrte wieder! Ihr Herz loderte in Flammen auf — ihm entgegen flog sie — dann bezwang sie sich und hielt den Arm seiner Schwester fest, um ihre Aufregung unter deren stillerer Begrüßung zu verbergen. Da kam noch ein zweiter Wagen; aus dem ersten stieg die junge Gräfin, welche mit einem eigenen tückischen Lächeln Ida grüßte und dann ein paar heimliche Worte an ihren Gemahl richtete, der sie auch ironisch ansah. Selvar sprang eben geschäftig und leichtfüßig wie ein Jüngling aus dem andern Wagen und hob eine sehr hübsche Dame von etwa acht und zwanzig Jahren heraus, die er seiner Schwester als ihren Gast vorstellte. Dann bewillkommte er Ida und sagte freundlich: „Sie dürfen mir dankbar sein; denn ich bringe Sie in die Nähe der größten Sängerin unserer Zeit, die Sie oft zu hören gewünscht. Wir wohnten im selben Hôtel, da habe ich sie vermocht, hier Gastrollen zu geben, und vorher von den Anstrengungen des Winters in unserm Familienkreise zu rasten. — „Hier, Madame Fioretta,“ fuhr er zu der Fremden gewendet fort, „stelle ich Ihnen einen weiblichen Kapellmeister vor.“

Die Sängerin beantwortete Ida's Gruß nur sehr flüchtig, und richtete das Gespräch sogleich wieder an die Herren. Sie theilte die Unart der meisten Bühnen-

künstlerinnen, sich den Frauengesprächen unzugänglich zu machen. Sie hatte nur für den männlichen Theil der Gesellschaft Auge und Ohr, und nicht etwa darum, weil sie auf dieser Seite die tiefere Bildung voraussetzte; nein, auch mit dem ungebildetsten Manne sprach sie lieber, als mit der geistreichsten Frau.

Madame Fioretta mußte sich nach einigen Scenen, die ihr Ida vom Blatt begleitete und auf ihren Wunsch sogleich in eine andere Tonart transponirte, überzeugt haben, daß diese mindestens eine ihr ebenbürtige Künstlernatur war. Dennoch richtete sie kein Wort, kein Urtheil je an sie, noch weniger beachtete sie es im Strom ihrer Rede, wenn Ida eine Aeußerung versuchte und erschrocken wieder abbrach.

Außer Ida waren Alle von dem Wortgefecht entzückt, das Madame Fioretta bei Tische mit dem Grafen hielt und das wie ein buntes Feuerwerk schimmerte. Sie war witzig und bei ziemlicher Kälte des Herzens mit großer Geistesgegenwart begabt. Der Graf konnte sein Behagen an der kecken, philinenhaften Art der Italienerin gar nicht verbergen, und Ida sah, wie sich vor ihren Augen die Nacht immer düsterer zusammenzog, bis endlich die Stunde des Aufbruchs sie befreite.

Am andern Morgen war sie nicht mehr zu halten; endlich ließ man sie zur Stadt fahren, da alles Zureden umsonst gewesen. Die Sängerin, die sich nicht gern selbst begleitete, weil sie gewohnt war beim Singen zu gestikuliren, stimmte aufrichtig in die Bitten der

Familie mit ein, daß Ida recht bald, recht oft wiederkommen möge. Sie versprach es, und wollte sich zur Erfüllung der Zusage zwingen, weil sie sich den wahren Grund ihres Wiederwillens nicht gestehen mochte.

Innerlich unklar und fast gedankenlos wanderte sie am folgenden Nachmittage vors Thor, zwischen Gärten und Landhäusern hin, die sich von der Vorstadt bis nahe gegen Waldheim zogen. Es dämmerte schon ein wenig, als sie die Plattform des hohen weißen Hauses blinken sah. Zweifelhaft, ob sie umkehren solle, blieb sie stehen, wagte dann einige Schritte weiter, und stand endlich am Ufer des Flüßchens, das sie just von der Stelle des Gartens schied, wo sie die Fenster des Musiksaales sehen konnte. Diese erhellten sich von vielen Lichtern, sie unterschied bei der Stille des Abends die bekannten Stimmen, und bald begann nach einem ungeschickten Vorspiel, das die Hand der jungen Gräfin verrieth, eine der Rossinischen Lieblingsarien des Grafen, um die er Ida einigemale vergebens gebeten hatte. Madame Fioretta sang sie so, daß sie Einen mit der ganzen italienischen Musik hätte versöhnen können. Die lang gehaltenen Töne des Adagio in der tieferen Stimmregion bebten und schwellten sich von der lieblichsten Zartheit bis zur unerhörtesten Kraft. Wie ein Spiel krystallener Glöckchen schlug dann das Rondo hinein, und der Abschluß, der im höchsten Sopran lag, ließ die Prachtstimme der Sängerin ihren ganzen Reichthum entfalten. Kein höherer Geist war in dieser Leistung,

aber ein sinnlicher Zauber, der auch den ärgsten Rigoristen auf Augenblicke blenden und berücken mußte.

Ida wußte Alles, was in Selvar jetzt vorging, als wäre sie zugegen; was er sagen würde, mit welchem Blick er jetzt nach den Lippen der schönen Sängerin hinlauschte. Sie bog sich über das Geländer und ließ die Thränen in den Fluß hinabtropfen. Am liebsten hätte sie selbst sich hinuntergestürzt. Das Wasser rauschte munter vorwärts, drüben hörte sie ein neues Vorspiel, sie wollte nicht länger horchen; rasch wandte sie sich und ging durch die Dunkelheit der Stadt zu.

Nach einer unsäglich bittern Nacht brachte ihr der erste Sonnenblick den Entschluß, der sie aus ihrer Seelen=Erschöpfung endlich errettete. Sie ordnete Alles zur Abreise, wohin, wußte sie noch nicht. Erst als sie durch eine schriftliche Anzeige an ihre Schülerinnen den Schritt unwiderruflich gemacht hatte, schlug sie in der musikalischen Zeitung die Berichte aus verschiedenen Städten auf, und erwählte diejenige zu ihrem Wohnort, wo die classische Musik vorherrschend gepflegt wird. Der schwere Gang nach Waldheim ließ sich nicht vermeiden. Zuerst nahm sie Abschied von Frau Werl, welche gutherzig genug war, sie dießmal ohne Spott zu entlassen. Nur die Sorge sprach sie ihr aus, daß sie ohne alle Empfehlungen in einer fremden Stadt schwerlich so schnell Glück machen werde, als hier. Das galt Ida gleich; sie dachte: „Was ist es dem, die Noth

des Lebens zu ertragen, dem das Leben selbst nur eine lästige Gewohnheit ist."

Die Sehnsucht, Selvar noch einmal zu sehen, ließ sie vergessen, daß es das letztemal sei. Sie traf ihn und seine Schwester allein, doch erwarteten sie Gesellschaft. Ida wollte keinem fremden Gesicht mehr begegnen, nachdem sie, wie sie meinte, das schönste auf Erden mit festem Blick lange angeschaut und ihrer Erinnerung auf ewig eingeprägt hatte. Sie sprach kurz aus, warum sie gekommen sei, und erregte ihren Freunden das höchste Erstaunen. Man nannte ihren Entschluß übereilt und ganz excentrisch, man wollte nicht an ihren Ernst glauben und forderte vernünftige Gründe. Den wahren Grund konnte sie nicht aussprechen, und lügen mochte sie nicht; so sprach sie statt aller Antwort nur den Dank für das wirklich Gute aus, das ihr dieß Haus geboten, und riß sich in fast ungestümer Eile los.

Als am andern Morgen früh Selvar in ihrer Wohnung nach ihr fragte, hieß es, sie sei schon am vorigen Abend mit einbrechender Nacht fortgefahren. „Sie war ein sonderbares Mädchen," dachte er; „etwas mehr kalte Besonnenheit wäre ihr zu wünschen gewesen, doch hat sie eigentlich dießmal nichts ganz Verkehrtes ergriffen, wenn sie sich doch nicht in ihre gesellschaftliche Stellung fügen konnte."

Im Spätsommer trafen sich zufällig Selvars Schwester und Frau Werl auf einsamem Spaziergange. Fast

zugleich fragte Jede die Andere: „Haben Sie noch keine Nachricht von unserer Freundin Ida?"

Die Gräfin hatte oft eine leise Besorgniß wegen Ida's Gemüthsverfassung genährt; dahingegen fürchtete Frau Werl mehr für ihre äußere Lage, und sprach darüber weitläufig mit der vornehmen Dame, welcher das Wort Noth noch nicht eingefallen war. Erschreckt von solcher Möglichkeit mahnte die Gräfin daheim ihren Bruder, sich doch einmal zu erkundigen, was aus Ida geworden Dieser erinnerte sich, daß ein junger Musiker, der ehedem Lehrer seiner Tochter gewesen war, in Ida's jetzigem Wohnort eine Stelle beim Orchester habe, und bat diesen schriftlich die junge Künstlerin zu besuchen und ihm Nachricht von ihrem dortigen Ergehen zu geben.

Der junge Concertmeister Sohling saß im Kreise einiger Collegen, die sich in einem öffentlichen Garten vertraulich von ihren Verhältnissen unterhielten. Einer, der zugleich Clavierlehrer war, erzählte Anekdoten von seinen Schülerinnen:

„Da hatte mich neulich die Baronin zu einer ihrer musikalischen Soiréen gezogen, wo ich ein paar Etüden von Chopin vorspielte. „Bringen sie mir diese Etüden doch morgen," sagte sie, „ich will sie auch durchspielen!" Ich, gerade heraus, erwiedere: „Die sind zu schwer, Frau Baronin, die können Sie unmöglich spielen!"

Sie wollte aber durchaus an die Nro. 11 in Es-Dur mit den unmenschlich weiten Griffen. Als sie nun mit hartnäckiger Todesverachtung einen Accord so falsch wie den andern hinwürgte, hörte ich mit stummer Verzweiflung zu; da ermahnte sie mich, sie doch sans gène zu corrigiren. Ich begann also beim nächsten Takt, jede Note zu kritisiren; denn es kam gar keine reine vor. Da sagte sie gleichmüthig: „Weiter, weiter!" Und so wechselte sie ab mit: „Ei, so helfen Sie doch, und sagen, wo ich falsch greife!" und: „Weiter, weiter!" Als das Stück aus war, sagte ihr Mann, der kopfschüttelnd zugehört hatte: „Mais c'est un diable de compositeur, ce Chopin là!"

„Wenn ich nur begreifen könnte," fragte Sohling, „auf welche Art sich diese Dame bei den unmusikalischen Leuten in den Ruf einer Musikkennerin gebracht hat?"

„Nun," erwiederte der Vorige, „den Ruf halten nur die Leute oben, die sie nie spielen gehört haben. Sie hat eine fabelhafte Kühnheit im Beurtheilen."

„Leider imponirt sie damit Keinem vom Fach," sagte Sohling; „denn sie bringt seit Menschengedenken nur zwei Phrasen vor. Wird eine Sängerin gelobt, so sagt die Baronin: „Es ist nur Schade, daß sie keine Idee von Portament hat." Und ist von einem guten Clavierspieler die Rede, so wirft sie ein: „Wie kann man dieß Spiel schön finden; denn er hat ja einen schlechten Anschlag." Im umgekehrten Falle, wenn eine

Anfängerin auftritt, so sagt die Baronin: „Sie kann zwar noch nicht viel, aber sie hat ein natürliches Portament, was man bei mancher großen Sängerin vermißt.“ Oder: „Man mag diesen Spieler tadeln, wie man will, ich finde aber, daß er einen guten Anschlag hat, und das ist die Hauptsache.“

„Auch mir ist heute eine gute Probe von weiblichem Kunsturtheil vorgekommen,“ berichtete ein Dritter. „Ich gebe einer kleinen Engländerin Stunde, die vorher nichts als Walzer gelernt hatte. Ich brachte, wie sich versteht, die Clavierschule an die Stelle, uud da klagte die Kleine ihrer Mutter bitterlich, daß der neue Lehrer sie lauter ugly pieces spielen ließe. Spielte ich dann ein solches richtig, so tröstete die Mutter: „Look, my dear child, the most ugly piece is turned in a fine piece, when it is well practised.“ Als ich heute zur Stunde kam, fand ich die ganze Familie um die neueste Etüde versammelt, und die Mama rief vom Clavier her mir entgegen, dieß sei aber wirklich ein so gräuliches ugly piece, daß man es der poor creature nicht zumuthen dürfe. Sie hatten es alle probirt, und die ältesten Misses, die im Hause für Virtuosinnen galten, hatten es auch most ugly gefunden. Ich setzte mich hin und begann die Etüde, die ganz natürliche, wohlklingende Accorde hatte, da unterbrach mich der gellende Ausruf der Mutter und aller drei Töchter: „The treblekey, the treblekey, oh dear, the treblekey!“ Der alte Herr kam herbei, betrachtete das

Notenheft und schüttelte sich vor Lachen, indem er immer im tiefsten Baß wiederholte: O ho, the treblekey, ho, ho, ho, the treblekey!" Zu diesen langsam hervorgestoßenen Lauten klang das Gekicher der Weiber wie ein figurirter Contrapunkt in der ersten Violine zum Cantus firmus der Baßtuba; sie wurden nicht müde, einander zuzurufen: „The treblekey, yes indeed, the treblekey!" Ich stand, als wenn ich in ein Narrenhaus gerathen wäre, und begriff nichts, bis mir die Eine explicirte, daß der Violinschlüssel auf Englisch the treblekey heiße, und daß sie bei jenem Stück Alle übersehen hätten, daß dieses Zeichen auch der linken Hand vorgeschrieben sei. Da hatten sie denn freilich eine höllische Harmonie hervorgebracht."

Ein Anderer sagte: „Man lacht wohl über dergleichen Dummheiten, aber es bleibt doch wahr, daß ein Clavierlehrer ein gequälter Mensch ist. Die Anfänger auf einem Streich- oder Blaseinstrument können nur einen einzigen Ton falsch spielen, indeß einer auf dem Clavier gleich eine Handvoll Dissonanzen greift. Man schämt sich vor sich selbst, daß man eine solche Ohrenmißhandlung um des Dings willen aushält, das Existenz genannt wird bei den Philistern."

„Und diese Wuth, die jetzt unter die Satans-Dilettanten gefahren ist, Clavier und nur Clavier zu spielen," sagte ein Harfenist. „Alle Clavierlehrer prosperiren in dieser Stadt, während ich meine Harfe an die Weiden Babylons hängen müßte, wenn sie nicht hie

und da im Orchester aus ihrer Verschollenheit ans Licht gerufen würde!“

„Man kann nicht behaupten, daß es den Clavierlehrern hier so leicht gelänge,“ wandte der Erste ein; „ich habe als frischer Ankömmling mein Erspartes zusetzen und endlich für einen Spottpreis meine kostbare Zeit aufopfern müssen, bis ich in die Mode kam, und da ging's gut. Keiner will es mit einem ungeprüften Lehrer versuchen, und immer heißt es: man muß erst sehen, ob sich seine Methode bewährt. Die alten ansäßigen Meister haben auch dann noch, wenn sie anerkannt faul neben den Schülern sitzen, mehr das Vertrauen, als ein junger noch selbststrebender. Und doch sind in der Regel die letztern die eifrigsten und gewissenhaftesten Lehrer.“

„Ob denn wohl die Fräulein Ida Fernhofer Stunden bekommen hat, über deren lakonische Anzeige im Intelligenzblatt wir damals so viel lachten?“ fragte der Chopinspieler.

„Ich habe nichts mehr davon gehört,“ antwortete der Vorige. „Welche Prätention ist's aber auch, daß ein völlig namenloses Mädchen, von einem namenlosen Lehrer gebildet, aus einem Winkelstädtchen gebürtig, gerade hierher kommt, um Unterricht zu geben.“

Sohling merkte auf und rief: „Denkt euch, heute erhalte ich einen Brief von meinem alten Gönner Selvar, der mir diese Ida Fernhofer als ein Genie empfiehlt. Ich fürchte mich eigentlich, die Pathenschaft über eine

muthmaßliche Herz- und Kalkbrenner-Virtuosin zu übernehmen, doch muß ich wohl hingehen, da ich dem Selvarschen Hause von früher her verpflichtet bin. Weiß denn Einer, wo das Mädchen wohnt?"

Der Chopinspieler antwortete: „Ich hätte gar nicht mehr an die Person gedacht, wenn ich nicht heute zufällig ihren Namen wieder gelesen hätte." Hiermit zog er ein altes Intelligenzblatt aus der Tasche, in welches er Cigarren gewickelt hatte, und reichte es Sohling, indem er auf Ida's Adresse deutete.

In einem entlegenen Stadtviertel wohnte sie; dort angelangt, wies man Sohling durch zwei Höfe und Hintergebäude hindurch nach einem Gartenhäuschen, das inmitten eines großen Bleichplatzes lag. Eine alte Wäscherin mit einer jüngern Gehülfin trieb dort ihr Wesen, und die Kübel und Schragen, die in dem Häuschen umherstanden, ließen den Concertmeister bezweifeln, daß hier eine Kunstgenossin wohnen könne. In der Meinung, daß eine Namensverwechselung obwalte, wollte er eben umkehren, als er ein paar mächtige Accordfolgen auf einem vorzüglichen Instrumente hörte, die als Eingang zu einer Toccata von Scarlatti improvisirt wurden. Horchend blieb er stehen, und fand den Vortrag des sehr bedeutenden Musikwerks völlig tadellos. Sobald es geendet, trat er ins Haus und fand Ida in einem niedrigen Zimmer, dessen Fenster von einem außen angepflanzten Rebstock verdunkelt waren. Nur die nothdürftigsten Möbel und Geräthe enthielt der Raum,

dessen geweißte Wände sehr gegen das prächtige Pianoforte abstachen. Die Bewohnerin sah leidend und etwas vernachlässigt aus, und erschien auf den ersten Blick nichts weniger als anziehend.

Als der Concertmeister Selvars Namen nannte, überzog eine Fieberröthe ihre Wangen, und sie war so verlegen, daß Jener kaum wußte, wie er die Unterhaltung weiter spinnen sollte. Er meinte, mit einem Gespräch über ihr gemeinschaftliches Fach müsse es doch endlich gelingen. Er fragte, was sie von Mendelssohn, von Chopin spiele? Sie hatte von Keinem je eine Note angerührt. Die Opern von Spohr, Weber, Spontini waren ihr fremd. In ihrem Geburtsorte war keine Bühne, und in der Residenz hatte man nur das Modernste aufgeführt. Aus Clavierauszügen hatte sie das studirt, was mindestens seit einem halben Menschenalter als unübertrefflich galt. Die neueste Oper, die sie kannte, war Fidelio.

Sohling blätterte in den Musikalien, die umher lagen, uud fand Namen vom ersten Range, aber nur bis zu einer gewissen Zeit. Von den Lebenden auch nicht Einen.

„Welche Fülle von Genuß steht Ihnen noch bevor," sagte er, wenn Sie das Treffliche kennen lernen, das unsere Zeitgenossen schufen. Bei einer Grundlage, wie die Ihre, werden Sie leichter als Andere auffassen, wie redlich unsere großen Meister auf der Bahn weiter bauten, die jene Unsterblichen vorher geebnet haben."

Ida lächelte bitter: „Sie werden doch einem Ohr, das von diesen unsterblichen Klängen genährt ist, nicht zumuthen wollen, sich an so ephemerer Musik zu erfreuen.“

Sohling sah sie ironisch an. Sie schlug die Augen nieder; denn sie besann sich, daß sie ja keinen von den Componisten, die er ihr genannt, je eines gründlichen Studiums gewürdigt hatte. Er selbst war mit Personen von dieser Urtheilsstufe schon zu oft zusammengetroffen, um sich daran zu ärgern. Höchstens ein Lächeln hatte er, wie jeder gebildete Musiker von weitumfassendem Ueberblick, für den beschränkten Hochmuth der kleinen Gemeinde, die man wohl die musikalischen Pietisten nennen möchte. Die eine Hälfte besteht aus denjenigen, die zu träg waren, mit der Kunst gleichen Schritt zu halten. Auf einer gewissen Stufe zurückgeblieben, erklären sie diese eigensinnig für die höchste, weil sie nur vornehm auf die Gegenwart hinab, nie demüthig zu ihr emporschauen möchten. Die andere Hälfte sind ganz jugendliche Talente von wenig eigener Erfahrung, wie Ida. Diese sprechen blindlings dem stabilen Urtheil eines Lehrers nach, der das Lernen seit dem neunzehnten Jahrhundert aufgegeben, oder sie lassen sich von der Ansicht irgend eines Familienoberhauptes beherrschen, welches bloß in der Jugend Begeisterung für Musik hatte, und, anstatt in sich selber, in dem Geiste der neuen Zeit die Erstarrung spürt.

Ueberzeugt, daß diese Kunstansicht so schwer und

langsam zu heilen ist, wie eine fixe Idee, brach Sohling das Thema ab und fragte: „Ist es Ihnen schon gelungen, Schülerinnen zu finden?"

Auf Ida's verneinende Antwort fuhr er fort: „Daran kann Ihre entlegene Wohnung schuld sein. Wir Künstler sind mit unserm Erwerb leider an die Gunst der Vornehmen angewiesen und müssen uns in deren Anforderungen fügen, sollten uns diese auch bloße Vorurtheile dünken. Wohnten Sie mitten in der Stadt in einem eleganteren Hause —"

„So hatte ich's angefangen," unterbrach ihn Ida, „aber damals fehlte es mir an der Energie, deren es bedarf, um die ersten Schritte in die Oeffentlichkeit zu thun. Ich blieb immer zu Hause und hatte keine Lust Protection zu suchen. Nach ein paar Monaten vergeblichen Wartens sah ich die Nothwendigkeit ein zu sparen, und da habe ich mich bei meiner Wäscherin eingemiethet."

Sohling besann sich einen Augenblick; dann sagte er: „Wollen Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so will ich für Sie einen passenderen Aufenthalt und eine gemäße Thätigkeit ausmitteln."

Ida erwiederte nichts. Sie schämte sich, zu bekennen, daß sie heute ihr letztes Goldstück gewechselt hatte. Jetzt blieb ihr nur noch die Aussicht, ihren getreuen Erard zu verpfänden, und dann der Trost, den die Jugend nach einer verlorenen Liebe so leicht und naturgemäß findet, der Trost, daß der Tod der beste Ausweg ist, wo man keinen blumenreichen Pfad vor sich

sieht. Doch hat auch darin die Natur so ewig weise vorgebaut, daß gerade die Noth es ist, die so eisern den Menschen an das liebe verachtete Dasein fesselt.

Sohling drang nicht weiter in den Sonderling, der ihm mehr ein neugieriges Interesse, als Wohlgefallen erweckte. Er bat Ida um die Erlaubniß, wieder zu kommen, sobald er einen fertigen annehmbaren Vorschlag hinsichtlich ihres Unterkommens hätte.

Zu einer ihm befreundeten Malerin, die durch den Tod ihrer Schwester eben vereinsamt geworden, begab sich alsbald Sohling mit der Aufforderung, daß sie die junge Tonkünstlerin in ihren Schutz nehmen möge. Diese war bereitwillig und suchte zuvorkommend die Fremde auf. Ida's angeborne Scheu, Wohlthaten materieller Art anzunehmen, und das Bewußtsein ihrer düstern, unheimlichen Stimmung bewirkten, daß sie sich lange weigerte; endlich ging sie auf das Anerbieten ein, als Sohling ihr vorstellte, daß sie aufheiternd auf ihre neue Freundin wirken könne und ihr über die erste schwerste Zeit des Verlustes hinüber helfen sollte. Hier wußte sie sich an ihrer Stelle; denn sie war, gleich der Nacht, schaurig den Frohen, aber lieblich und mild tröstend den Leidenden.

Ida ward von ihren jetzigen Freunden vorzugsweise bei den Familien eingeführt, die ihren exclusiven Geschmack theilten, oder sich doch den Schein davon gaben, um für die superfeinsten Kenner zu gelten. Einigen zwar war sie noch nicht orthodox genug, weil sie neben

Bach und Händel auch Mozart und Beethoven verehrte; doch die meisten trugen sie auf Händen, weil sie mit unermüdlicher Gefälligkeit fast die ganze klassisch-musikalische Literatur des vorigen Jahrhunderts auswendig producirte. Nebenbei lernte Ida auch ein wenig die Heuchelei dieser Menschenklasse kennen, welche nur am Namen ihrer Abgötter klebt, ohne deren Geist je begriffen zu haben. In einer Anwandlung von Muthwillen mystificirte sie einen alten Professor, welcher eine große Verachtung gegen Beethoven zur Schau trug, den er noch vor seiner Berühmtheit persönlich gekannt hatte. Sie spielte ihm Melodien seines Händel aus einer wenig bekannten Oper desselben für Beethoven'sche vor und ebenso umgekehrt, und er nannte die ersteren: einen erz-romantischen Nebel, und von den andern sagte er: „So kann nur Händel schreiben!"

Als sie Sohling den Spaß erzählte, erwiederte er trocken: „Ganz ebenso könnte man Sie mystificiren, wenn man Ihnen einzelne Partien aus guten neueren Werken für Mozart und Beethoven spielen wollte."

Ida meinte, das sei unmöglich; Sohling drohte, sie nächstens auf die Probe zu stellen. Die Malerin wandte ein: es sei doch besser, die andere Probe zu versuchen, ob Ida vorurtheilsfreier sei als jener Professor, und rieth Sohling, sie mit guten neuen Compositionen ohne Verhüllung des Namens bekannt zu machen. Ida gelobte, sich nicht dem Schönen zu verschließen und ehrlich zu prüfen, ehe sie verwerfe.

Ihre Zuversichtlichkeit war heute etwas wankend geworden, als Sohling ihr alte Recensionen aus den Zeiten, da Mozart und Beethoven noch junge Männer waren, verschafft hatte. Darin wurde beiden Ungründlichkeit, Verschrobenheit, mit Haaren herbeigerissene Originalität vorgeworfen; ja sogar der liebliche sonnenklare Mozart sollte sich in ohrenzerreißenden, geschmacklos gehäuften Dissonanzen gefallen, und verstorbene untergeordnete Componisten wurden dem Heroen als Muster einfach edlen Styls vorgehalten.

„Ist es nicht, als lese man einen Beethoven-Fanatiker unserer Tage gegen die Lebenden eifern?" fragte Sohling, als sie jenes vergilbte Blatt anstaunte. Ida meinte, der Unterschied sei nur, daß der Beethoven-Fanatiker mehr in seinem Rechte wäre, und fragte Sohling, ob er denn Einen Namen unter den Lebenden an die Seite jener Heroen stellen könne, deren kleine Schaar sie einzig verehre?

Sohling erwiederte, daß auch er weit entfernt sei, zu läugnen, daß die Sechszahl: Bach, Händel, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven bisher das Vollendetste geleistet; daß in ihren Schöpfungen die Masse des Großen bei weitem über das Unbedeutende vorwalte. „Aber," setzte er hinzu, „dieß Zugeständniß schließt nicht aus, daß sie auf einzelnen Punkten von Andern übertroffen werden könnten. Ich finde es ganz in der Ordnung, daß Sie den Don Juan höher stellen, als etwa den Oberon; aber lächerlich, wenn Sie Ihre Pietät so

weit treiben, daß Sie die Bravourarien der Constanze oder der Königin der Nacht durchstudiren und es daneben verschmähen, die Partie der Rezia eines Blickes zu würdigen. Halten Sie es nicht für Ihre heilige Pflicht, alle Variationen von Beethoven, selbst die ganz unausstehlichen -- nun, fallen Sie nicht in Ohnmacht — über God save the King zu kennen, indeß Sie Mendelssohns Lieder ohne Worte als kleinliche und bedeutungslose Spielerei bezeichnen? Die faden musikalischen Scherzstücke von Bach und Mozart über das „Liesel und den Coffee," oder „Liebes Mandel, wo ist's Bandel" finden Sie rührende Reliquien. Gut; aber hätte ein Lebender die Naivetät gehabt, dergleichen herauszugeben, Sie würden denken: an dem Stück haben wir genug, um den ganzen Menschen darnach zu beurtheilen, und Sie würden kein Heft mehr aufschlagen, das seinen Namen an der Stirn trüge."

Ida lachte: „Das ist ja gerade, als ob Sie einem großen Manne vorwerfen wollten, daß er einmal beim Wein einen platten Spaß gemacht habe."

„Das nicht; aber ich würde es seinen Verehrern vorwerfen, wenn sie den Spaß als Orakelspruch ein Jahrhundert lang weiter trätschten und ihn über alle Weisheit der Andern erhöben. Die großen Meister fördern uns nur, insofern wir sie verstehen, sie in ihren Mängeln und in ihren Vorzügen richtig und scharf beurtheilen. Ihre blinden und verdummten Anbeter aber sind es, die alle Kunstentwickelung, wenn nicht in

manchen Fällen ertödten, doch stets hemmen und verzögern. Selbst von den Mozart'schen Opern ist noch ein Riesenschritt zum Besseren und Höheren möglich, wenn er auch noch nicht gethan ist. Doch zeigen die Versuche, daß der Pfad richtig erkannt worden. Don Juan und Figaro will ich als Ausnahmen gelten lassen. Von keiner Nummer darin möchte ich die frevelnde Behauptung wagen, daß ein Anderer sie besser erschaffen hätte. Doch seine anderen Opern haben alle schwache Stellen, und gewisse Glieder derselben werden von analogen aus Spohrs und Webers Opern bei weitem überboten."

Er setzte sich ans Clavier und spielte die kleinen Chöre der Krieger aus Cosi fan tutte, aus Idomeneo, und hieß Ida gewissenhaft beurtheilen, ob die Kriegerchöre aus Jessonda nicht edler, lebhafter seien. Sie mußte es zugeben. Er fuhr fort und hieß sie die Gesänge der drei Knäbchen aus der Zauberflöte mit den verwandten Elfenchören aus Oberon vergleichen. Er führte ihr Kirchenmusiken von Mozart und Haydn mit anderen von Mendelssohn in bunter Reihe vorüber. Er gruppirte das Beste von Spontini neben Verwandtes von Gluck, und wenigstens mußte Ida gestehen, daß man es neben einander ertragen könne. Bis spät Abends ermüdeten die beiden Zuhörerinnen nicht vor dieser Musterreihe, die er aufrollte, und als er weg war, setzte sich Ida nochmals daran, aus dem Gedächtniß die schönsten Melodien zu wiederholen.

Ein verstockter Dilettant kann allenfalls sein Leben mit den Gedanken von sechs Componisten fristen. Doch sei es auch das Auserwählteste, die Seele desjenigen, der stets in Tönen lebt und athmet, hat es endlich ausgenossen. Der Durst nach Neuem, Unerhörtem wird rege, und den, der sich an dem Besten seines Faches gebildet hat, laßt nur selbst dafür sorgen, aus dem Neuen das Falsche, Alltägliche auszuscheiden. Ihn wird nur das Edle reizen, das sich würdig an das ihm vorangegangene Große anschließt.

Ida's Verstand war zu klar, ihre Seele dem Schönen zu weit geöffnet, um sich nicht bald von dem erfahrneren Künstler überzeugen zu lassen, daß der Geist der Tonkunst sich nicht auf einige wenige Häupter in der Frist eines kurzen Zeitraumes niedergelassen hat, um als unwandelbares Sternbild über einer unendlichen Nacht zu glänzen, sondern daß er wie ein Feuerstrom durch alle Zeiten ergossen hier als Flamme, dort als Fünkchen aufglüht, und daß er, wo sein reines Licht erscheint, zünden und strahlen, nicht verlöscht und zertreten werden soll.

„Sie verwerfen aber doch die modernen Italiëner und ihre Nachahmer?“ fragte Ida bei der nächsten Zusammenkunft Sohling.

„Ja, weil sie die Lüge in der Kunst darstellen. Aus demselben Grunde negire ich aber auch die Arie des Sextus, welche das lieblichste Rondo auf den Text voll „Verzweiflung und Höllenpein“ bringt. Abstrahiren

wir aber vom Text, so versöhnt uns hier das reizende Zusammenwirken von Melodie, Harmonie und Rhythmus, während die Italiener wenig mehr besitzen, als eine arme, flitterhafte Melodie. Unser Flötist vergleicht sie mit einer Wassersuppe, auf der oben nur wenige Fettaugen schwimmen."

Die Malerin sagte: „Der Vergleich ist richtig, aber garstig. Eher sollte man die Melodie der Italiener eine coquette Dame nennen, die allein ein leichtfertiges Gespräch führt, indeß unsere deutsche Musik der Unterhaltung einer gebildeten Gesellschaft ähnlich alle Stimmen zur Geltung kommen läßt."

Die beiden Damen und der Concertmeister waren mehrmal in der Woche bei Gesprächen, zu denen gemeinschaftlich ausgeführte Musikstücke die Grundlage gaben, vereinigt. Ida's leichtes Verständniß, das, wie sie mehr und mehr ihr Vorurtheil abstreifte, sich ausbildete, zog Sohling sehr an. Ihre witzige Laune kehrte wieder, wenn auch durch den heimlichen Schmerz etwas gedämpft. Doch war dieß mehr zu ihrem Vortheil; denn ihre allzugroße natürliche Aufregung bedurfte einer Milderung. Nach und nach kehrte mit der Seelenruhe ihr blühendes Aussehen wieder, und sie mußte sich zugestehen, daß sie nicht mehr elend war, trotzdem, daß sie mit der eigensinnigen Consequenz ihres Alters nie wieder glücklich werden wollte.

Die Malerin, eine vielseitig gebildete Dame, hatte bald durchschaut, daß Ida in allen Gebieten außerhalb

der Musik ziemlich unwissend geblieben war. Ihre Fragen, wenn sie sie mit in die Gemäldegallerie genommen hatte, oder wenn ihr ein bedeutendes Buch in die Hand fiel, zeigten, wie wenig sie gelesen, und wie sie, stets in das innerliche Behorchen der Töne versunken, nie die Erscheinungen der äußern Welt beobachtet hatte. Sie konnte hundertmal an einem merkwürdigen Gebäude, an einer Statue vorbeigegangen sein, ohne sich ein deutliches Bild ihrer Einzelheiten im Gedächtniß bewahrt zu haben.

Bei einem Gespräche mit Ida lobte die Malerin es besonders an Sohling, daß er nicht wie seine meisten Kunstgenossen ein sogenannter Stockmusikus sei. Sie setzte hinzu: „Man lernt darum so viel von ihm, weil er nicht dem Laien auf bloß technischem Wege sein Fach begreiflich macht, wie jene, sondern weil ihm bei seiner allgemeinen Bildung tausend Analogien zu Gebote stehen, um jeden da zu fassen, wo die lichte Stelle seiner Begriffsfähigkeit sich aufthut. Wüßten Sie zum Beispiel so viel vom classischen Alterthum, als er, so könnten Sie besser Ihren Gluck vor den Laien in die rechte Beleuchtung stellen. Kein gebildeter Mann, der den Sophokles gelesen hat, wird noch die Schwäche für niedrige Opernmusik festhalten, wenn Sie ihm eine eben so ewige und wahre Dramatik in der Tonkunst vorführen, als die griechische war."

Bei einer Ausstellung, wo die Malerin entzückt vor einem trefflich componirten Bilde älterer Zeit stehen

blieb, welches Ida wegen seiner nachgedunkelten Färbung langweilig und düster vorkam, und dem sie einen Edelknaben nach der frühern Manier der Düsseldorfer Schule bei weitem vorzog, neckte die erstere sie: „Und Sie wollen es den Musikalisch-Unwissenden übelnehmen, daß sie lieber Donizetti, als Sebastian Bach hören! Hier haben Sie den Geist Beider, wie er in Farben sich offenbaren würde."

Ein Jahr in dieser Umgebung reichte hin, den lebhaftesten Trieb zum Lernen in Ida aufzustacheln. Sie machte sich's zur Pflicht, nicht eine Stunde mehr dem Erwerb zu widmen, als sie zur Bestreitung der nächsten Bedürfnisse mußte. Alle freie Zeit benützte sie redlich zu ihrer Fortbildung. Sie trat in die geheiligte Atmosphäre der großen vaterländischen Dichter ein, und mit dem klaren Unterscheiden der Kunstformen auf dem Gebiete des Wortes ward ihr zugleich die Beurtheilung und Erkenntniß musikalischer Lyrik, des Epischen in der Symphonie aufgeschlossen. Sie öffnete den Farben und Formen ihren Sinn, und wie sich ihre Seele an der Geschichte der Völker erweiterte, so blühte ihrer Phantasie an deren Sagen ein neues Leben auf.

Sohling ward nun eben so lebhaft von ihrem Gedankenaustausch angeregt und erhielt durch ihre Auffassung neue Anschauungen, wie sie einst von ihm. Sie ward der Umgang, der ihn am meisten anzog, ohne daß sein Herz die mindeste Leidenschaft für sie empfunden hätte. Er kam bei ihr zu gar keiner träumerischen

Stimmung, die dem Verlieben so günstig ist. Ihr Geist war zu beweglich, als daß ein junger Mann aus Langeweile nur einen Augenblick dem Gedanken nachgehangen hätte: „Du bist hier am späten Abend mit einem hübschen Mädchen allein.“

Oft kam die Dämmerung, ohne daß sie es bemerkten, und statt der Lampe schienen Mond und Sterne herein. Die blühenden Linden auf dem Platze draußen sandten ihren Duft hinauf, und der Springbrunnen plätscherte gar anmuthig. Dennoch fand keine zärtliche Hinneigung Raum, sich zwischen beiden Herzen eine Brücke zu bauen. Es kam kein Moment des Schweigens, sie hatten immer noch unerschöpflichen Gesprächsstoff, wenn sie schieden. Die Gewohnheit des Beisammenseins hatte längst die steifen Formen norddeutschen geselligen Verkehrs aufgehoben; ihr Verhältniß glich dem zweier Freunde gleichen Geschlechts, die einander unverholen Alles mittheilen, auch die Herzensangelegenheiten.

Sohling hatte sich oft über ihr schnelles Abbrechen gewundert, wenn er sie an das Selvar'sche Haus erinnerte. Ihre Bewegung bei seinem ersten Besuche und ihre scheue Weigerung, seinem Briefe an Selvar einen von ihrer Hand beizufügen, fielen ihm wieder ein. Später hatte ihm wohl geahnt, es sei ein Herzenskummer im Spiele, doch da er auf den wahren Gegenstand nie verfiel, sondern nach Art der jungen Männer (auch der nicht besonders eiteln) glaubte: nur zwischen Zwanzig und Dreißig könne man einem Mädchen gefährlich

werden, so sprach er immer ganz unbefangen von dem „alten Grafen,“ und erzählte Anekdoten von ihm, die ihm ganz harmlos dünkten, aber seiner Zuhörerin die vernarbte Herzenswunde aufrissen.

Bei einer solchen Gelegenheit, als Ida ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, hatte sie den jungen Mann zum Vertrauten gemacht. Wie ein tobender Flammenberg eröffnete sich ihr Herz, und der Strom leidenschaftlicher Schmerzen breitete sich gleich der Lava über das stille Gartenbild aus, das sich Sohling von ihrem Leben und Treiben gemalt hatte.

Er verstand diese Liebe zu einem kühlen, halbergrauten Manne nicht, doch interessirte ihn die Macht und Wahrhaftigkeit ihrer Aeußerung, da ihm dergleichen bei der Herzensverschlossenheit großstädtischer Damen nie vorgekommen war. Ida fühlte sich zwar am andern Tage beschämt, weil sie ihr Herzensgeheimniß verrathen; doch überwog die heimliche Lust, daß sie endlich Einen Menschen gefunden, mit dem sie von ihm reden konnte, der auch einst in seiner zauberischen Nähe gelebt hatte. Sie strebte ihre Erinnerungen vor dem unvermeidlichen Verblassen zu bewahren, dem endlich jede Liebe, die ihren Hauptsitz in der Phantasie hat, vor Mangel an frischer Nahrung verfällt.

Sohling hatte einen ähnlichen düstern Punkt in seiner Vergangenheit, mit dessen Enthüllung er Ida's Vertrauen erwiederte. Eine schöne vornehme Schülerin hatte er geliebt, die mit einer herrlichen Stimme ein

wirkliches Talent verband. Eben aus einer Pariser Pension heimgekehrt, hatte sich das junge coquette Mädchen darin gefallen, mit dem Gesanglehrer ein Vorspiel der Rolle aufzuführen, die sie den Winter bei Hofe zu erhalten dachte. Die Mama hatte es nicht übel gefunden, daß die Kleine sich an den Huldigungen eines so unschädlichen Individuums einübte, um bei den bald zu erwartenden ernstlicheren nicht linkisch und verlegen zu erscheinen.

Sohling hatte lange geglaubt, einer kindlichen Seele erste Liebe zu sein; mit bitterer Entsagung bezwang er sich ihr gegenüber, im Vorgefühle der Hoffnungslosigkeit ihrer gegenseitigen Wünsche. Dann wußte die kleine Raffinirte ihn durch scheinbar unbefangene Fragen in eine neue Aeußerung seiner verhehlten Glut zu verstricken, bis ihn endlich die Zuthunlichkeit des Fräuleins und das gleichmüthige Zusehen der Mutter wirklich täuschte, und er an die Möglichkeit der Erreichung glaubte. Nachdem er noch einige Monate gehänselt worden, heirathete das unschuldige Kind einen reichen Hagestolzen, dessen Häßlichkeit nur von seiner Dummheit übertroffen wurde.

Sohling war nicht so schwach, sie noch fort zu lieben; sein Herz war so plötzlich abgekühlt, daß er ein paar Jahre fortlebte, ohne es einer neuen Liebe zu öffnen.

Die beiden Künstler gingen nun ihren Lebenspfad ruhig neben einander hin, mit dem vollen Gefühl der Sicherheit; er, daß er zu gleichmüthig geworden sei, um je wieder zu lieben; sie, daß ihre ewige Trauer um

Selvar der Talisman sei, der ihr Herz mit dreifachem Panzer umgäbe. Dabei bemerkten Beide nicht, warum ein Abend in anderer Gesellschaft zugebracht, selbst bei reichen geistigen Genüssen, ihnen bei weitem leerer und inhaltloser erschien, als das stille Beisammensein im Hause der Malerin. War Ida nicht im Concerte, so dirigirte er nur mit halbem Ehrgeiz; erwartete sie ihn vergebens um die Stunde, wenn er zu kommen pflegte, so ward sie verstimmt, und konnte weder am Clavier noch bei ihren Büchern rechte Ruhe finden.

Ein lang gehegter Wunsch Sohlings ward ihm jetzt unvermuthet wieder nahe gerückt. In einer kleineren, aber sehr gebildeten Stadt ward ein Musikdirektor gesucht, der zugleich ein gutes Theater und einen trefflich geschulten Gesangverein zu leiten hatte. Sohling bewarb sich um die Stelle und erhielt sie vor vielen nicht unwürdigen Mitstrebenden. Er eilte mit seiner frohen Nachricht zu Ida, die erblich und sehr trüb und nachdenkend ward. Die Malerin gab ihrer Ueberraschung die rechten Worte; sie wünschte ihm Glück, doch beklagte sie aufrichtig die unausfüllbare Lücke, die ihrem Hause durch seine Entfernung entstehen mußte.

Sohling fühlte beschämt, daß die erste Freude ihn dieß ganz hatte vergessen lassen. Sein Herz war sehr warm und treu. Großer Schmerz, das bedachte er jetzt, werde ihm beim Abschied gewiß nicht erspart werden. „Und diese Eine wirst du am schwersten vermissen!“ so sprach es in ihm, als er Ida ansah, die sanft die Augen

niederschlug. So lieblich war sie ihm nie erschienen, als in dieser stillen, anspruchslosen Wehmuth. Sein Herz klopfte unruhig, er seufzte und übersann, daß es doch ein recht blindes, vernunftloses Geschick sei, welches nicht gewollt, daß sie lieber ihn statt jenes Selvar so heiß liebte.

Seine Abreise mußte sehr beschleunigt werden. Nach jeder flüchtigen Stunde, die sie noch mit Sohling zubrachte, ward Ida'n ihre eigene Empfindung räthselhafter. Es lag wie Gewitterdruck auf ihr. In seiner Gegenwart versagte ihr die Rede, und auch er schien von einer lähmenden Traurigkeit befangen.

Der Abschiedsabend war da. „Noch einmal singen Sie mir eines der schottischen Lieder von Beethoven," bat er sie. „Mein liebstes wissen Sie schon: O, Zaubrin, leb' wohl!"

Der Blick, mit dem er in ihr Auge sah, war ihr von ihm noch nicht geworden. Sie bebte zusammen, wie vor etwas Fremdem, Unheimlichem. Die liebe bekannte Melodie löste ihr wieder das Herz; es war ja ihr Freund, ihr Bruder, der heute von ihr schied, er, dem ihre stürmische Seele offen lag, der ihr den freien Blick in sein mildes, ruhiges Innere vergönnt hatte. Sie begann zu singen, doch aus dem tiefsten Herzensgrund quollen ihr die Thränen empor, und als die Stelle kam:

„O nur ein zärtlich Herz,
Das Liebe will brechen,
Versteht meine Qual, daß ich dich nicht mehr seh —"

da verdunkelte sich ihr Auge, kein Ton wollte mehr aus der gepreßten Brust, sie mußte plötzlich abbrechen, und wandte ihr Gesicht nach der Wand hin. „Gott, ist es möglich," sprach ihr Herz, „ich liebe ja ihn, und keinen Andern!"

Sohling saß eine Weile schweigend neben ihr, dann stand er auf und nannte leise ihren Namen. Sie faßte sich und erhob sich ihm entgegen. Er wollte das Wort: Lebewohl, das grausame, trostlose Wort, aussprechen, doch es wollte nicht über seine Lippen. Ganz selbstvergessen umfaßte er sie, sie ruhte mit dem Haupt auf seiner Brust, dann ein einziger Kuß, in dem sie sich fast unbewußt begegneten, — sie wollte sich losringen, er ließ sie nicht, immer von neuem preßte er sie wilder an sich, bis er laut weinend sich auf ihre Schulter lehnte. „Ich kann Dich nicht lassen, Ida," rief er, „ich bin unglückselig; denn ich liebe Dich, nur Dich, und wußte es nicht."

Sie fand keine Sprache, still ließ sie ihn ausweinen, dann richtete sie ihn empor, sah ihm mit dem liebevollsten Blick ins Auge, und reichte ihm die Hand.

Die Abreise ward um ein paar Tage hinausgeschoben; denn noch mehr Stoff, als einst die Musik, gab ihnen nun das gelöste Herzensräthsel, das sie so unermüdlich besprachen, wie Kinder die überreichen Gaben der Weihnachtsbescherung. Auf eine kurze Zeit ward die Kunst, ja die ganze Welt vergessen, bis endlich die verständige Malerin erinnerte, daß die Reise und

häusliche Einrichtung eines Ehepaars mehr besonnene Vorbereitung bedürfe, als die eines Junggesellen. Doch ein Glück war's, daß die Freundin diese Sorge auf sich nahm; denn sonst wären die Beiden, die in ihrer neuen Aufwallung zu keinem prosaischen Alltagsthun mehr im Stande waren, noch heute nicht unter Einem Dache.

Zehn Jahre waren verflossen, seit Ida von Waldheim geflohen war. Des Grafen Selvar Schwester war schon vor langer Zeit gestorben, er selbst, wenn nicht in seinen Neigungen, doch sehr in seiner äußeren Erscheinung gealtert. Seine Tochter und deren Gemahl, welcher ein Deutsch-Russe war, mußten den strengen Gesetzen des Czaren zufolge, nachdem sie mehreremale um längeren Aufenthalt in Deutschland petitionirt hatten, endlich auf ihre Güter heimkehren. So blieb Selvar, der keine nähere Verwandte besaß, die seinen Salon weiblich vertreten hätte, ziemlich vereinsamt in seinem Hause. Häufigere Reisen sollten ihn für die Stille entschädigen, die jetzt in dem ehemals so belebten Waldheim eingezogen war.

In diesem Sommer war ihm selbst das Theater langweilig geworden; keine neuen Stücke, keine interessanten Gastspielerinnen wollten kommen. Er beschloß, ein paar Monate bei seiner Tochter zuzubringen. Eine eintägige Rast von der Reiseanstrengung hielt er in einer mitteldeutschen Stadt, die in einer sehr lieblichen

Gegend lag und, wie die vielen Bauten verriethen, in blühendem Wachsen begriffen war.

„Ist Theater hier?“ fragte er den Wirth seines Gasthofs.

„Heute nicht,“ war die Antwort, „aber statt dessen ein Concert.“

„Theater hätte mir mehr zugesagt, als ein Concert,“ erwiederte Selvar, „doch womit soll ich den Abend ausfüllen? Lassen Sie mir eine Karte holen.“

Etwas zu spät angekommen, fand Selvar nur einen der entferntesten Plätze im Saale leer. Das Programm überlesend, fiel ihm der Name Sohling auf. „Das ist ja ein alter Bekannter,“ sprach er vor sich hin, „richtig, ich habe ja einmal an ihn geschrieben wegen der armen Ida; — nun, solches Unheil verschulde ich jetzt nicht mehr!“ und ein kleiner Seufzer folgte dieser Reflexion.

Die Symphonie begann, von Sohling trefflich dirigirt. Fast überall herrscht noch im vornehmen Publikum der Aberglaube, als gehöre die Symphonie nicht so recht mit zum Concert, sondern sei nur eine Art Vorspiel zu demselben. Ja, die Damen behandeln sie oft mit nicht mehr Aufmerksamkeit, als die Trommel in den Menagerien. Sie finden das vollständige Orchester eben bequem, um die Bemerkungen zu übertäuben, die sie halblaut mit der Nachbarin über die Toiletten der Anwesenden machen.

Hier aber schien das Publikum besser erzogen zu

sein. Bei dem ersten Versuche Selvars, der von dieser ächt-aristokratischen Unart nicht frei war, während der Musik eine Conversation mit den Nachbarn anzuknüpfen, erhielt er statt der Antwort nur ein höfliches Zeichen, und die vor ihm stehenden Personen sahen sich fast erschrocken nach ihm um. Von den Anwesenden mit lautem Applaus empfangen, trat Ida auf. Trotz seiner Lorgnette erkannte Selvar sie nicht mehr. Die Verwandlung ist mächtig, die in solchen Frauen vorgeht, welche in der frühesten Jugend durch geistige Anspannung und überstarke Gemüthsaufregung in ihrer Entfaltung gestört wurden. Kommt ihnen noch zur rechten Zeit ein Zustand des Glücks und der Ruhe, so wirkt ein Spätfrühling größere Wunder, als je ein Lebensmai.

Sie berührte leicht präludirend die Tasten, und als wollte sie die eben erst verrauschten Accorde mit den folgenden vermitteln, ging sie unmerklich aus jenen Anklängen in die Tonart der zauberhaften Notturnen von Chopin über, die sie heute zum erstenmale ihren Zuhörern vorführte. Wie leises Glockenläuten aus einer im Meere versunkenen Stadt beim stillen Abendroth herauftönt, so märchenhaft fassen diese ungeahnten Melodien die Seele in ihren geheimen Abgründen. Es ist, als ob in diese Musik die Stimmen der Nacht gebannt wären, die uns im einsamen Walde, von den Sternen herab und aus dem See herauf anzurufen scheinen.

Wenige vermögen es indessen, diesen Zauber zu

beschwören. Wer mit prosaischem Sinne nur Noten abspielen kann, der löst das Räthsel nicht, und verworrene Klänge beunruhigen den Hörer. Ida verstand, jeder Fingerspitze Zartgefühl einzuhauchen, hier einen Ton ins Licht, dort einen in die Dämmerung zurücktreten zu lassen, wie es das Tonbild forderte.

An diesem Anschlag, der die Herrscherin über die Saiten verrieth, die dem todten, starren Metall ein warmes Leben, einen ewig bewegten Geist einhauchte, erkannte Selvar sie zuerst, und noch einmal tauchte der verschollene Traum jener Tage vor ihm auf. Keinen Blick verwandte er von ihr, bis das Schattenbild aus der Erinnerung mit den Zügen der Gegenwärtigen verschmolz. Das flackernde Auge war sanft und ruhig geworden; die scharfen Züge, die bleichen Wangen von ehemals blühten nun in weicher, milder Frische. Ihre Gestalt schien größer, weil sie sich der nachlässigen Haltung endlich entwöhnt hatte.

In der Pause beobachtete Selvar, wie lebhaft gesprächig Ida mit dem großen Kreise der Befreundeten verkehrte, die sie umringten. Es waren nicht bloß junge Stutzer, wie sie sich sonst ausschließlich an die Künstlerinnen zu drängen pflegen, sondern Personen jeden Alters. Auch mit den Frauen schien Ida in Verhältnissen der Achtung und Theilnahme zu stehen. Sie selbst war lebhaft gesprächig, und schien versöhnt und zufrieden mit der Welt, die sie umgab.

Eine neue Composition Sohlings rief am Schlusse

des Abends noch einmal Ida ans Clavier. Sie war für bloß weibliche Stimmen und eine Begleitung von Clavier und anderen Solo-Instrumenten geschrieben, die nur für bedeutende Künstler ausführbar war. Der Text war sehr lieblich und beschrieb den Tanz der Elfen in der Mondnacht auf den ersten Maiblumenkelchen, den das erwachende Sonnenlicht mit seinem fröhlichen Waldrauschen und Lerchengeschmetter zuletzt überwältigt. Die Feinheit der Composition und der Ausführung wetteiferten mit einander. Ein Halbkreis von lieben, rosigen, jungen Mädchen mit klaren Glockenstimmen sangen die Rollen der Elfen und Lerchen. Fast ohne merkliches Kopfneigen, nur mit dem Blicke lenkte Ida den Chor, den sie, wie Selvar von einem Nachbar erfuhr, selbst gebildet hatte.

„Sie ist an ihrem Platz," dachte er, als er den Saal verließ und den heitern Abschied sah, den die Sänger von ihrer Dirigentin nahmen. Er schwankte, ob er zu ihr treten und sie begrüßen sollte, doch eine Art von Verstimmung hielt ihn zurück, als er sie so strahlend von Freude an Sohlings Arm sah. Es schien ihm aus den Mienen der beiden Glücklichen, als schriebe Jeder dem Andern seinen Erfolg zu, und als dankten sie einander mit jedem Athemzuge, während er unbeachtet ihr fern stand.

In den Gasthof zurückgekehrt, öffnete Selvar ein Fenster und lehnte sich in die kühle Nachtluft hinaus. An dem Hause gegenüber fuhr ein Wagen vor, und bei dem hellen Kerzenschein glaubte er Ida's Gestalt

rasch in den Hausflur schreiten zu sehen. Oben wurden einige Fenster erhellt; gewiß, sie war es, die hereintrat im weiß und lichtblau gestreiften schimmernden Seidenkleid, mit den rabenschwarzen Locken, die über die Wangen herabfielen. Nun konnte er dem Wunsch nicht Schweigen gebieten, noch einmal ihre Stimme zu hören.

Er schickte seine Karte hinüber mit der Frage, ob er so spät noch einen kurzen Besuch wagen dürfe. Eine bejahende Antwort lud ihn zu dem Künstlerpaare.

Mit unbefangener Herzlichkeit ward er von Sohling und Ida empfangen, obgleich die Wangen der letzteren sich merklich rötheten. Selvar hatte schnell den rechten Ton gefunden; er schützte den neugierigsten Antheil an ihren Schicksalen vor, um nicht das Gefühl von Verlassenheit zu verrathen, das ihn bei dem Gedanken an sein eigenes Haus befiel. Bald aber ward das Gespräch durch ein paar rothwangige Kindergesichtchen unterbrochen, die sich schalkhaft lauschend an der Thüre zeigten, und trotz des ernsten Abwehrens ihres Vaters nicht zu Bette wollten, bis sie von der Mutter noch einen Kuß bekommen hätten. Ida stand lachend auf, aber noch ehe sie die Thür erreichte, stürzten die lockigen Schelmchen in ihren Nachtröckchen auf sie zu und umklammerten sie. Als diese nun endlich beschwichtigt waren und dem fremden Herrn ein Händchen gegeben hatten, wobei sie treuherzig den Papa fragten: „Ist das der Großvater, der uns diesen Sommer besuchen soll?“ da fing das Jüngste im Nebenzimmer an zu lallen

und nach der Mama zu weinen. Wollte sie Ruhe haben, so mußte Ida es auf ihren Schooß nehmen, wo es, unbekümmert um den schönen Seidenschmuck, den es zerknitterte, bald einschlief.

Mit diesem Bilde von ihr schied Selvar. Sie gehörte nun einer Welt an der er keinen Antheil hatte, „und doch," sprach er leise, als er über die Schwelle schritt, „hat sie einst nur mir gelebt!"

Als Sohling und Ida wieder allein waren, fragte sie: „Hat es Dich denn gar nicht getrübt, dem Manne zu begegnen, den ich vor Dir geliebt habe?"

Er küßte lächelnd ihre Stirne und sagte: „Soll ich es ihm nicht danken, daß er Dich so lieben gelehrt? Denn die losgefesselte Glut Deines wilden Herzens hat mich überwältigt, und nimmer hätte mich die unbewußte erste Liebe einer unreifen Seele so beglückt."

Die Heimatlosen.

Erzählung aus einer armen Hütte.

Il faut que Lazare quitte son fumier, afin que le pauvre ne se réjouisse plus de la mort du riche. Il faut que tous soient heureux, afin que le bonheur de quelques-uns ne soit pas criminel et maudit de Dieu.

Georges Sand, la mare au diable.

Auf dem südlichen Abhang des Odenwaldes, da wo dieser ins Neckarthal abfällt, liegen mehrere ansehnliche Dörfer, die nicht wie das übrige Gebirge zu Hessen, sondern zur ehemaligen ostrheinischen Pfalz gehörten und gegenwärtig dem badischen Lande einverleibt sind. Die Gegend ist gesund, fruchtbar und schön; von den Höhen dehnen sich weite Aussichten über die Rheinebene bis zu den scharfgezeichneten Bergformen des Haardtgebirges hin, und da alle Bodenerzeugnisse in den kleinern und größern Städten am Neckar und an der Bergstraße guten Absatz finden, so fehlt es den Bauern dort nicht an Wohlstand und sogar an Reichthum. Selbst der Arme gewinnt, wie in der ganzen auch in dieser Hinsicht gesegneten Pfalz, für redliche Arbeit meist noch sein ausreichendes Brod.

In einer der größten unter diesen Ortschaften, wenig über eine Meile von Heidelberg entfernt, hatte sich nach den letzten Franzosenkriegen eine auswärtige Familie angesiedelt, welche ursprünglich aus Böhmen stammte. Der Mann war Hornist bei einem österreichischen Regiment gewesen, das vor der Schlacht bei Austerlitz in

der Gegend von Philippsburg gestanden hatte; die Frau diente bei seiner Compagnie als Marketenderin. Joseph Jelinecz, so hieß der Hausvater, war, wie so viele Böhmen, ein wohlkundiger Musiker, der neben seinem Blasinstrument auch die Geige vortrefflich spielte; das Land gefiel ihm und er sah, daß bei der Fröhlichkeit und Lebenslust des pfälzischen Volks ein Musikant, der bei den Kirmessen kräftig aufzuspielen verstünde, bessern Erwerb machen würde, als ein Hornist bei einem Linienregiment. Sobald also seine Dienstzeit abgelaufen war, machte er der Marketenderin, die ihm wegen ihres rüstigen Wesens gefiel, einen Heirathsantrag. Beide warfen ihre Kriegsersparnisse in eine gemeinsame Kasse zusammen und hatten genug daran, um sich ein großes Familienbett und einen genügenden Hausrath anzuschaffen. Sie wohnten erst über der Grenze im Hessischen, dann aber pachteten sie in dem erwähnten pfälzischen Dorfe, das rings um sich einen Kranz der berühmtesten Jahrmärkte und Kirmessen hatte, ein kleines Häuschen mit einem Gemüsegarten und einem Fleckchen Kartoffelfeld. Auf diesem Grundstück zog die Frau, der die Besorgung desselben zufiel, einen guten Theil der täglichen Nahrung, während der Mann wenigstens den Sommer über fast immer aus dem Hause fort war und als wandernder Musikant seinem Unterhalt nachging. So lebten die Leute glücklich und hatten ihr Auskommen.

Nacheinander hatten sie schon im Hessischen drei Töchter bekommen, die sie mit in die Pfalz brachten;

ein Knabe blieb ihnen versagt. Das erste Spielzeug, das der Vater den Kindern schenkte, war bei der ältesten Tochter eine Kindergeige, wie man sie für wenige Kreuzer auf Jahrmärkten kauft, bei der zweiten eine Schellentrommel. Als sie diese nach Kinderart zerstört hatten und nach neuen Instrumenten fragten, lehrte er sie auf seiner eigenen Geige und auf einem guten Tamburin spielen, das er eigens hiefür anschaffte. Außerdem sang er ihnen in den langen Wintertagen Volkslieder, Opernarien und Tiroler Schnaderhüpferl so lange vor, bis sie dieselben mit den glockenhellen Kinderstimmchen ganz genau, richtig und taktfest nachsangen. Das mit wunderbarem Auffassungstalent für Musik begabte czechische Blut half dem Unterrichte nach, und ehe die drei Mädchen lesen und schreiben konnten, sangen und spielten sie bereits als kleine Virtuosinnen. Sobald ihr junges Alter die Anstrengungen des Wanderns ertrug, mußten die beiden Aeltesten den Vater begleiten und die Jahrmärkte mit ihm besuchen: durch diese ländlichen Wunderkinder steigerte sein Erwerb sich ansehnlich.

Aber ein Stein, der rollt, setzt kein Moos an. Das Leben des fahrenden Musikanten ist aufregend und nutzt sich rasch ab. Große, Tag und Nacht ohne Unterbrechung fortdauernde Anstrengung wechselt mit Müßiggang. Um auf der heißen, staubigen und dunstvollen Tanzbühne bis zum lichten Morgen aushalten zu können, muß er durch geistige Getränke sich aufregen, und in müßigen Tagen trinkt er aus Langeweile. Dieses Laster,

das den Mann so leise und so unwiderstehlich beschleicht, führte auch unsern Böhmen in Gestalt des herrlichen und wohlfeilen Pfalzweins nur zu oft in Versuchung. Außerdem war Jelinecz ein überaus gutherziger Vater, der den Kindern auf der Wanderschaft zu essen gab so oft sie verlangten, und ihnen lieber ein neues Kleidchen anschaffte, als der arbeitsamen Mutter den Gulden dafür mit nach Hause brachte. Dieß Alles wurde Ursach, daß die Familie trotz reichem Verdienst doch auf keinen grünen Zweig kam, und als der Hausvater an einem Stickflusse schon mit fünfundvierzig Jahren starb, hinterließ er den Seinigen weniger Eigenthum, als er beim Eintritt in den Ehestand besessen hatte.

Schon fürchtete die Gemeinde, daß die drei Waisenkinder und bald auch die Mutter ihr zur Last fallen würden; allein die Wittwe Jelinecz ließ es dazu nicht kommen. Es war eine sonderbare Frau, über welche im Dorfe die wunderlichsten Reden liefen. Schon der Name war auffallend; sie hieß Wlaska, ihre Patronin war also jenes furchtbare Weib, auf welches die Sage den Ursprung des in Böhmen mährchenhaft berühmten Mägdekriegs zurückführt. Die Odenwälder vermochten den Namen nicht zu erlernen und nannten sie daher nie anders als die böhmische Mutter. Man wußte, daß sie ganz tief in Ungarn, nahe bei der türkischen Grenze, ihre Heimat habe; aber ihr körperliches Aussehen ließ ihren Stammbaum noch tiefer im Orient wurzeln. Eine dunkelgelbe Haut, olivenfarbiger als die

Ernteglut unsere Bäuerinnen brennt, verbunden mit einer hagern knochenstarken Gestalt und den brennendsten Augen hätte vielleicht auf eine Jüdin schließen lassen; allein ihr Haar, dessen Schwärze so tief war, daß sie ins Blaue spielte, trug sie stets ohne Stirnband, was den jüdischen Frauen Sitte und Gesetz verbietet. Kein Alter schien über ihre ehernen, tiefgefurchten Züge Macht zu haben; noch lange nachher, als die Töchter erwachsene Mädchen waren, glänzte ihr Auge in unwandelbarem Feuer, und in ihre Zöpfe flocht sich kein weißes Härchen. Ein dunkelrothes Kopftuch, das sie fast wie einen Turban umband und nie ablegte, vollendete den morgenländischen Ausdruck dieses merkwürdigen Kopfes, und wer je im Osten gereist war, mußte augenblicklich in ihr das Blut der Zigeuner erkennen, wie dieses Volk sich in den Ostländern unseres Welttheils noch zahlreich herumtreibt. Sie selbst läugnete auch diese Abstammung keineswegs; ganz im Gegentheil, mit dem vollen Stolze einer Baronin, die ihre sechzehn Ahnen an den Fingern herrechnet, rühmte sie sich die Tochter eines großen Häuptlings zu sein, der um die Zeit der französischen Revolution ihre Horde aus Armenien durch die Kaukasusländer und die Türkei bis in die Grenzwälder Bosniens und Croatiens geführt hatte. Die dem deutschen Ohr ungewohnte Häufung scharfer Zischlaute, an welchen man die in Slavenländern Aufgewachsenen erkennt, herrschte in ihrem Munde mit dem allerschneidendsten Accent, und wenn sie heftig

redete oder schalt, so pfiff es aus ihren feinen, schmalen Lippen unheimlich wie Schlangengezisch. Auch auf die Töchter ging dieser Sprachfehler über, obwohl in minderem Grade; aus ihren rothen Mündlein tönten die Zischlaute lieblich wie das leise Zwitschern der Schwalben, wenn sie Abends im Nestchen ihre Jungen in den Schlaf flüstern.

Oft genug in Winterabenden erzählte die Zigeunerin den Kindern die rührende Legende von der Missethat, die ihr Volk gleich Juden und Armeniern zu rastlosem Wandern verdamme; wie die Mutter Maria mit dem kleinen Christuskindlein flüchtig nach Aegypten gekommen, und vor dem wahren Gott, wo sie durchgezogen, alle Götzenbilder von den Säulen zu Boden niedergestürzt seien; wie aber aus Ingrimm darüber der Stamm der Zigeuner sie als eine landstreichende Dirne aus seinen Grenzen gejagt habe. Da erhub sich, fuhr sie fort, das Wochenkindchen auf dem Arm der Gebenedeiten, und sein Auge leuchtete wie Feuer, und durch ein Wunder begann es zu reden mit einer Stimme wie die Posaunen der Ewigkeit, und gebot diesen argen Heiden flüchtig und elend zu sein auf der ganzen Erde, weil sie dem Herrn der Welt keinen Raum bei sich gegönnt. Und nachher, da die großen Zeichen und Wunder Ihn beglaubigten, da zog wehklagend und heulend der ganze Stamm aus und theilte sich gegen Ost und West.

Und da nun Aegypten als ihr geglaubtes Stammland ihr theuer war, so hatte die Zigeunerin noch im

Felde mit heißer Gier den Erzählungen eines von ihrem Regiment gefangenen französischen Soldaten gelauscht, der mit Bonaparte, Kleber und Menou unter den Pyramiden gewesen und als Eskorte mit den französischen Ingenieuren und Forschern nach Theben hinaufgegangen war. Dieser berichtete vom Nil und von des Landes Fruchtbarkeit, von den Pharaonen und den Mumiensärgen in den Pyramiden — und das Herz der heimatlosen Frau schauderte vor wilder Freude über die Herrlichkeit ihrer Heimat, die sie doch niemals wiedersehen sollte. So mischten sich die Hirngespinnste altägyptischer Königspracht, christlicher Legende und bonapartischer Abenteuer in ihrem heißen Kopfe, und in den bunten Teppich derselben hüllte sie früh die Einbildungskraft ihrer Töchter ein, die sich dadurch ebenfalls höher und stolzer empfanden als die deutschen flachshaarigen Bauernmädchen ihrer Nachbarschaft. Ohnehin übersahen sie diese schon als Kinder weit, weil sie mit dem Vater im ganzen Lande herumgezogen waren und Vieles konnten, was Jenen wie spanische Schlösser erschien.

Allerdings baute diese ausländische Abstammung auch noch eine andere Scheidewand zwischen die Familie Jelinecz und ihre ländliche Umgebung. Die Mutter hatte in Oesterreich die katholische Taufe angenommen und war eine inbrünstige Verehrerin der Jungfrau Maria; denn sie behauptete, diese sei ganz insbesondere die Beschützerin ihres Stammes, der ja nur, um ihre Ehre

wieder herzustellen, zu einem so harten Gericht verurtheilt worden sei. Die Fürsprache der Mutter beim Sohne war ihr das sicherste Mittel, für das zerstreute Volk das Ende des langen Elends herbeizuführen. Zu diesem inbrünstigen Glauben erzog sie nun auch ihre Kinder, und die ganze Familie wanderte Sonntags, es mochte wettern wie es wollte, zur Messe in ein entferntes katholisches Dorf. Nun aber waren sie die einzigen Katholiken in ihrem Orte; die Pfalz ist in dem Jahrhundert der Reformation von harten Glaubensbedrückern erst lutherisch, dann streng reformirt gemacht worden, und in dem dort verfaßten Katechismus ist bis heute der beklagenswürdige Satz stehen geblieben, daß die katholische Messe nichts als eine abscheuliche Abgötterei sei. Ein Anhänger dieses Glaubens erschien also dem dortigen Landvolk wie ein von Gott Ausgestoßener, Verblendeter, der gleichsam einer niederern Verstandesstufe als andere Menschen angehören müsse. Der Name des Abgöttischen macht ganz besonders auf Kinder, die noch nicht wissen, daß jeder Mensch Götzen in seinem Herzen umzustürzen hat, einen fast schauerlichen Eindruck; ja dieses unklare Gefühl entfremdete den heranwachsenden Mädchen sogar die Zuneigung der jungen Leute.

Endlich kam etwas noch mehr Verfinsterndes hinzu: Mutter Waska galt für eine Zauberin und halbweg noch für etwas Schlimmeres. Aus diesem Grunde war sie im Dorfe zwar oft geliebt und gesucht, aber doch

noch viel mehr gefürchtet. Etwas wußte man gewiß, und Wlaska selber leugnete es nicht, daß sie Kenntniß heilsamer Kräuter hatte, das Blut stillen konnte und eine Salbe verfertigte, die Wunden auffallend schnell schloß und heilte. Dabei war nichts Unheimliches, wenn auch schon Wlaska ihre Kräuter gerne im Mondschein auf den stillen Hochflächen des Odenwaldes suchte, ihnen fremdländische wunderliche Namen gab und auf bestimmte Tage des Einsammelns, wie namentlich auf Johannistag, viel hielt. Gar Mancher hatte bei ihr sich Heilung geholt; auch bei harten Geburten wurde sie mehr als einmal Retterin der Mutter und des Kindes; in ihrem eignen Hause war nie eine Krankheit, und was ihre Kuren am meisten empfahl, sie nahm kein Geld dafür. Auch sagte sie nach der Weise der Frauen ihres Volks aus der Hand und andern Zeichen wahr. Allein wer einigermaßen im Hexenfache bewandert ist, der weiß, daß Heilen, Besprechen und Wahrsagen nur grobe Buchstaben in dieser edeln Kunst sind, und daß man erst dann ein Hexenmeister zu heißen verdient, wenn man erstens den Teufel wirklich in sichtbarer Gestalt zu citiren und zweitens einen Dieb zu stellen versteht. Ob nun das auch in den Kräften Wlaskas liege, darüber herrschten im Dorfe Zweifel. Aus ihrem Garten hätte gewiß Niemand einen Apfel gebrochen, aus Furcht gestellt zu werden: aber als einmal eine Nachbarsfrau, der jedes Jahr regelmäßig die Trauben vom Spalier gestohlen wurden, sie wie um

eine kleine nachbarliche Gefälligkeit bat, ihr den Dieb zu binden, da hatte Waska ein Kreuz geschagen und heftig gesagt: „Lasse Sie das, daraus wird nichts!“ die Bäurin aber ließ nicht nach: „Warum nicht, böhmische Mutter?“ fragte sie. „Ihr weissagt, ihr gießt den jungen Mädchen das Blei, ihr besprecht das Blut, ihr zeiget verlorene Sachen an, ihr macht Johannisöl und Palmtags-Krautwische; weßwegen wollt ihr mir denn in dem Stück die Freundschaft nicht anthun?“ Da sprach die Böhmin überaus ernst, daß es der Andern durch die Seele schnitt: „Das will ich Ihr sagen, Frau Nachbarin. Zum Diebesverbannen braucht der Mensch die Kraft von unten und nicht die Kraft von oben; wenn ich den Dieb vor Sonnenaufgang nicht erlöse, so kommt im Zwielicht der Teufel und erwürgt ihn; stürbe ich also zuvor des jähen Todes, so wäre meine Seele dahin um die seinige. Aber weissagen und Alles, was dem Menschen zum Heil von Leib und Leben dient, das ist von Gott und ist die weiße Kunst, die viele fromme und heilige Männer getrieben haben; aber was die abgeschiedenen Seelen angeht und die bösen Geister, das ist Schwarzkunst und die ist jedem getauften Haupt verboten. Unser Volk im Osten versteht sie, aber nur die unter uns nicht katholisch geworden sind, treiben diese Dinge; wer das Taufwasser und den heiligen Chrisam empfängt, der entsagt dem Teufel und allen seinen Künsten. Ich bin ein Christenmensch, Frau Nachbarin, und darum soll Sie mich nicht in Versuchung

führen.“ — Nach diesem Bescheide ging die Nachbarin bedenklich fort, aber in ihrem Herzen blieb nicht die Weigerung Wlaskas, sondern nur die Versicherung stehen, daß sie eigentlich recht gut solche Dinge könnte wenn sie nur wolle, und der Glaube an ihre Hexenschaft stellte sich nur um so fester, je eifriger sie mit den deutlichsten Worten sich dagegen verwahrte.

Eine alte Geschichte kam hinzu. Eines Abends waren Nachbarskinder bei Jelineczs, und spielten mit den Mädchen, welche damals etwa sechs bis acht Jahre alt sein mochten. Da es im Hof sehr schwül wurde, gingen sie allzusammen in das düstere Hinterstübchen. Dort fragte ein vorwitziges Kind das älteste Töchterchen, ob denn wirklich die Zigeuner Wetter machen und Geister beschwören könnten. Das Kind, welches wie seine Mutter Wlaska hieß, lachte laut auf, sah zum Fenster hinaus und sagte leichtfertig: das kann ich selber schon und wills euch einmal zeigen. Mit diesen Worten schloß es den Laden, holte ein brennendes Licht und begann wohl eine Viertelstunde lang aus einem großen Buche zu murmeln. Plötzlich zog draußen ein Wetter auf, der Blitz leuchtete durch die Ladenritzen, und es wurde stockfinster drinnen und draußen. Da las das Mädchen mit viel lauterer Stimme, und mit einemmale blies es das Licht aus und schlug dabei heftig auf den Tisch. Der Sturm sauste, und ein furchtbarer Stoß geschah gegen den Laden. Aha, er pocht, sagte die kleine Wlaska; seht ihr, wie gehorsam er ist?

Damit sprang sie, wieder laut lachend, auf den Laden zu, öffnete ihn ein wenig und sprach: Da steht er vor dem Fenster, er hat große rothe Augen wie ein Teller und mächtige Hörner; jetzt will ich ihn auch noch herein beschwören, daß ihr ihn alle sehen sollt; ihr dürft euch aber ja nicht fürchten, sonst frißt er euch. Da sanken die todtbleichen Kinder auf die Knie vor ihr und flehten aus Leibeskräften, sie möge doch den schwarzen Mann wieder wegschicken. Wlaska ließ sich rühren und winkte dem Geiste abzutreten; aber in diesem Augenblicke schlug hart über dem Hause ein Blitz, augenblicklich vom Donner gefolgt, so grimmig nieder, daß die kleine Zauberin selbst leichenblaß vom Fenster zurücktaumelte, während die andern Kinder, vor Angst laut heulend, durchs Vorhaus fortstürmten und durch den Regen weinend zu ihren Eltern liefen mit der gräßlichen Geschichte. Es war vergebens, daß das lustige Kind am folgenden Tage seinen dickköpfigen Gespielen betheuerte, es habe mit ihnen nur eine Eulenspiegelei getrieben. Der Aberglaube, der jetzt überall seinen Untergang im Siege der gesunden Vernunft voraussieht, ist wie eine häßliche Raupe, die auf einem schnellfließenden Bache dahinschießt; um sich vor dem Ertrinken zu retten, umklammert sie auch das kleinste Strohhälmchen, das doch sogleich mit ihr untersinkt. Diese Geschichte ward im Dorfe nicht mehr vergessen, und von da an ließen die Eltern ihre Kinder nicht gerne mehr mit Jelinecz Töchtern spielen.

Diese Stellung zur Gemeinde hatte Mutter Wlaska, als der Mann starb und sein ältestes Kind erst zwölf Jahr alt war. Sie war eine Fremde, hatte keinen Grund und Boden und somit kein Bürgerrecht am Orte. Das Gewerbe des Mannes konnten Weiber ohne den Schein der größten Leichtfertigkeit nicht forttreiben, und doch mußte Brod beigeschafft werden, denn das Gärtchen mit dem Kartoffelstück reichte am Ende zur Kost, aber nicht zur Hausmiethe und zu sonstigen Bedürfnissen hin. Wie alle Mütter, hoffte sie auf die Möglichkeit, durch eine der Töchter noch einmal ihr Glück zu machen. Die Mädchen waren gesund, hübsch und lebhaft; das czechische Blut gab ihnen ein in Deutschland nicht gekanntes Feuer und eine angenehme sinnliche Beweglichkeit. Die älteste, Wlaska, die man im Dorfe sehr unpassend in Bläßchen umtaufte, war feiner als die Schwestern; die zweite, Sabine, das Ebenbild der Mutter an Kraft und an Festigkeit der Züge; Ludmilla aber, das jüngste, erst sechs Jahr alte Kind, das im Dorfe Mielchen genannt wurde, machte seiner Taufpatronin, einer heiligen Fürstin Böhmens, alle Ehre; es war schüchtern und hatte von der Mutter nur die brennende hingegebene Frömmigkeit ererbt. Um jedoch eine Zukunft hoffen zu dürfen, mußte vor Allem die Gegenwart gesichert werden. Die Mutter faßte den Plan, ein Geschäft anzufangen, das ihr möglich machte, in einigen Jahren das Häuschen mit Grund und Boden anzukaufen und so sich als Eigenthümerin in der

Gemeinde festzusetzen. Dadurch, so schloß sie nicht mit Unrecht, würde auch ein Freier eher sich anlocken lassen.

Auf dem Lande gibt es einen großen Uebelstand für die Hauswirthschaften: das sind die Marktgänge. Eine Bäuerin hat ein Viertel Eier, ein Dutzend Kohlhäupter und ein Schock Zwiebeln zusammen; sie braucht Geld, oder sie muß verkaufen, weil die Sachen ihr verderben. Sie läuft also mit einer kleinen Last in die Stadt eine Meile weit, kommt spät am Nachmittage zurück, hat vielleicht einen Gulden gelöst, aber einen Arbeitstag versäumt. Die Kinder sind nicht gewartet worden, im Hause hat die Aufsicht gefehlt, die Thiere haben ihr Futter nicht gehörig bekommen, und im ganzen Hauswesen ist zweimal mehr Schaden gestiftet, als der Gulden werth war. In größern Haushaltungen ist es nicht viel besser, da man um des Marktgangs willen das Dienstmädchen fast einen ganzen Tag aus der Arbeit mißt. Allerdings sind Bauersfrauen und Bauernmädchen von dieser Wahrheit schwer zu überzeugen, denn den meisten ist der Marktgang, was den städtischen Damen die Kaffeevisite: sie sehen die Welt, treffen ihre Bekanntinnen, und unter dem Scheine, beschäftigt zu sein, auf den alle Weiber so viel geben, brauchen sie doch nicht zu arbeiten, gerade wie die vornehme Welt mit Stickereien ihre faulen Stunden entschuldigt. Allein in Stadt und Land gibt es auch der braven Mütter viele, und auf diese baute die kluge Böhmin ihren Plan. Sie wollte mit Hülfe ihrer Töchter Zwischen-

händlerin zwischen dem Dorfe und der nahen Universitätsstadt werden; indem sie die Bodenerzeugnisse einkaufte und dann auf ihre Rechnung zu Heidelberg feil bot. Damit verband sie das Geschäft einer Botengängerin, was oft gute Nebenverdienste mit sich führt, wenn es gewissenhaft besorgt wird. Sie verkaufte zwar etwas theurer als die Bäuerinnen selbst, allein da es ihr Grundsatz war, nur gute Waare, reifes Obst und frische Gewächse feilzubieten, diese aber stets zu festen Preisen, so standen auch die städtischen Hausfrauen zuletzt bei ihr sich besser, als bei dem langen Aussuchen und Feilschen, das den andern Verkäuferinnen gegenüber nöthig war. Obenein war sie redlich; sowohl ihr Stolz als auch ihre einfach herzliche Frömmigkeit behüteten sie vor jeder gemeinen Betrüglichkeit. In einem einzigen Sommer erwarb sie sich so viele städtische Kunden, daß sie schon täglich ihren Stadtgang machen konnte und in der Regel sogar eins oder zwei der Kinder mit Körben voll von Geflügel oder leichtem Gemüse mitnehmen mußte.

Die Mädchen fanden sich leicht in diesen Erwerb. Wlaska, die schwächste, besorgte meistens Haus und Küche; Sabine und Ludmilla aber thaten die Marktgänge mit der Mutter, bis die letztere, nachdem die Töchter nun vollständig erwachsen waren, dieses mühsamste Geschäft ihnen fast ganz überließ und dafür den eben so wichtigen Einkauf im Dorfe übernahm. So wurde Sabine für die Stadt die Hauptperson, wozu

sie auch trefflich sich eignete. Sie war zu einer kräftigen Schönheit herangeblüht, und die täglichen Märsche stärkten noch ihren festen Körper. Ihre Haut war weißer, als die der Mutter, aber dunkel genug, um von keiner Sonnenglut angegriffen zu werden. Auch kannte sie ihren Werth und wußte ihn geltend zu machen; bald lockte in Heidelberg die Anmuth der Verkäuferin ebenso wohl wie die reinlich ausgelegte Waare manchen anfangs nicht Kauflustigen an. Namentlich die Musensöhne waren ihres Lobes voll; sie versäumte aber auch nie, neben den nutzbaren Sachen ein paar Blumensträuße mitzubringen, die sie an die jungen Leute verschenkte, wenn sie Obst von ihr kauften und dabei artig waren, während sie jede Ungezogenheit mit der treffendsten Antwort abzuweisen verstand. Die frühesten Veilchen wurden dazu an allen sonnigen Hecken mit Eifer gesucht; später gab das eigene Gärtchen oder die Gärten der Nachbarn Rosen und Jelängerjelieber die Fülle her: denn mit Blumen ist auch der Bauer nicht geizig, weil sie ihm nichts einbringen. Waren so die Studenten mit Binchens Munterkeit ebenso sehr als mit ihren Kirschen und Rosensträußen zufrieden, so gewann sie die Herzen der Hausfrauen durch ihre Pünktlichkeit, aber noch mehr freilich durch ihre Eier. Denn die Odenwälder Eier sind am Neckar und im ganzen Craichgau sehr beliebt wegen ihrer wunderschönen goldgelben Dotter. Diese goldgelben Dotter hält man für besonders wohlschmeckend und auch für besonders

gesund, weil die Hühner auf dem Odenwald frei laufen und in munterer Laune herumflattern, auch viel frisches Gras und feines Kraut fressen; während die milzsüchtigen und hektischen Stadthühner, die in kleinen Höfen nur düstern Phantasien nachhängen, überhaupt allzusehr einem einsamen Brüten sich hingeben, nur solche Dotter zu Wege bringen, denen, um mit einem großen Dichter zu reden, bereits die Blässe des Gedankens angekränkelt ist.

An einem Nachmittage im hohen Sommer 1844 wanderte ein frischer Bursche, der einen hübschen ganz ungeschornen Bart und in der Tasche ein Patent als badischer Unteroffizier trug, über die hessische Grenze auf dem Odenwald in die badische Pfalz hinein. Trotz seinem Bündel schritt er so munter aus, als wolle er heute noch nach Heidelberg oder wer weiß wie weit ins Nachtquartier. Allein als die Schatten allgemach länger wurden und er aus einer Waldschlucht, durch welche der Weg ihn fast eine Stunde geführt hatte, plötzlich auf der Höhe in die von der Abendsonne beleuchtete Kornflur hinaustrat, da blieb er im Staunen über die Schönheit der Gegend stehen und suchte sich, um sie zu genießen, eine Rastestelle.

Diese fand er wenige Schritte vom Wald entfernt auf der steinernen Einfassung eines Felsenbrünnchens, das mit kleinen Blasen aus den Kieseln auf seinem

Grunde aufperlte und sein sonnenhelles Wässerchen nach kurzem Laufe in die umliegenden Kornfelder versenkte. Eine breite Linde beschattete den Platz und hielt ihn heimlich und kühl mitten unter den in der Sonnenglut zitternden Aehren. Von hier flog der Blick in eine unendliche Weite. Während fern links ein kleines grünes Fleckchen des Neckarthals oberhalb Heidelberg zwischen Wald und Fels hervorschien, blickte man rechts in die Rheinebene, wo die Sonne in Majestät hinter den dunkeln Thürmen von Speyer sich senkte. Dort hob der Donnersberg, im Abendgold leuchtend, seine ruhig erhabene Linie hinter den eigensinnigern Zackenformen des Haardtgebirges herauf. Es war etwa eine Woche vor dem Beginn der Roggenernte, das Korn leuchtete weiß in der Abendsonne, und durch diesen lichten Teppich zogen grünliche Meereswellen, vom Ostwinde des nahenden Abends aufgeregt. Die Wachtel schlug im hohen Spelz, der in der reifenden Dürre wie vor leisen Geisterfußtritten knisterte; der Thymian duftete mächtig auf dem heidebedeckten Felsrücken, der vom Wald zum Gefilde sich absenkte und aus dessen Schooße das Quellchen entsprang. Drunten aber, einige Büchsenschüsse weit, auf steilabfallendem Pfade erreichbar, lag im Thalkessel unter grünen Obstbäumen das Dorf, dessen wir früher gedachten; der Rauch der Abendküche stieg leise in die von Goldstrahlen durchsponnene Luft, und mit dem eben jetzt erklingenden Tone der Nachtglocke vermischt, scholl das Lachen der spielenden Kinder und

das frohe Gebrüll herauf, mit dem das Vieh, eben von der Weide einziehend, die heimatlichen Ställe begrüßte. Es war einer der Abende, an denen das glückliche Menschenherz nach Liebe verschmachtet, das gramvolle aber zugleich mit dem brechenden Sonnenauge sanft in den Tod sich aufzulösen wünscht.

Mutter Wlaska, die alles Naturfrische liebte, hielt streng darauf, daß in ihrer Küche zu Speisen und Getränk nicht Wasser aus dem Dorfbrunnen, den jeder Regen milchweiß färbte, sondern nur die kühle, ewig helle Gabe des Felsenborns gebraucht wurde. Zu diesem Zwecke mußte jeden Abend abwechselnd eine der Schwestern mit der Bütte hinauf. Heute traf Sabinen die Reihe, und kaum hatte Valentin, so hieß der junge Mann, einen Blick in der Gegend umhergesandt und einen Trunk aus dem Quell gethan, so sah er des Mädchens hohe Gestalt den Felsenpfad heraufsteigen.

Er erhub sich vom Steinsitz und hielt staunend die Hand vors Auge, um vor der Abendblendung schärfer zusehen zu können — denn nie war ihm ein solches Mädchen vorgekommen. Sabine war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt und stand in der Fülle jugendlicher Blüte und Kraft. Sie trug einen kurzen, aber weiten Rock von hellem Zeuge, der faltig über die Hüften herabfiel. Wer neben ihr hinaufstieg, hätte den Strumpf von ungebleichtem Zwirn in das rothe Knieband auslaufen sehen. Dagegen lag das rothe Mieder, vorn mit Schnüren geheftet, knapp an, und unter ihm zeichneten

sich voll und scharf die Brüste. Nur das Hemde bedeckte die Schulter und den Oberarm, der schlanke Hals war blos und trug an dünner schwarzer Schnur ein kleines silbernes Kreuz. Auf dem leicht emporgeworfenen Kopfe schaukelte sich der Zuber, der ihr dunkles Antlitz warm beschattete. Das herrlichste schwarze Haar, das Erbtheil des Zigeunerstammes, legte sich vorne in kleinen, hinter dem Ohre wieder aufgebundenen Zöpfen bogenförmig an ihre Schläfe, hinten aber fiel es in mächtigen Strängen bis zur Kniebiege aus dem blendendweißen Kopftuch hervor, das seinen Glanz noch erhöhte. Die schönen braunen Gazellenaugen unter dunkeln Brauen und die lichte Kirschfarbe der feingeschnittenen Lippen deuteten auch bei ihr noch auf die Heimat unter den Palmen des Nils oder den Maulbeerschatten des Multans zurück. Nur auf den Fußspitzen sich hebend, ohne einmal die Ferse aufzusetzen, stieg sie leicht und schwebend wie eine Gemse den ungleichen Felspfad hinauf und überhüpfte die scharfen Steine, die ein dort im Winter herabschäumender Gießbach regelmäßig jedes Jahr aufhäufte. Nicht zauberischer in dunkler Schönheit war die Tochter des Midianiters, als sie des großen Moses Herz gewann beim Brunnen der Wüste, nicht feuriger und herzverlockender Rebekka, als sie auf dem abendlichen Gefild vom Sattel des Kameeles herabglitt, um ihren jugendlichen Bräutigam zu begrüßen.

Als sie nahe vor dem Brunnen die Bütte abhob,

erblickte sie ihn. Schönheit und Kraft werfen in jedes Herz ein fröhliches Licht; beide lächelten sich an, und Valentin grüßte zuvorkommend und mit Achtung.

Wie heißt der Ort, Jungfer, fragte er, und wie weit ists von drunten noch nach Heidelberg?

Das Mädchen nannte ihm das Dorf und fügte hinzu: Wer gut ausschritte, könnte um zehn Uhr in der Stadt sein.

Nach dieser wichtigen Mittheilung trat sofort eine Stockung ein. Sabine nahm einen Krug aus der Bütte und begann mit diesem das Wasser aus dem Born zu schöpfen. Valentin suchte nach einer neuen Anknüpfung.

Nun, Jungfer, fragte er, ist bald Kirmeß unten im Dorf?

O freilich, erwiederte sie, heute haben wir Donnerstag, und Sonntag über vierzehn Tage ist unsere Kirmeß.

Ei da werden die Bursche drunten sich drum reißen, wer Sie zum Tanz zu führen hat, und der Schatz wird wohl eifersüchtig werden?

Sabine erröthete, aber ihr Stolz stand ihr zur Seite; sie hob den Kopf auf und sagte: Ich habe keinen Schatz und so gehe ich auch nicht zum Tanz.

Da sprang Valentin auf, sah ihr ins Gesicht und sagte mit ungeheucheltem Erstaunen: Sie hat keinen Schatz? Das macht Sie mir nicht weiß.

Das war unfein von Valentin, und schon wollte

Sabine schnippisch sagen: Wers nicht glauben will, mags halten, wie er Lust hat — aber ein Blick in sein ehrliches Gesicht hielt sie zurück und sie sagte ruhig: Ich bin ein gar armes Mädchen und eine Fremde obenein, da regnen die Schätze nicht vom Himmel, Sie können mirs glauben!

Als sie ihn so mit Sie anredete, merkte er, daß er sich im Tone vergriffen habe. Auch er sprang in die feinere Redeweise hinein, die ihm leicht war, denn wie durchweg in Baden hatte er einen guten Schulunterricht genossen. Hören Sie, sagte er bescheiden, wenn ich nun am Kirmeßtage hier wäre, würden Sie wohl mir die Ehre geben, und ein paar Walzer mir zusagen?

Sabine war verlegen. Der Mann war wildfremd, und sah doch so ordentlich und gesittet aus. Sie wollte ausweichen.

Ach Sie sind ja hier fremd, sagte sie; heute Abend oder morgen früh sind Sie über Berg und Thal, und da könnte ich lange warten nachher, wenn ich auf Sie warten sollte. Und als wollte sie von dem Tanzantrag abspringen, fragte sie mit gleichgültigem Tone: Um Vergebung, wo soll denn die Reise hin?

Valentin war schlau genug, in dieser Frage das zu erkennen, was wirklich in ihr lag. Sabine wollte erst eine Auskunft über das Wo und Wie ihres sich anbietenden Tänzers, ehe sie zusagte. Da nun konnte er genügend sich ausweisen. Er berichtete, daß er aus

dem Oberlande an der Schweizergrenze von Bauersleuten herstamme und jetzt einmal wieder heim wolle. Er erzählte, wie er früh Waise geworden und auf Kosten der Gemeinde im Hause des Lehrers erzogen sei, der ihn zum Unterlehrer habe bilden wollen. Aber das gefiel mir nicht, fuhr er fort, ich schaffe lieber in der freien Luft, als daß ich sollte in der Schulstub hocken. Da bin ich Knecht geworden bei einem reichen Bauern zu Emmendingen, und hernach bin ich zu einem Verwandten von dem gezogen, der wohnt hier unten im Hessischen. Dann hab' ich zum Militär gemußt, und weil ich schön schreiben kann und meine Sachen ordentlich verstanden habe, bin ich Unteroffizier geworden, und wollte erst auf den Offizier dienen; aber alleweil gefallt mir das Faullenzen in den Kasernen auch nimmer recht, da hab ich meinen Abschied genommen, bin ins Hessische hinüber meine Sachen holen, und alleweil will ich ins Oberland, zu schauen, was dort passirt ist die Zeit über; und darnach Arbeit suchen, wo ichs finde.

Arbeit? sagte Sabine. Arbeit gibts doch alleweil überall, denn es ist Erntezeit. Arbeit finden Sie auch hier in der Pfalz, und hier ist in dem Stück ein guter Brauch: wer das Korn schneidet, bekommts auch zu dreschen.

Lag nicht ein Wink in diesen Worten? Wenigstens Valentin nahm es so. Wenn Sie das meinen, sagte er: ich wollte heut noch nach Heidelberg oder noch ein

Endchen weiter hinauf gegen Wiesloch zu, denn um zehn Uhr kommt der Mond. Aber ebenso gut bleib ich da und probire mein Glück, wo ich bin. Und nun, Jungfer — ah so, wie heißen Sie denn?

Sabine heiß' ich, sagte das Mädchen erröthend.

Also, Sabine, wenn ich nun Arbeit treffe hier in der Pfalz, darf ich dann Sonntag über vierzehn Tage kommen und Sie abholen.

Sabine hatte jetzt keine Möglichkeit mehr, auszuweichen, und kein Recht, zu weigern. Sie sagte also herzhaft: Warum denn nicht? — und rüstete sich, wegzugehen.

Valentin trat zu ihr und faßte ein Oehr der Bütte an, um ihr die Last auf den Kopf heben zu helfen. Darf ich wohl mit Ihnen hinuntergehen, fragte er schüchtern, damit ichs doch zu finden weiß, wo Sie wohnen?

Das gäbe gleich ein Gerede, sagte Sabine. Warten Sie, bis ich unten am Stein bin, dann können Sie nachkommen und zuschauen, wo ich eintrete: das ist meiner Mutter Haus.

Bei diesen Worten hob sie die Bütte an einem Ende, und Valentin am andern. Als sie auf dem Kopf Sabinens schwebte, wollte sie ihm für den kleinen Dienst danken; da sie es aber wegen der Last nicht mit einem Kopfnicken konnte, mußte sie es mit einem Winke der Augenlider thun, was denn freilich, wenn wir verliebten Leuten in diesem Stücke glauben, noch viel ver-

traulicher aussieht, als ein bloßes Kopfnicken. Mädchen in dieser Lage, eine schwere Wasserbütte auf dem Kopfe, sind ziemlich wehrlos, und das benutzte Valentin, um ihr als Erwiederung auf den Augenwink einen geschwinden Kuß auf die Wange zu geben. Sabine erröthete tief, aber sie sagte kein Wort und stieg, trotz der Last, mit eben so leichten Schritten, wie sie gekommen war, den Felsenpfad hinab.

Valentin wartete eine kurze Weile, sprang hierauf dem Mädchen nach und fing noch einen flüchtigen Gruß der braunen Augen auf, den sie unter ihrer Hausthüre ihm zuwarf. Alsdann beschloß er, im rothen Ochsen sein Nachtquartier zu nehmen. Man muß nämlich wissen, daß ganz Baden schier keinen Ort besitzt, in welchem es keinen Rothen-Ochsenwirth gäbe. Valentin schaute sich also nach diesem ebenso angenehmen, als bedeutungsvollen Zeichen um, und bald leuchtete ihm ein solches durch die Abenddämmerung nahe bei der Kirche entgegen. Er trat in die Gaststube und forderte einen Schoppen Batzenwein, ein Abendbrod und ein Nachtlager.

Wenn nun meine norddeutschen Brüder von einem Wirthszimmer des Südens hören und dabei die langweiligen Restaurationen, Lesekabinette und Kaffeestuben ihrer Städte sich vormalen, oder gar an die fliegensummenden Branntweinschenken auf dem Lande denken, so muß ich ihrer Einbildungskraft etwas nachhelfen. Ueberall wo Wein wächst, und am Orte seines Wachs-

thums also zu wohlfeilen Preisen getrunken wird, lebt eine höhere, feinere Wirthshausgeselligkeit. Die süddeutsche Gaststube ist einer der wichtigsten Plätze für das öffentliche Leben. Nicht wie im Norden sondern sich hier die Stände in Casinos und Klubs ab: der Schoppen dient vielmehr als Bindemittel zwischen allen Berufsarten und selbst allen Bildungsstufen, die indessen in Baden nicht so gar weit auseinander liegen. Während der Berliner zur Theestunde sich mit seiner Familie und vielleicht einem Buche zusammenthut, geht hier der Bürger allabendlich ins Wirthshaus, denn hier ist die Hochschule des Volks für die Politik. Der Lehrer, der im deutschen Süden fast durchweg die Fortschrittspartei vertritt, liest die Zeitung vor, welche jeder Wirth als das hauptsächlichste Anlockungsmittel zu halten verbunden ist; die kraftvollsten Kammerreden kommen zum Vortrag und werden ausführlich besprochen; auch bildet sich hier das Urtheil darüber, ob der gewählte Abgeordnete des Kreises im Sinne der Wähler seine Schuldigkeit thue oder nicht. Alle Stände gleichen sich in den gemeinsamen Interessen des Staatslebens aus; selbst Pfarrer und Bürgermeister verschmähen es nicht, hier öfter einzusprechen, und hierauf zum großen Theile beruht es, daß der Klassenkampf zwischen Reich und Arm hier noch nicht stark durchgreift, vielmehr die Begüterten gerade den Kern der Oppositionspartei bilden. Es würde auffallen, wollte Jemand in die Herrenstube sich zurückziehen; höchstens geht man dahin, um allein

und ungestört zu speisen, und kehrt dann in die allgemeine Gaststube zurück. Natürlich spielt bei diesem Allem der Wirth eine Hauptperson; in ihm sammelt sich gleichsam alles politische Licht, das die gesammten Gäste von sich strahlen; er hat mit der neuen Zeitung und durch die einsprechenden Fremden zuerst die neuesten Nachrichten in Händen, und weiß seine Belehrungen stets an den rechten Mann zu bringen; daher auch in allen süddeutschen Bewegungen die Gastwirthe stets eine große Rolle gespielt haben. Manche Wirthsstube der Pfalz ist wichtiger, als zwölf Gemeindehäuser zusammengenommen.

Gewiß, dieß hat auch seine Kehrseite. In den bewegtesten Wirthshäusern werden nur Oppositionsblätter geduldet; der Ton dieser politischen Besprechung, die gar oft auch zur politischen Kannegießerei wird, ist heftig und leidenschaftlich, und der zu diesem geistigen Vergnügen hinzugenossene Wein, verbunden mit der lauten und redseligen Art dieses warmblütigen Menschenstammes macht gründliche Belehrung, kalte Ueberlegung unmöglich. Das knattrige Rauschgold macht sich ebenso wohl wie das Edelmetall geltend, und das zornige Raisonniren der offiziellen Wirthshausdemokraten ersetzt nur zu oft die tüchtige Bildung, den gediegenen Charakter. Unstreitig ist dieß ein Uebelstand, den die Regierung überwinden konnte, wenn sie früh genug sich entschloß, durch ihre Schulen gesunde und klare Staatsbegriffe in die Köpfe des heranwachsenden Geschlechtes

zu pflanzen. Allein hier wie überall sind die neun Stufen der Engel aus dem Katechismus stets für wichtiger zu wissen erachtet worden, als die Kenntniß der heiligen Rechte und Pflichten, die dem Bürger seinem freien Staate und der Gemeinde gegenüber zukommen.

Nebenbei schließen sich denn im Wirthshaus noch eine Menge anderer Geschäfte ab, die auf Handel und Wandel Bezug haben. Die Gaststube ist die Bank und Börse des Dorfes, wo man die Schrannenpreise der nächsten Märkte erfährt und gar oft auch die Preise macht; außerdem aber dient die abendliche Zusammenkunft als allgemeines Commissionsbüreau. Darauf nun ging unser Valentin sogleich aus. Nachdem er dem Ochsenwirth auf die gewöhnlichen Fragen Rede gestanden, rückte er mit seinem Anliegen heraus, ob es wohl für einen rüstigen Tagewerker Arbeit im Orte gebe. Ehe eine Viertelstunde verging war er bereits mit einem begüterten Bauern in Unterhandlung, der für die bevorstehende Ernte Hülfe brauchte und in dessen Lohn Valentin gleich morgenden Tages eintreten konnte. Nachdem dieses im Reinen war, gab man sich sorglos den politischen Debatten hin, die von Minute zu Minute lebhafter wurden, und Valentin, der gegen das Allgemeine nie gleichgültig gewesen war, klang begeistert mit an, als sich zur Zeit der Bürgerglocke die Gesellschaft mit einem fröhlichen Anstoßen der Gläser auf Vater Itzstein trennte.

Valentin war als Knecht in die Dienste des Bauern getreten, der eine Viertelstunde vom Dorf einen großen Hof bewohnte, und während der Ernte hatte er treu seine Pflicht erfüllt. Da ihm seine vor dem Militärdienst getragenen Kleider zu knapp und zu abgetragen erschienen, so wandte er einen Rest seines früheren Lohns, den er im Hessischen eingezogen hatte, auf einen zierlichen neuen Anzug. Eine schwarze, engzugeknöpfte Jacke, auf dem Rücken mit ein paar Schnüren besetzt, hob seine schlanke Gestalt gut hervor. Statt der hier zu Lande modischen Kappe wagte er, einen jener über dem linken Ohr aufgeschlagenen Heckerhüte mit hinten herabhangenden Troddeln anzuschaffen, die jedem kräftigen Männerkopf den Ausdruck einer kecken Entschlossenheit verleihen. Seinen Bart ließ er ungeschoren, obwohl das in jener Zeit beim Landvolk noch ebenso selten war, als es nach der Revolution von 1848 bräuchlich geworden ist. In dieser Tracht, der seine feste militärische Haltung erst den rechten Ausdruck gab, ging er am Kirmeßtage vor dem Mittagsessen ins Haus Sabinens, die er mittlerweile während der harten Erntetage nur im Vorübergehen hatte begrüßen können, und stellte sich der Mutter Wlaska vor. Von dieser, die auf ihn in ihrem Ernst einen ebenso bedeutenden Eindruck machte, als wiederum sein männliches Wesen ihr wohlgefiel, erhielt er sodann gleichfalls die Erlaubniß, Abends vier Uhr Sabinen auf den Tanzboden führen zu dürfen. Valentin war so klug, auch die

beiden Schwestern einzuladen; die ältere nahm es nach kurzem Schönthun mit innerem Vergnügen an, die kleine fromme Ludmilla aber hatte am Morgen ausnahmsweise die für heut etwas reichlicher bedachte Küche versehen und deßhalb auf die Messe verzichten müssen; sie erklärte daher, sie wolle lieber den Nachmittag dazu verwenden, um auf das entfernte katholische Dorf zu wandern und sich für die versäumte Messe durch Vesper und Predigt zu entschädigen.

Schon um drei Uhr war Valentin da und ging stolzen Schrittes zwischen den beiden schönen Mädchen, eines an jedem Arme führend, durchs Dorf zum rothen Ochsen hinab, in dessen Oberstock der angesehenste Tanzplatz des Ortes sich befand. Er tischte seinen Tänzerinnen vom besten Weinheimer Wein auf, und bald begann nun der Tanz, so lustig, so wild und so unermüdlich, wie das Landvolk in ganz Deutschland und in der ganzen Welt an den auserwählten Tagen des Vergnügens — und das sind ja vor Allem die Kirmeßtage — ihn liebt. Valentin tanzte zuvorkommend mit beiden Mädchen, aber Sabine war und blieb sein Herzblatt, und auch sie selber ward mit jedem neuen Walzer feuriger und zutraulicher, während die feine Wlaska bald andere Tänzer fand.

Der Tanz mochte eine Stunde gedauert haben, als mit lautem Peitschenknall und noch lauterem Halloh neue Gäste heranfuhren. Es waren Heidelberger Studenten mit bunten Mützen und vielfarbigen breiten

Verbindungsbändern, die, sechzehn an der Zahl, ihre Beine und Stöcke aus zwei gichtbrüchigen Droschken heraussuchten, deren jede von Einem einzigen lendenlahmen Gaul gezogen wurde.

Unsere Leser sollen hier erfahren, daß es in der Nähe jeder Universitätsstadt Eine Hauptkirmeß gibt, die von den Musensöhnen ganz regelmäßig und bloß zu dem höchst uneigennützigen Zwecke besucht wird, daselbst sich eine triftige Anzahl gediegener Prügel zu holen. In Bonn galt für diese Kirmeß während unserer akademischen Periode die zu Siegburg; in Heidelberg stand 1844 gerade jenes Odenwälder Dorf in Mode. Die Waffen, mit denen man für diesen geistreichen Zweck sich versah, waren vor zwanzig Jahren die Ziegenhainer; seit aber der einzige Wald bei Jena eingegangen ist, welcher dieses berühmte Gewächs erzeugte, sind die dicken spanischen Rohre stark in Schwung gekommen, deren Hieb schon sanfter, obwohl kaum minder einschneidend ist. Endlich hat die jüngste Zeit uns mit der Erfindung der Gutta-Percha-Stöcke beschenkt. Ich trage kein Bedenken, diesen den Preis zu geben und sie für das Ideal und Nonplusultra aller Prügel in der ernsteren Gattung zu erklären (in der komischen würde ich das Studentenrapier vorziehen), da ihre gewichtigen Hiebe sich mit einer Wollust und Biegsamkeit, die etwas wahrhaft Schlangenartiges hat, an jede Vertiefung und Erhöhung des Körpers anschmiegen, dem sie zufallen. Allein in dem Jahr, von

welchem wir erzählen, war die heilsame Erfindung der Gutta-Percha leider noch nicht gemacht, und so waren es, außer den aushülflich dienenden faustdicken Weichselrohren der Pfeifen, eben Stöcke verschieden an Holz und Stärke, mit denen unsere Achäer den Kampfplatz betraten.

Es gibt keine Menschenklassen, mit denen man herzlicher und unbefangener zechen und froh sein kann, als mit Bauern und Handwerkern. So wie aber ein ächter Student in deren Nähe kommt, fordert es der akademische Brauch, gegen sie brutal zu werden und sie durch Neckereien und Renommagen herauszufordern. Dießmal gab Sabine den Anlaß her, welche einige der Corpsbursche als frühere Bekannte vom Markt her begrüßten. Sie tanzten ein paar Walzer mit ihr, und Valentin war vernünftig und gebildet genug, um sich darüber nicht zu ärgern. Aber da das Wesen von Einigen, etwas zutäppisch wurde, beschloß Sabine selbst, der Sache ein Ende zu machen. Das flinke Mädchen trat mit dem Längsten und Uebermüthigsten zum Walzer an, und begann ihn so unabläßig und unaufhaltsam herumzureißen, daß er, nachdem sie ihn zehnmal zur Tour um den ganzen Saal herum gezwungen hatte, endlich plump zu Boden fiel. Sie erwartete das, ließ ihn im rechten Augenblick los, sprang mit einem federleichten Hupf über seine Beine weg und tanzte laut lachend den Walzer ohne Tänzer fort bis zu Valentin. Diesen riß sie sofort in den Wirbel hinein und zeigte

dessen unermüdliche Kraft dem städtischen Renommisten, der gedemüthigt giftige Blicke auf den von Sabinen offenbar begünstigten Nebenbuhler schoß. Die Studenten beschlossen Rache: einer trat Sabinen mit dem Sporn ins Kleid und zerriß es ihr, worauf er sich halb spöttisch entschuldigte, und bei dem nächsten Tanz flog ein Stock, wie unversehens gefallen, Valentin dicht vor die Füße, so daß er, wenn Sabine nicht aufmerkte, heftig hätte hinstürzen müssen. Er sprang aus dem Tanz und trat vor den Tisch der Studenten hin. „War das Spaß oder Ernst," fragte er, „daß Sie mich und das Mädchen zu Boden werfen wollten?"

„Nimms wie Du willst, Bauer!" sagte der lange Renommist.

So nehm' ichs als Ernst, schrie Valentin, sprang drei Schritte zurück und warf seine Jacke ab. Von Sabine vergebens zurückgehalten, ergriff er mit erstaunlicher Behendigkeit einen jener eichenen Bauernstühle von sehr einfacher Bauart bei der Rücklehne, und stieß dessen vordre Beine kräftig auf den Boden. Der Erfolg entsprach: das Sitzblatt sprang entzwei und lieferte ihm an den Vorderbeinen zwei auserwählte Schlägel. Mit dem Rückenblatt und dem, was sonst von Trümmern in seiner Hand blieb, hielt er sich nicht lange auf; dieß diente ihm bloß dazu, den langen Renommisten sofort kampfunfähig zu machen, indem er es ihm kurzweg an den Kopf warf, daß er zu Boden taumelte. Dann packte er die beiden Stuhlbeine wie Keulen an

deren dünnem Ende, und mit dem einen parirend, mit dem andern drauffklobend drang er in den brüllenden Haufen der Studenten ein.

Die deutschen Studenten sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht allzusehr durch Herzhaftigkeit ausgezeichnet. Man kann es erleben, daß ein Student eine ehrbare Frau öffentlich beleidigt; das ist nichts, denn einzelne Niederträchtige hat jeder Stand; man kann es aber gleichfalls erleben, daß andre Studenten zugegen sind, welche den Niederträchtigen nicht mit der Reitpeitsche züchtigen. In der That, wer sich auf unsern ideenlosen Schulen acht Jahre mit dem verstümmelten Alterthum abplagt und dann unsere Professoren ein paar Semester hindurch die herkömmlichen Brodcollegien vortragen hört, kann keine Begeisterung in sich retten; die letzte Kraft aber geht mit dem erbärmlichen Duellrenommiren verloren, das den Menschen durch seine Lächerlichkeit so aushöhlt, daß er hernach vor einer pfeifenden Kugel nicht aufrecht zu stehen vermag. Man sah dieß glänzend im letzten badischen Revolutionskrieg; unter den Freischaarencompagnien sind diese liebenswürdigen Jünglinge, die doch stets die schönsten und längsten Hahnenschwänze trugen, in der Regel die ersten gewesen, die für ihre Mütter ihr junges Leben retteten. Das wirkliche Leben, die Noth und große Schicksale verbessern glücklicherweise das, was unsere Gelehrtenschulen gesündigt haben, bei Einzelnen — nicht bei Allen freilich,

denn unsere Candidaten, Referendarien und jungen Aerzte sind ja meist die Söhne derjenigen Stände, welche sich, sie wissen selbst nicht warum, die gebildeten nennen — und aus diesen ist die herbe Tugend und der naturwüchsige Heldenmuth längst entschwunden, um der gepriesenen Mäßigung, der hochbeliebten Weltklugheit Platz zu machen.

Trotz diesem versuchten die Studenten einigen Widerstand, sobald sie wahrnahmen, daß Valentin allein auf sie einstürmte; denn die andern jungen Bursche hatten nicht übel Lust diesen stecken zu lassen, da er ein Fremder war, während die Mädchen der stolzen Sabine halbwegs eine Demüthigung gönnten. Allein noch zur rechten Stunde besann man sich, welch eine Lücke es in der Chronik des Dorfes geben müsse, wenn man einmal die Heidelberger ohne Prügel von der Kirmeß heimließe. Die Ueberlieferung überwog also, wie so oft, die eigene Meinung; einige Bauernbursche entschlossen sich zum Entsatz Valentins, der sich von spanischen Röhren bereits bedenklich umschwirrt sah. Und nun wurden die Studenten blitzschnell und mit wunderbarer Leichtigkeit vom Tanzboden weggeklopft und die Treppe hinuntergeworfen; damit aber war auch nach ritterlicher Kampfesart die ganze Fehde zu Ende, und dem fliehenden Feinde wurde eine goldene Brücke gebaut. Die Studenten durften in der Unterstube ungestört ihre Brauschen mit nassen Tüchern versehen und sich in ihre Droschken setzen, welche sie denn so rasch

als nur Studentengäule vermögen, in den Sitz ihrer ernsten Musen und lieblichen Nymphen zurückführten.

Nachdem die Luft rein war und jeder der Dorfbursche mit dem tapfern Valentin auf nähere gute Bekanntschaft angeklungen hatte, begann der Tanz von neuem. Valentin hatte sofort, als wäre nichts vorgefallen, seine schwarze Jacke wieder angezogen und schwang sich eben mit Sabine in einer lustigen Polka, als er plötzlich einen scharfen stechenden Schmerz im linken Arme spürte. In einer Pause griff er unter den Aermel und fühlte das warme Blut seiner Hand entgegenquellen. Gleichwol tanzte er erst die Polka durch, trank mit den Mädchen seine Flasche Wein aus und bat Sabinen erst dann, so leid es ihm thue, eine Weile mit ihm hinauszugehen, indem er auf das schon den Fußboden beträufelnde Blut hinwies. Heftig erschreckt forderte sie ihn auf, mit nach ihrem Hause zu kommen, da ihre Mutter ihn rascher als jeder Arzt heilen werde. Wie gerne folgte er, und wie stolz auf einander schritten Beide durchs Dorf in die kleine Hütte der Mutter Wlaska!

Eine zerbrochene Flasche war nach Valentins Kopfe gezielt gewesen, hatte ihm aber bloß den fleischigen Theil des Oberarms zerschnitten. Wlaska nahm mit einem feinen Zänglein eine kleine Glasscherbe, die sitzen geblieben war und den Schmerz verursachte, heraus, und verband geschickt die Wunde, nachdem sie ausgewaschen war. Dabei aber verbot sie den jungen Leuten streng,

auf den Tanzboden zurückzukehren, weil dieses der Tod des Jünglings werden könne; wie zum Ersatz aber sollte er zum Abendessen da bleiben. Wie froh war das Paar über diese Auskunft! Die Mutter und die älteste Tochter, welche auch bald vom Tanzboden heimkam, wirthschafteten in der Küche, Ludmilla war aus der Vesper noch nicht zurück; Valentin und Sabine, durch den Vorfall von heute auf einmal sich ganz nahe gebracht, durften Viertelstunden lang allein in der traulich dämmernden Stube zusammensitzen. Valentin war für Sabine zum Retter und halbwegs ja auch zum Märtyrer geworden, und von da ists bei den Frauen nicht mehr weit zum Geliebten. Unsre Leserinnen mögen sich jener wonnevollen Stunden der ersten liebenden Annäherung zweier jungen Gemüther erinnern, die Jede, auch die unglücklichste von ihnen einmal im Leben wenigstens in einem blassen Abbilde kennen gelernt hat. Unsere Leser weisen wir dafür auf jene Gefühle zurück, die sie empfanden, als sie zum erstenmal am Familientische des Mädchens saßen, dem sie ihr Herz geschenkt hatten. Wir selber erzählen von diesem Abend nichts weiter.

Es war Winter geworden. Valentin hatte sich in seinem Dienste als einen treuen und tüchtigen Arbeiter bewährt. Wenn er mit einer rührigen Frau eine eigene Wirthschaft auf einem gepachteten Stückchen Acker anfing und nebenbei als Tagewerker arbeitete, so hatte er

Aussicht auf das Loos, das manchem Armen in der arbeitslustigen und betriebsamen Pfalz winkt. Man fängt mit Wenig an, man kauft zuletzt von irgend einem Auswanderer zu billigem Preise ein kleines Grundstück und legt mit jahrelanger Anstrengung das darauf ruhende Schuldkapitälchen ab. Dann wird ein Wieschen angeschafft, um eine Ziege und wenns hoch kommt eine Kuh zu halten. Auf dieser Stufe des errungenen Wohlstandes wird nun ein Gemüsegärtchen die Leidenschaft der Frau, wo sie pflanzen und durch den Marktgang Etwas verdienen kann — und so erringt das Paar am Ende auch noch eine eigene Hütte. Dann gehen sie zu ihren Vätern, zufrieden ihren Kindern die erste Handhabe hinterlassen zu können, an welcher dann diese sich manchmal sogar zum Reichthum emporschwingen. Was aber Einem gelang, war auch für Valentin möglich, zumal wenn Sabine das Marktgeschäft oder doch ein gutes Theil ihrer Kunden in seinen Haushalt mit herüberbrachte. Seit der Kirmeß galten Beide im Dorfe für ein Liebespaar, und auch im Hause des Mädchens wurde das stillschweigend angenommen. Als im Herbst die Abende lang wurden, spannen die vier Frauen noch eifriger als sonst, und Jede wußte im Stillen wofür.

Valentin war nicht ganz ein Mann nach dem Wunsche der Mutter Wlaska, sie hätte der rührigsten Tochter, die so sehr in ihre kräftige Art schlug, gerne eine glänzendere Partie gegönnt als einen Tagewerker. Auch fürchtete sie häuslichen Unfrieden, da Valentin ein

Protestant war. Aber die Freier waren in diesem Hause schon allzulange ausgeblieben, als daß man hätte wählerisch sein dürfen. Außerdem lebte Wlaska, wie jede töchterreiche Mutter, des Glaubens, daß ein glücklich verheirathetes Mädchen die Schwestern gleichfalls in den heiligen Ehestand mitreiße: was auch unter zehn Fällen zuweilen einmal zutreffen soll. Auch hatte sie ja selber noch immer ihren Wunsch nicht erreicht, es zu einem liegenden Eigenthum zu bringen: durfte sie Valentin abweisen, weil er arm war? Als daher eines Sonntags morgens der junge Mann sein Anliegen der Mutter vortrug, erhielt er ohne Bedenken die Zusage; er wollte nur seine Zeit beim Bauern ausdienen, und dann sollten die jungen Leute ihre eigene Wirthschaft anfangen. Seitdem fand Valentin sich fast regelmäßig Abends in der Spinnstube ein, wo Sabine ihre kleine Ausstattung rüstete. So verflossen ein paar stillglückliche Monate, und nun wars zum Aufgebot Zeit, wenn man im Frühjahr Hochzeit machen wollte.

In Baden haben die Geistlichen noch die Führung der Civilstandsregister, und die kirchliche Trauung schließt die bürgerliche in sich. Valentin begab sich demnach zum protestantischen Pfarrer des Dorfes, bei dem er sich bereits gleich bei seinem Dienstantritt als Gemeindeglied gemeldet hatte. Er traf ihn, wie man Pastore zu treffen gewohnt ist, im Schlafrock und Lehnstuhl mit der brennenden Pfeife und eine Tasse Kaffee vor sich. An diesem Pfarrer war das Merkwürdigste, daß er in

seiner ganzen Gemeinde keinen Feind hatte. Dieß ist freilich schwer zu begreifen, denn ein Pfarrer soll ja das Laster züchtigen und die Bosheit aufdecken, was ohne Feindschaften nicht abgeht. Allein ob nun Laster und Bosheit in diesem glücklichen Erdenwinkel gar nicht vorkamen, oder ob der Pastor das Züchtigen und Aufdecken vergaß — genug, er galt für einen vortrefflichen Mann, dem Niemand Etwas vorwerfen könne.

Im Vertrauen hierauf trug Valentin geläufig seine Wünsche vor. Der Pfarrer nickte freundlich, überzeugte sich, daß alle nothwendigen Tauf- und Todtenscheine vorhanden seien, und schrieb sich bereits die Vor- und Zunamen auf das Ankündigungsblättchen, das er aus seiner Kanzelbibel hervornahm. Das erste Aufgebot sollte schon am nächsten Sonntag stattfinden, und an Valentins Geburtsort erbot sich der Pfarrer selbst die nöthige Aufforderung amtlich abgehen zu lassen; der Bräutigam gab ihm herzlich dankend die Hand. Noch einen Gruß an die Jungfer Braut, sagte der Pfarrer, als Valentin die Thüre in die Hand nahm.

Schon war er auf der Treppe, da rief ihn die Stimme des Seelenhirten noch einmal hinauf. „Wie ist es denn," fragte dieser, „mit den hundertfünfzig Gulden?"

„Hundertfünfzig Gulden?" sagte Valentin mit einem leisen Schauder. „Was für hundertfünfzig Gulden?"

„Nun, Sie kennen doch unsere badische Gemeindeordnung? Wer sich in einer Gemeinde verheirathen will, muß zuvor Bürger sein und zu diesem Zweck ein Grund-

stück oder eine Geldsumme aufweisen. Ein liegendes Eigenthum haben Sie meines Wissens nicht, die Braut hat es auch nicht; die Geldsumme aber beträgt für Landstädtchen und Dörfer hundertfünfzig Gulden."

„Herr Pfarrer," sagte der arme Junge, „das kommt mir wie ein Blitz vom Himmel herunter. Ich kann ja doch von meinem Arbeiten leben und gut leben, selbst wenn ein paar Kinder dazu kämen; soll ich denn, weil ich arm bin, keine Frau nehmen dürfen?"

Der Pfarrer that ein paar starke Züge aus der Pfeife, zuckte die Achseln und erwiederte: „Jede Gemeinde sucht sich zu hüten, daß nicht arme Leute in sie hineinheirathen, Kinder zeugen und so in das Vermögen der Gemeinde sich breit hineinsetzen. Darum haben unsere Kammern Anno 1831, als die neue Gemeindeordnung und die vielen liberalen Gesetze gemacht worden sind, diesen Punkt ausdrücklich aufgenommen."

„Aber mein Gott," sagte Valentin fast verzweifelnd, „was ist denn da zu thun? Wäre die Sabine meine Frau und ich hätte meine eigene Wirthschaft, so sollten die hundertfünfzig Gulden in anderthalb Jahren da sein, aber so zwingen wirs nicht bald." „Herr Pfarrer," fuhr er fort, als Jener schwieg: „Sie sind ein guter Mann und haben auch eigenes Vermögen; helfen Sie mir in die Ehe hinein, leihen Sie mir hundert Gulden, die fünfzig wollen wir schon dazu verdienen, bis zum Herbst. Oder schaffen Sie mirs von guten Leuten."

„Hören Sie, Valentin, das geht nicht an," sagte der Pfarrer gleichmüthig. „Meine kleinen Kapitalien stehen alle fest, und ich muß zuerst an meine eigene zahlreiche Familie denken. Ich halte Sie für einen braven Mann, aber wenn Sie sterben? Und bei Andern für Sie borgen — das müssen Sie nicht verlangen. Ich kann bei Ihnen wohl frei heraus sprechen. Sehen Sie, die Gemeinde hat die Familie Ihrer Braut nicht gern. Es ist eine brave Familie, eine arbeitsame Familie, auch eine fromme Familie auf ihre Art und Weise — aber sie sind fremd, sie sind katholisch, sie sind arm. Heirathen die Mädchen und es geht nachher mit der Wirthschaft schief, so fallen die Kinder der Gemeinde zur Last. Nun muß ein Pfarrer sich alle Mühe geben, daß er seinen Gemeindegliedern zu Willen lebt und sich ja keine Feinde macht. Darnach habe ich immer gestrebt, und Gott sei Dank, es ist mir auch gelungen. Wenn ich nun Ihnen zur Ehe mit dem Mädchen verhülfe, so würde mir das übel genommen. Probiren Sie es daher lieber in Ihrer eigenen Heimath; dort können Sie nach den Gesetzen ebenfalls getraut werden."

Valentin erblaßte vor Zorn, und sprach ingrimmig: „Zu was soll ichs erst noch einmal im Oberland versuchen? Daheim bin ich gerade so gut ein armer Junge, wie hier unten in der Pfalz. Obenein bin ich dort fremd geworden und müßte wenigstens ein Jahr erst wieder daselbst arbeiten, daß die Leute Vertrauen zu mir hätten. So lange kann ich und will ich nicht

warten. Also," sagte er zum Weggehen sich wendend, „ist das Ihr letztes Wort? Sie wollen wirklich nichts dafür thun, daß ich als redlicher Bürger und guter Christ in die Ehe komme?"

„Ich habs Ihnen ja gesagt," erwiederte der Pfarrer mit Ungeduld, „ich kanns nicht und darf es nicht. Die Amtspflicht und, junger Mann, die Amtsklugheit! — Uebrigens thut es mir leid, daß wir über diesen Gegenstand uns gegenwärtig nicht weiter besprechen können; mein Küster wartet schon lange unten, denn ich habe eine Kindtaufe."

Bei diesen Worten zog der Pfarrer (so eilig waren die Amtsgeschäfte) vor Valentins Augen den Schlafrock aus und griff nach seinem schwarzen Rock, der an der Wand hing. Diese Andeutung, daß die in Gnaden gewährte Audienz bei dem hochehrwürdigen Herrn nunmehr vorüber sei, konnte Niemand mißverstehen. Valentin stieß einen tiefen Seufzer aus und trat mit einer stummen Verbeugung aus der Thüre. Der Pfarrer aber beendete gleichmüthig seinen Anzug und setzte sich sodann wieder in den Lehnstuhl, um vor den so eiligen Amtsgeschäften zuvörderst noch seine Pfeife auszurauchen und keinen Rest darin zu lassen. Während sein sterbliches Theil sich mit dieser Verrichtung zerstreute, sammelte er in seinem Geiste einige locker in der Studirstube herumflatternde Gedanken, um sie im Hause des Bauern, wohin er ging, zu einer nothdürftigen Kindtaufrede zusammenzusetzen.

Valentin ging gesenkten Hauptes und tief beschämt zum Hause seiner Braut zurück; er hatte jetzt freilich Gelegenheit, darüber nachzudenken, woher die gepriesene Beliebtheit des Herrn Pfarrers stamme. Ein giftiger Mehlthau fiel über das Familienglück, das gestern Abend die traute Stube noch mit so frohem Hoffnungsschimmer vergoldet hatte.

Die Mutter Wlaska war, wie gewöhnlich, die Erste, die sich faßte. Ei, sagte sie, die Sabine gehört ja gar nicht zu der Gemeinde des protestantischen Predigers. Wir wollen Sonntag nach der Messe mit unserm Dechanten darüber sprechen, der ist mir immer gut gewesen und hat mir gar manchmal freundlichen und nützlichen Rath gegeben. Du sollst sehen, Valentin, der ist vernünftiger und auch besser auf die armen Leute.

Und so geschah es. Sabine ging den folgenden Sonntag mit der Mutter, und sie fanden einen freundlichen Empfang beim Dechanten, der ihren regelmäßigen Kirchenbesuch aus dem entfernten Orte sehr zu schätzen wußte. Stockend trug Sabine ihren Wunsch vor und schüttete in Einem Athem ihr Herz auch über die hundertfünfzig Gulden aus. „Ich wollte mich," sagte sie, „Tag und Nacht plagen, bis wir sie hernach zusammenhätten und wiedergeben könnten, und auch der Valentin verstehts Arbeiten wie Einer! Wenn nur auf Ihr Wort, Herr Dechant, Einer sie uns vorstreckte!"

„Das könnte sich machen," sagte der Dechant. „Warum nicht? Ich habe gute Freunde unter den Herrn droben

um Freiburg und sonst im Oberland, die würden schon Etwas thun. Es ist zwar bedenklich, daß die Sabine einen Calviner heirathet, da aber natürlich alle Kinder katholisch werden —

Also das wäre die Bedingung? fiel ihm die Braut ins Wort.

Wie kannst Du darnach nur fragen, Sabine? sagte der Geistliche erstaunt. Erinnerst Du Dich denn der Christenlehre nicht mehr, die Du bei mir empfangen hast? Eher will ich die Stola nimmer anziehen, ehe denn ich eine gemischte Ehe traue, wo das nicht zugesagt wird. Noch viel weniger möchte ich zum Bürgergelde helfen, daß eine Ehe ohne diese Bedingung geschlossen würde.

Dann geht es nicht, sagte Sabine. Wir zwei haben das schon mit einander beredet, daß wir darüber niemals hadern wollen. Wir überlassen es dem lieben Gott: schenkt der uns Kinder und das erste ist ein Junge, so gehen sie alle nach des Vaters Glauben, ists ein Mädchen, so lassen wir sie allesammt katholisch taufen, dann haben sie auch unter sich nachher keinen Hader. Davon geht auch der Valentin nicht mehr ab, das weiß ich zum voraus.

Ja, Mädchen, sagte jetzt der Dechant mit offener Entrüstung, wenn Du so leichtsinnig das Seelenheil Deiner Kinder aufs Spiel setzest, daß Du Dir nicht einmal Mühe geben willst, Deinen Mann herumzukriegen, dann wäre es ja eine Sünde, Dir zu einer

solchen Ehe zu verhelfen; am Ende risse der Calviner noch Deine eigene Seele dazu ins Verderben mit. Nein, mein Kind, fügte er sanfter hinzu (denn die Kirche redet stets sanft, wenn sie uns einen Stich ins Herz gibt) opfre Du lieber Deinen Wunsch Gott auf; besser nicht freien, als am Glauben Schiffbruch leiden!

Trotz den Einsprüchen der Mutter, trotz den thränenreichen Bitten der unglücklichen Braut bestand der Dechant auf seiner Weigerung, und als er nun zuletzt die bis dahin ruhige Besprechung in eine heftig niederregnende Strafpredigt auslaufen ließ, da fanden beide es gerathen, diesem kräftigen Wasserbade mit verzagtem Herzen sich zu entziehen. Valentin kam ihnen unterwegs entgegen und empfing die hoffnungslose Kunde aus erster Hand.

Nach dieser abermals erloschenen Aussicht war für heute an keine vertrauliche Familienunterhaltung mehr zu denken. Auch für die Schwestern Sabinens lag ja eine bittre Lehre darin, und die Hoffnungen der Mutter Wlaska, auf eine Verbesserung ihres Hausstandes durch künftige Schwiegersöhne gingen gleichfalls einigermaßen in die Brüche. Valentin benutzte also den Sonntagabend zu einem einsamen Spaziergang in den Wald. Er fühlte, daß hier ein schweres Unrecht der menschlichen Gesellschaft verborgen liege; aber zum erstenmale berührte ihn dieser Gedanke, und sein einfacher Verstand konnte aus ihm noch keine Folgerungen ziehen. Demnach lenkte er lieber seinen Sinn darauf, was

seinerseits zur Abhülfe geschehen könne. Er rechnete zusammen, daß, wenn er seine und Sabinens Habseligkeiten verpfände, wenn die Mutter alles Geld auf ein paar Wochen aus dem Handel ziehe, alles vorhandene Geflügel und Gartenkraut ausverkaufe, und wenn endlich auf die im Hause vorhandenen Hausgeräthe geborgt werde, man wohl fünfzig Gulden zusammen bringen könne; somit blieben noch hundert zu beschaffen. Hundert Gulden sind eine unermeßlich große Summe, wenn sie nicht auf der Börse, am Spieltisch oder mit der Feder, sondern mit Spaten und Botengängen verdient werden sollen. Das wußte auch Valentin recht wohl, aber dennoch meinte er, dieses Geld, wenn Sabine mit Spinnen nachhelfe, etwa in vier bis fünf Jahren aufbringen zu können. Die Rechnung war ohne den Wirth gemacht, aber sie erleichterte wenigstens sein Herz. Er theilte sie noch an demselben Abend Sabinen mit und trat sobald als möglich aus dem Dienst als Knecht heraus, weil er als Tagewerker mehr baares Geld hoffte zurücklegen zu können.

So arbeiteten und sparten sie denn zur Probe drei volle Monate. Sabine spann mit müden Augen und Händen ein paar Stunden tiefer als ihre Schwestern in die Nacht hinein; Valentin zog sich an Essen und Trinken das Mögliche ab. Nach drei Monaten kamen sie zusammen und rechneten. Mit der höchsten Anstrengung hatten beide zusammen neun Gulden erspart, aber beide fühlten auch, daß sie dieses Leben keine drei

Jahre fortsetzen könnten. Ein stiller tiefer Ingrimm gegen die Welt, die ihr Glück an unmögliche Bedingungen knüpfte, zerwühlte ihre Herzen, und schon waren beide dem Entschlusse nahe, dafür nach dem Urtheile dieser Welt auch nichts mehr zu fragen.

Wir können so lange nicht warten, sagte Valentin. Dieses Leben ist ein Hundeleben, und nur wenn wir beisammen wären, könnte etwas verdient werden. Die Gemeinde hat Dir, Sabine, Dein schönes Angesicht und mir meine Kräfte nicht geschenkt, und wenn ich grabe und Du spinnst, so machen wir doch andere Leute reich mit unserem Arbeiten. Mein Arm ist gerade so gut wie eines andern Bauern Grundstück, denn das Grundstück trägt nichts ohne die Arbeit des Armes. Darf nun der heirathen, der das Grundstück hat, so darf ichs auch.

Ja, sagte Sabine, aber die Kirche?

Liebes Herz, antwortete Valentin, man liest allezeit, daß die ersten Christen bitterarme Leute gewesen sind, aber geheirathet haben sie doch, und wenn Noth kam, so halfen sie den armen Eheleuten fort. Thut das die Kirche jetzt nicht mehr, so geht sie auch nicht mehr in den Wegen der Apostel. Und obenein hats Ehen gegeben, ehe man an eine Kirche dachte. Ob wir getraut sind oder nicht, fügte er bitter hinzu, unsere Kinder taufen sie uns doch, und wenn wir sterben, müssen sie die auch ernähren.

Ein liebendes Gemüth ist leicht zu überzeugen, daß es außer der Liebe keine Pflicht gebe, und daß ihr

jedes Bedenken weichen müsse. Als sie schieden, als nun Valentin seine Braut fragte: Sprich, Sabine, willst Du zum Trotz aller Welt vor Gott meine Frau werden mit Leib und Seele, bis wir so viel haben, daß wir getraut werden können? — da wandte Sabine sich ab, aber sie gab ihm abgewendet die Hand.

Morgen ist Sonntag, sagte er, so komm morgen, wenn die Sonne untergehen will, in Deinen besten Kleidern ans Brünnele, wo wir uns zuerst gesehen haben.

Ein reines Herz freut sich auf seinen Hochzeitstag, wie ein Kind auf den Christbaum, und dieses Brautpaar hatte ein reines Herz. Nicht ein wilder Rausch der Sinne, sondern die innige stille Vorfreude in dem Gedanken, endlich einander ganz anzugehören, wohnte diesen Sonntag in ihren Seelen, und mit süßer Scheu sahen sie den Abend herannahen, der heiß und prächtig über der schönen Sommerflur aufging.

Und wieder war es im Juli, wie voriges Jahr, als der erste Augenblick, da sie einander sahen, ihr Schicksal entschied. Wieder verglomm die Sonne jenseits des Speyerer Doms, wieder knisterte der Spelz geisterhaft in der Abendglut, wieder ließ die Wachtel ihren eintönigen Laut über die Felder gellen, und der Thymian stand in voller duftiger Blüthe. Und wieder stieg auch Sabine den Felspfad hinauf, schön gekleidet, leicht und herrlich wie damals, und Valentin harrete ihrer auf der Einfassung des Börnleins unter dem dunkeln Linden-

schatten. Schweigend setzten sie sich zusammen, schweigend saßen sie eine lange, lange Zeit Herz an Herz, bis die Sonne ganz herunter und die Flur verstummt war. Dann sprach Valentin: So frage ich Dich denn nun, ob Du von heut an und immerdar, bis der Tod uns scheidet, meine treue Frau sein willst vor Gott im Himmel, recht so, als ob wir vor dem Altar getraut wären? Und Sabine antwortete Ja. Da kniete er vor ihr nieder und sprach: So will auch ich Dein Mann sein in Noth und Tod, und meine Seele soll verloren gehen, wenn ich Dich jemals verlasse! Damit löste er einen goldenen Ring von seinem kleinen Finger — es war ein kleines Ringlein, einst von seinem Taufpathen ihm geschenkt und nun schon längst von der harten Arbeit dieser Hand dünngeschliffen — das steckte er an ihre Hand. Und Sabine nahm dafür das silberne Kreuzchen von ihrem Halse und hängte es auf die Brust ihres Bräutigams. Dann fiel sie neben ihm auf die Knie nieder und gab ihm den Kuß der ewigen Treue, und sie falteten ihre vier Hände in Einen Bund und aus beider Herzen stieg ein stummes Gebet zu Dem auf, der alle Ehen in der ersten gesegnet hat, die er im Schweigen des Paradieses oder im Rauschen des Urwalds ohne die Formeln eines Priesters schloß.

Und nun erhuben sie sich. Sabine hatte im Körbchen ein Abendbrod mitgebracht, Valentin nahm eine Flasche Wein aus dem Brünnchen, wo er sie kühlte. Sie setzten sich auf den Rand des Quells, und zum

erstenmale aßen sie fröhlich allein mit einander, wie sie bald hofften am eigenen festen Tische zusammenzusitzen. Dann sprang Sabine auf und that scherzend, als wolle sie ihm fortlaufen; er aber verfolgte sie — und die Waldschlucht, aus der er einst zum ersten Anblick dieses beglückten Thals hervorgetreten war, nahm beide in ihren undurchdringlichen Schatten auf.

Am folgenden Morgen ging Sabine auf den Markt nach Heidelberg, und die Mutter, die Einiges selbst zu besorgen wünschte, ging ausnahmsweise mit. Die junge Frau fühlte, daß sie vor der Mutter ihr Geheimniß nicht bewahren dürfe und fragte also: Sag, Mutter, wie kam es denn, daß Du ohne Mühe mit dem Vater getraut wurdest, denn arm waret ihr doch auch?

Ach Gott, Kind, antwortete Wlaska, in der Kriegszeit gabs allewege nicht so viel Umstände; nach Geld und Gut fragte dazumal Niemand. Dein Vater und ich wir gingen zu einem Feldpater und sagten: Traut uns. Das that er und damit wars gut; der Pater war froh, daß wir uns nur die Mühe gaben ihn um seinen Segen zu bitten.

Du hast es also leicht gehabt, Mutter. Wenn aber der Vater Nein sagte, was hättest Du gethan?

Liebe Sabine, antwortete Wlaska, Du mußt Deine Mutter nicht in Versuchung führen. Du weißt, was über die Sache im Katechismus steht.

Mutter, sagte die Tochter, ich fragte Dich nicht nach dem Katechismus, sondern nach Deinem Herzen. Hättest Du den Vater gehen heißen, wenn Ihr nicht getraut wurdet?

Nein, sagte Wlaska, ich hatte ihn zu lieb dafür. Aber damals fragte man auch nicht so viel nach dem Gesetz, wie jetzt. Bei uns Zigeunern ist das immer freier gewesen: man heirathet sich im Walde und hernach zeigt mans nur dem Hauptmann an.

Nun, Mutter, sagte Sabine frisch heraus, so hab' ich auch gethan, und Valentin ist jetzt wirklich mein Mann.

Die Mutter blickte ihrer Tochter bekümmert ins Antlitz. Sabine, sagte sie, ich sollte Dir böse sein, doch ich wußte voraus, daß es so kommen würde, und es konnte auch nicht anders kommen. Aber Du dauerst mich, denn Du wirst schrecklich hiefür leiden müssen!

Mutter Wlaska kannte das Leben und die Menschennatur; sie sagte die Wahrheit. Nach der ächten rücksichtslosen Liebe sehnt sich jedes Menschenherz, und da dennoch nur wenige Herzen die Kraft haben, sie zu gewinnen, so entsteht in den meisten Gemüthern ein Ingrimm gegen Jeden, der es wagt, um einer solchen Liebe willen der menschlichen Gesellschaft, ihren Urtheilen und Vorurtheilen zu trotzen. Dieses Paar glaubte seine Lage zu verbessern, indem es einen unwiderruflichen Schritt that; aber es hatte sie im Gegentheil wo möglich noch verschlimmert.

Verhältnisse, wie dieses, werden auf dem Dorfe sehr schnell bekannt. Was bei Sabine ein ganz freier, ja ein schwerer und starker Entschluß gewesen war, wurde ihr als Schwäche und Leichtsinn angerechnet; man sah darin nichts als eine wohlverdiente Demüthigung ihres Stolzes, und Alles war überzeugt, daß Valentin ihr nicht einmal treu bleiben werde. Um sie recht zu ängstigen, gaben sich jetzt sogar mehrere Mädchen absichtlich und augenfällig Mühe um den jungen Mann, der sie freilich übel ablaufen ließ. Es entstand unter den Frauen eine Art stiller Verschwörung, welche sich nicht bloß auf das Paar, sondern auch auf die ganze Familie bezog und dem Marktgeschäft derselben bald erheblichen Schaden that. Die wackern Gemeindevorsteher grämten sich bitter über die Möglichkeit, daß nun doch die Zigeunerhaushaltung, wie man sie nannte, sich um Sprossen vermehren könne, denen sich das Heimatsrecht nicht absprechen lasse. So vereinigte sich Alles zu einem freilich nie ausgesprochenen Plan, den jungen Leuten nirgendwo einen Vorschub zu thun, um sie wo möglich zum Wegziehen nach einem andern Orte zu veranlassen!

Valentin und Sabine waren Geächtete — und ein Geächteter kommt auf keinen grünen Zweig.

Das fühlte Valentin am bittersten, als er sich für seine anzufangende Haushaltung eine kleine Wohnung miethen wollte. Seine Arbeitskraft und Sabinens Fleiß kannte Jeder, und Wohnungen gab es genug, da noch

kürzlich mehrere Haushaltungen nach St. Louis ausgewandert waren. Allein die Frauen in allen Häusern, wohin er kam, wiesen ihm mehr oder minder grob mit der Andeutung die Thüre, daß sie die Wirthschaft einer wilden Ehe unter ihrem Dache nicht dulden würden. Wie selig hatte er sich das geträumt, mit seinem jungen Weibe einsam zusammen zu sitzen und allen Verdruß im vertrauten Geplauder an ihrem Herzen zu vergessen! Gelang erst das, kam erst die süße Ruhe des eigenen Herdes über sie, dann konnte, dann mußte ja Alles besser gehen! Aber ach — statt des gehofften eigenen Herdes sah Valentin sich plötzlich selber obdachlos, da er seine Stelle als Knecht gekündigt hatte und nun dem neugemietheten Manne Platz machen mußte. Kaum erlangte er zuletzt für seine eigene Person eine kleine Bodenkammer auf einem einsamen Gut, das wohl eine halbe Stunde von dem Dorfe entfernt lag. Er nahm auch diese Zufluchtstätte vorläufig an; denn sich ins Haus der Mutter Wlaska einzudrängen, dazu war er zu stolz, selbst wenn es möglich gewesen wäre.

Es war aber auch nicht möglich, denn Sabinens Schwestern hätten das nicht geduldet. Beide fühlten sehr wohl, daß der Nachtheil dieser unglücklichen Liebe auch auf sie und zwar sehr stark zurückfiel; ihre Hoffnungen auf häusliches Glück sanken tief herunter durch die arme Schwester. Zwar behandelten sie die letztere nicht geradezu unfreundlich, aber das fühlte Sabine doch durch, daß statt der frühern Herzlichkeit

eine leise Verachtung in den Gemüthern aufwuchs. Die ältere, Wlaska, machte große Ansprüche an Glück, und sah sich nun sogar von Valentin, den sie wegen seiner Armuth stets mit Stolz behandelt hatte, gegen die jüngere Sabine zurückgesetzt. Ludmilla aber entwickelte täglich mehr eine nonnenhafte Frömmigkeit, und hatte gegen Sabinen jenes um seines Hochmuths willen ganz unerträgliche Mitleid, mit welchem die Gottseligen Alles von oben herab anschauen, was ihnen ein Fehltritt heißt. Nur das Mutterherz verleugnete sich niemals; Mutter Wlaska, obwohl sie klarer als Alle überblickte, welch ein Schlag ihr Haus und ihr Geschäft betroff n habe, rechnete die Verschuldung der Welt nicht ihrer Tochter an.

Die Natur erquickt auch das große Leid mit ihren unschätzbaren Gaben. Im Frühling brachte Sabine ihrem Manne sein erstes Kind, einen schönen Jungen mit den treuen dunkelbraunen Augen der Mutter. Zwar war es ein trauriges Vorzeichen, daß als Taufpathe der Todtengräber genommen werden mußte, weil kein anderer Mann dafür sich auffinden ließ. Auch ging das Gerede im Dorf von neuem und bitterer als je zuvor los. Gerade die Frauen, die den ein Obdach suchenden Valentin am schnödesten aus ihren Häusern gewiesen hatten, äußerten jetzt den meisten Ingrimm darüber, daß das Paar nicht wenigstens zuvor unter Ein Dach gezogen sei, damit die Sache doch noch einen Schein von Ehestand an sich hätte. Aber es ist mit

Kindern doch ein wunderlich Ding, zumal wenn sie hübsche Augen haben: sie stehlen auch den bösesten Leuten zuweilen das Herz, und leicht geschieht es, daß sie uns mit der Welt und die Welt mit uns versöhnen. Die Mutter Wlaska war im höchsten Grade glücklich über den Enkel, und auch die Töchter trugen ihre Abneigung nicht auf das unschuldige Kind über. Ganz selig aber war Valentin, und beide Ehegatten gelobten von neuem auf das Haupt des Knaben sich unverbrüchliche Treue und den höchsten Fleiß, um ihm eine berechtigte Stellung im Leben zu verschaffen.

Zu diesem Zwecke faßte Valentin einen Entschluß, den man unter diesen Umständen fast einen verzweifelten nennen konnte. Bis dahin hatte er sich noch ganz wohl als Schnitter und Drescher erhalten; jetzt aber im Frühjahr ließ die Arbeit nach und er mußte von seinem Gelde zehren. Die Ungunst der Nachbarschaft erstreckte sich auch auf ihn; er nahm sich mit blutendem Herzen vor, auswärts Arbeit zu suchen und sein Weib mit ihrem Kummer allein zu lassen. Nach einem herzzerreißenden Abschied ging er in die jenseitige Pfalz und arbeitete dort den Sommer über an der Eisenbahn nach Kaiserslautern, was gut bezahlt wurde. Im Herbst kam er mit einer ansehnlichen Handvoll Gulden zurück nach Hause; aber nun gab es in den Wintermonaten gar keinen Verdienst, und er fand die Familie stark im Zurückgehen. Die Abneigung der Gemeinde trug ihre giftigen Früchte. Auch konnte Sabine wegen des

Kindes die Marktgänge nicht regelmäßig mehr thun; die älteste Schwester war zu schwächlich, die jüngere nicht regsam und munter genug zu dieser Art von Geschäft. Während Valentin auf den Erwerb dieses Hauses Hoffnungen gebaut hatte, sah er jetzt gerade umgekehrt sich genöthigt, seine Frau mit seinem Verdienst zu unterstützen. Im Frühling war kein halber Gulden mehr in seiner Tasche, und Valentin mußte von neuem auf die Eisenbahn wandern. Alle Aussicht, je die nöthige Summe zusammenzubringen, war dahin, und mit dem dumpfen Schmerz der Hoffnungslosigkeit nahm der Vater dießmal von Weib und Kind Abschied.

Hatte er aber so an der eigenen einzelnen Kraft verzweifeln müssen, so lernte er dafür in seinem neuen Geschäft Glauben an die Gesammtheit fassen. Jene Eisenbahn, wie sie von Neustadt aus viele Meilen weit in schlängelndem Lauf durch die rothen Sandsteinfelsen sich bis Hochspeyer hinaufzieht, ist ein Riesenzeugniß von der Macht des Menschengeistes und der Menschenfaust; ihr bloßer Anblick hebt die Brust und zwingt uns, groß von dem gegenwärtigen Geschlecht zu denken. Die endlosen Tunnels, in kühnem Bogenlauf unter den alten Raubburgen durchgeführt, drücken so recht unsere Uebermacht über die Vorwelt mit den schloßartigen Eingängen aus, die wie Triumphbogen der Arbeit das dunkelgrüne Thal schmücken. Ein starkes Wehen dieses Stolzes fühlte Valentin unter den Arbeitern, die dort seine Genossen wurden. Sie waren aus aller Welt

zusammengeströmt, und viele trugen in ihrem Kopfe über die deutsche Grenze die neue Lehre, welche bestimmt ist, in der nächsten Zukunft die Gestalt unseres alternden Welttheils noch einmal zu verjüngen. Wie einst in den Katakomben Roms das Christenthum, wie in den tiefen Schachten des Erzgebirges und des Salzkammerguts die neue Lehre Luthers, so verbreiten in unsern Tagen im Dunkel der werdenden Tunnels unter den Arbeitern sich jene Lehrsätze des jüngsten Weltevangeliums, die klar sind wie das Licht der Sonne, einfach und unumstößlich wie das Zeugniß der Menschenseele von Gott, und die das schärfste Siegel ihrer Wahrheit darin an sich tragen, daß ihre Anhänger von den ungläubigen und harten Herzen mit demselben dunkeln Haß verfolgt und gekreuzigt werden, wie die Apostel und die Boten der Reformation zu ihrer Zeit. Hier im stillen einsamen Denken und in der leisen Belehrung seiner Kameraden ging auch für Valentin endlich die Klarheit auf. Er begriff, daß aller Reichthum des Volkes allein auf der Arbeit ruht, und daß das Kapital selbst nur das Kind der Arbeit ist, das undankbare Kind, welches seine Mutter in den Hungerthurm sperrt. Er sah ein, daß wer arbeitet, nicht bittweise das Recht zu leben erlangt, sondern daß er von Natur Anspruch hat auf ein menschenwürdiges Dasein — nicht Anspruch auf Federbetten, Champagner und Trüffeln, denn die sind zum Genuß des Lebens nicht nöthig, wohl aber den Anspruch, ein Weib recht-

mäßig zu besitzen, satt an einem eigenen Herde auszuruhen und Kinder ohne Schamgefühl und Seelenqual an sein Herz zu drücken. Er sah es an seinem Beispiel, daß eine Weltordnung, wie die gegenwärtige, eben weil sie auf das Eigenthum einen falschen Werth legt, das Recht des Eigenthums der großen Mehrheit der Lebendigen grausam entreißt; daß also ein neuer Begriff des Eigenthums in den Geistern der Menschen lebendig werden müsse. Seit dieser Stunde tröstete ihn die Ruhe des Gedankens für den eigenen Seelenschmerz — aber es war eine Löwenruhe, die sich stets bereit hielt, aus dem Lager der Ueberzeugung auf das Feld der That und des Kampfs hinüber zu springen.

Als er im Spätherbst 1847 nach Hause kam, sah er sich ärmer als je; denn das schreckliche Nothjahr hatte die Familie ganz heruntergebracht und sogar gezwungen, von ihrem Hausrathe zu leben, den er nun mit seinem Erwerb wieder einlöste. Aber Valentin verzagte jetzt nicht mehr, denn gerade die Noth war ihm ein Morgenwehen der neuen Zukunft, auf welche auch schon die Proletarieraufstände desselben Sommers deutlich hinwiesen. Er brachte mehrere Schriften seiner Richtung mit, die ganz zerlesen waren, da sie unter den Arbeitern von Hand zu Hand gingen. Seiner Frau redete er wenig von diesen Dingen, aber ein offenes Ohr und einen hellen Kopf fand er an Mutter Wlaska. Ihr war ja von ihrer Jugend an die Noth vertraut; bis zum dreißigsten Jahre jene Kriege

durchlebend, in denen Oesterreich unter den ermattendsten Anstrengungen in Italien, Schwaben, Böhmen, der Macht Napoleons erlag, hatte sie das Elend in seinen scheußlichsten Gestalten kennen gelernt, und jetzt sah sie nicht in ihrer allein, sondern in gar mancher Familie des Dorfs die Verarmung anpochen. Sie verstand das Feuer, mit welchem Valentin seine Lehren vortrug, und sie gab ihm zu seinen Lehrsätzen die Summe der Erfahrung. Tüchtige Weiber sind das feine reinliche Linnen, durch welches ein Heilkünstler die Arznei fließen läßt, um sie zu klären: was noch trüb und wirr im Tiegel des menschlichen Geistes kocht und brodelt, das nöthigen sie ihn durchsichtig und krystallen ans Licht zu treiben.

Im Februar stand Valentin am Wochenbett seiner Frau, die ihm sein zweites Kind, dießmal ein lustig in die Welt hineinschauendes Töchterchen, auf den Arm reichte. In diesem Augenblick schlug im Westen der prächtige Blitz der Pariser Revolution auf, und Valentin goß heiße Freudenthränen über die Stirn seines Kindes, das nun schon Bürgerin einer neuen Weltordnung werden sollte.

Das war der erste Schlag, sagte er zu seiner Schwiegermutter, die andern folgen!

Und sie folgten, rascher als der kühnste Seher Zeit fand, sie zu weissagen. In Mailand, Wien, Ungarn zündeten die Schläge, am spätesten, aber am unwiderstehlichsten in Berlin. Das politische Spatzengezänke über eine Verfassung war schleunig beseitigt, und mit

dem furchtbaren, kalt lächelnden Räthselgesicht einer Sphinx trat hinter allen konstituirenden Versammlungen die Frage der Arbeit und des Brodes hervor. Die Einheit Deutschlands! das war das Zauberwort, welches den Bundestag niederwarf und das Frankfurter Parlament schuf. Nicht der schwärmende Burschenschäftler allein, nicht der Preußischgesinnte, der auf eine Kaiserkrone spekulirte, oder der Bürger kleiner Staaten, der endlich einmal im Strome eines großen Volksthums verschwimmen wollte — nicht sie allein schwuren, das Frankfurter Einheitswerk mit Gut und Blut zu schirmen, sondern auch die vier Fünftel der deutschen Bevölkerung thaten es, die von der Arbeit ihrer Faust leben müssen. Denn die Arbeiter sahen, daß, wenn Deutschland mächtig werde, wie England; einig, wie Frankreich, es seine Waaren selbst auf den Weltmarkt bringen und also doppelt verwerthen könne. Für uns war die Einheitsfrage der Anfang zur Lösung der Arbeitsfrage.

Und wieder schaffte Valentin auf der Eisenbahn bei Frankenstein — da brach die pfälzische Revolution los. Dieselbe Frankfurter Versammlung, der das Volk trotz ihrer Schwäche treu anhing, erkannte durch ihren Sendboten den Landesausschuß an. Plötzlich trat auch Baden bei, der Ruf: Freiheit, Wohlstand, Bildung für Alle! den schon Struve auf seine Fahne gesetzt, scholl jetzt als Bannerspruch eines ganzen Staats, mächtig lockend für jeden Armen, herüber. Nun war Valentin nicht mehr zu halten. Er warf seine Spitzhaue

hin, brauste auf der Bahn, an der er ein gutes Stück in drei schwülen Sommern mitgebaut, nach Mannheim hinunter und kam zu Hause an, als so eben die provisorischen Herrscher des Landes das Gesetz über die Volksbewaffnung erließen. Jetzt war ihm ein Feld aufgethan für seine militärische Tüchtigkeit. Die Jünglinge seines Ortes konnten ihn nicht mehr entbehren, das erste Aufgebot wählte ihn zum Befehlshaber, und in wenigen Tagen hatte er mit ihm die nöthigen Uebungen in der geschlossenen Bewegung durchgemacht. Er eilte zum Civilkommissär seines Amtes; Verdienst und Tüchtigkeit werden in Revolutionszeiten leicht anerkannt, weil man dann sogar die Untüchtigen in Ermangelung Besserer verwenden muß. Valentin wies auf die Wichtigkeit der Grenzorte gegen Hessen hin, und es gelang ihm, für seine Compagnie Feuergewehre, Munition und regelmäßige Bekleidung zu erwirken. Jetzt folgten rasch Tirailleurübungen und Unterricht im Felddienst. Valentin war unermüdlich, seine frische Begeisterung riß die Jünglinge mit fort. Er selbst war ein Anderer geworden, man hätte ihn kaum wieder gekannt. Der blaue Kittel mit dem rothen Halstuch und der hellen, weiten, zum Marsch so bequemen Hose, der kecke Heckerhut mit rothen Schnüren — es ist an sich die zumeist malerische Tracht, die unsere verschneiderte Zeit kennt, und für einen Sommerfeldzug hat sie in ihrer Leichtigkeit sogar vor der Uniform des regulären Soldaten ihre Vorzüge. In

dieser Tracht, welche der Offizier so gut wie der gemeine Wehrmann trug, erschien Valentin wie umgetauscht: in ihm ging der frische militärische Geist wieder auf, welcher in Keinem zu ersticken ist, der einmal die bunte Jacke getragen hat, und war früher sein Körper unter der Last seiner Gedanken und Sorgen gebeugt, so gewann er jetzt seine feste männliche Haltung wieder. Von stolzen Hoffnungen schwoll sein Herz. Sein Glaube weissagte ihm den Sieg einer Sache, die er mit solcher Glut umfaßt hatte; wenn er in diesem Kriege sich auszeichnete, so war ja auch sein Loos endlich festgestellt. In schlaflosen Nächten, wenn die Einbildungskraft eines kühnen Mannes sich so oft wie die Schneide eines Bohrers bis in die tiefen Gründe der Hölle einwühlt, dachte er wohl an Beute, Ueberfall und kühnen Gewinn in Feindesland, aber der Tag verscheuchte von seiner reinen Stirn wieder die Runzel der Begehrlichkeit. So flocht er all sein Hoffen in den Sieg dieser Revolution hinein. Als daher die Hessen und Mecklenburger vom Norden her die feste Stellung an der Neckarlinie bedrohten, rückte Valentin mit einer vortrefflich eingeübten Compagnie von 150 Mann aus seinem Dorf aus und stellte sich zu Ladenburg dem Kommandanten zur Verfügung.

Es war ein Abend gegen die Mitte des Juni; das Gefecht bei Käferthal war vorüber, der erste Sieg, den die Freiheitsarmee, begeistert von Mieroslawski's

frischem Eindrucke, gegen Hessen und Mecklenburger errang. Valentin, dessen Volkswehr am Tage nicht ins Feuer gekommen war, erhielt dafür den Befehl, in der Nacht einen Theil des Schlachtfeldes abzupatrouilliren und bis dicht an die Stellungen des Feindes vorzugehen. Er nahm dazu die tüchtigsten Bursche seiner Compagnie und begann, als der letzte Tagschein am Westhimmel verglomm, die stille Wanderung.

Das Gefecht war, wie fast alle in diesem badischen Feldzug, nicht sehr bedeutend gewesen, obwohl doch besonders die Mecklenburger, durch eine Kriegslist mitten unter die Feinde gelockt, stark verloren hatten. Jedenfalls boten sich dem Blicke der Patrouille alle Züge eines Schlachtfeldes dar. Dem Gotte des Krieges schaut der Wehrmann ruhig und kaltblütig ins ernste Antlitz, wenn er, die tüchtige Waffe in der Faust, selbstthätig zur Vernichtung des Feindes vorwärts schreitet. Aber wenn der Kampf ausgetobt hat, wenn nicht mehr das spannende Lebensgefühl, die gehobene Thatkraft den Krieger beseelt, wenn der Feind als Leiche, blaß und wehrlos, mit dem gebrochenen Auge ihn zu bedräuen scheint — dann fühlt auch der Tapferste, welch ein menschenschändender Wahnsinn der Krieg ist!

Verwundete und Todte waren bereits während des Kampfes weggeschafft worden; aber Spuren von ihnen blieben. Die Patrouille sah, wenn sie auf schmalen Feldwegen einherzog, wie die dort marschirenden Bataillone links und rechts vom Pfade vier bis sechs

Schritte weit das hohe Korn so flach niedergewandert hatten, wie das Stroh auf der Dreschtenne liegt. Felder, durch welche Tirailleure beim Ausschwärmen vorgegangen waren, sahen wie verrupft oder von einem schweren Hagel eingeschlagen aus. Man mußte über eine kleine Schlucht weg, die mit Brombeergesträuch, Nesseln und einigen Bäumen besetzt war; hier hatten Schützen sich festgesetzt und waren erst nach heftigem Kugelwechsel gewichen. Die Bäume ließen geknickte Zweige bis auf den Boden hängen, Patronen lagen im Graben zerstreut, einige noch geladene Gewehre, ohne Zweifel den Händen der Todten entfallen, blinkten aus dem Grase hervor und wurden mitgenommen; auch blutige Tücher fand man, welche Sterbende, um das rasche Verrinnen des Lebensstromes zu hemmen, noch eine Weile auf ihre zerschmetterten Glieder gepreßt hatten. Auf andern Plätzen waren schon einzelne zersprengte Trupps in regelloser Flucht durchgekommen; man fand einige verlorene Patrontaschen, Mäntel und Kopfbedeckungen. Endlich bezeichnete auf einem Kreuzwege eine im Sternenlicht dämmernde große Blutlache den Platz, wo man am Schlusse des Gefechts mehrere Leichen zusammengehäuft hatte, um sie auf einen Wagen zu laden und in das nächste Dorf zum Friedhofe abzuführen.

An dieser Stelle sammelte Valentin seine Leute und befahl den Rückweg; das nächste Dorf war vom Feinde besetzt, und die Wachtfeuer seiner Biwachten glänzten in der Entfernung von wenigen Minuten herüber.

Lautlos lösten sich nach gegebenem Befehl die Rotten wieder auf und traten, jetzt näher gegen das Gebirge der Bergstraße sich ziehend, den Rückmarsch an. Bald waren sie aus dem Bereiche, wo ein Zusammenstoß mit dem Feinde gefährlich werden konnte. Es ging schon gegen den Morgen, die Leute wurden müde und schläfrig. Um so mehr fühlte sich Valentin zur Aufmerksamkeit veranlaßt; er strich eifrig durch die thaubenetzten Kornfelder, sah unter allen Gesträuchen nach und war bald vor, bald hinter seinen Leuten, die nachlässig plaudernd die bequemsten Feldwege sich suchten.

Als er in dieser Weise seitwärts vom Wege ein dichtes Weizenfeld durchschritt, glitt plötzlich sein linker Fuß aus und er stürzte aufs rechte Knie nieder. Seine Hand, auf die er sich stützte, um rasch aufzustehen, tappte in Nässe: er griff um sich und traf etwas Weiches, Kaltes — so kalt, daß es in solcher Sommernacht nur eine Leiche sein konnte. Er sprang schaudernd auf und bog die Halme nach der Seite hin nieder, wo eben der Mond im letzten Viertel blutroth hinter dem Odenwald aufging. In seinen Strahlen blitzte ihm der blanke Metallhelm eines jungen mecklenburgischen Offiziers entgegen, der auf dem Rücken vor ihm lag. Das steigende Licht ließ ihn rasch erkennen, daß aus dem Haupte ein heftiger Blutstrom auf den Boden geflossen war, aber auch die Brust war durchschossen, und auf diese Wunde hielt der Jüngling mit dem Krampfe des Todes seine linke Faust gepreßt; aus der rechten Hand

war ihm der blanke Degen gefallen, der jetzt einige Schritte von ihm entfernt lag. Er mußte lange mit dem Tode gerungen haben, oder hatten andere Flüchtlinge über ihn weggesetzt? denn ringsum war das Getreide zerdrückt, und breite einzelne Spuren durchs Korn zeigten, daß auch Rosse hier durchgejagt hatten. Valentin umfaßte alle diese Umstände mit Einem Blick, sprang an den Saum des Feldes und erwartete seine Leute. Er schwieg von dem Todten, übergab aber dem Feldwebel das Kommando und befahl ihm, sich ruhig in die Quartiere zu begeben und an seiner Statt den Rapport über die Patrouille abzustatten. Zweien der Leute aber gebot er, am nächsten Kreuzweg Halt zu machen, bis er zu ihnen käme. Die Leiche mußte zur Bestattung weggebracht werden und ihre Uniform ging mit ihr ins Grab; aber was sie sonst von Werth an sich trug, gehörte nach allem Kriegsrecht dem, der sie fand.

Er kehrte auf die blutige Stelle zurück, und mit der Schonung, welche jeder nicht ganz rohe Mensch einer frischen Leiche zuwendet, bog er den Arm derselben sacht von der Wunde weg. Der Jüngling mußte reich sein: eine Cylinderuhr mit zierlicher Goldkette fiel zuerst in Valentins Hand; es folgten ein Ring und eine Brustnadel mit schönen Steinen, endlich eine Börse mit Goldstücken und eine Brieftasche mit norddeutschem Papiergeld. Der Arme setzt jedes Ding sofort in seinen Werth um, denn die Noth lehrt ihn leider die Schätzung der Dinge kennen; rasch überschlug Valentin, daß der

Betrag des Ganzen auf mehrere hundert Gulden sich belief. Und so hielt er es auf einmal durch den wunderbarsten Glückszufall in seiner Hand, was er so lange, so qualvoll ersehnt hatte: eine gültige Ehe, rechtmäßige Kinder, ein hübsches Stück Ackerland und vielleicht gar ein Häuschen für Frau und Kinder! Das Alles, Alles war sein, der Schmerz war zu Ende, das bittre Räthsel seines Lebens gelöst — und mit nassem Auge und dankerfülltem Herzen blickte er zum stillen Sternenhimmel empor.

In diesem Augenblicke vernahm er zu seinen Füßen ein leises Geräusch, erschreckt bog er sich nieder und traute kaum seinen Sinnen. War es das zitternde Mondlicht, was sein Auge blendete? war es das von seinen Brüchen im Labsal des Thaues sich wieder aufrichtende Korn, was in sein Ohr knisterte? Nein — der Todte zu seinen Füßen erhub langsam und unterbrochen seinen Arm und legte die Hand wieder auf seine Brustwunde, welche in Folge der Erschütterung von frischem Blute sich röthete. Zugleich scholl aus der Kehle jenes schwere röchelnde Athemholen, das für den Vorboten des nahen Todes gilt, und mit einem heftigen, durch den ganzen Leib gehenden Zuck warf er sich aus der Rückenlage mehr auf die rechte Seite. Er lebte noch: aber das Krampfige seiner Bewegungen und der jetzt wahrhaft grimmig sich verzerrende Ausdruck seines Antlitzes bewies, welchen Schmerz ihm der noch übrige Lebensfunke verursache. Sein Anblick war furchtbar. Valentin überzeugte sich nochmals beim

Scheine des nun ganz hellen Mondes, daß er wirklich zwei schwere Wunden habe. Bei dem starken Blutverlust schien Rettung nur durch ein Wunder möglich; auch waren Wangen und Lippen bereits kalt wie Eis und der Puls fast nicht mehr zu spüren. Valentin bedachte, was er selbst in solchem Falle als Soldat wünschen möchte: Abkürzung der Todesqual schien ihm Menschlichkeit gegen den Feind. Er zog seine Pistole aus dem Gurt, spannte den Hahn und setzte die Mündung auf die schon vom Todesschweiße perlende Stirn des Sterbenden.

In diesem Augenblicke schoß am Westhimmel ein Stern, und Valentin, unwillkürlich aufblickend, zitterte in sich zusammen, denn es war ihm, als erblicke er drei Schritte vor sich am Rande des Kornfelds Sabinen auf den Knieen liegend, die Hände zum Gebet erhoben. Es war wohl ein Spiel seiner durch die Nachtwanderung geweckten Einbildung; aber jetzt erst zuckte der Gedanke durch seine Seele, wie sein Weib in dieser Nacht bangen müsse um ihn, da sein Dorf von dieser Stelle nicht fern lag und die Nachricht von dem Gefecht schon am Abend dort sein mußte. Wie der Blitz schoß hinter diesem Gedanken der zweite auf: Wenn Du so dalägest, was würde Sabine darum geben, noch vor der tödtenden Kugel des Feindes zu dir zu kommen und deine letzten Odemzüge zu erhaschen! Und auf breiten Schwingen stürmte nun sein Geist nach der Ostsee, in die Heimat seines Opfers — ein Vater, eine Mutter — eine Braut — ein Weib vielleicht und ein verwaistes Kind! —

und dann kehrte er zu sich zurück, und wie ein Dolchstich fuhr der Vorwurf durch seine Brust: Wolltest du vielleicht auch den Mann bloß darum tödten, um seines Erbes und deines Lebensglückes ganz sicher zu sein?

So schnell wie der fallende Stern seinen Lauf vollendete, ebenso schnell lief Valentins Geist alle diese Gedanken durch. Vielleicht hätte in ihm der dunkle Geist des Eigennutzes den Kampf gegen den lichten Engel des Rechtes noch einmal gewagt — aber die Eine Sekunde des Zögerns hatte schon über Leben und Tod seines Feindes das Loos geworfen: der Sterbende öffnete die Augen, verdrehte sie qualvoll und stieß aus den blassen Lippen mühsam und kaum verständlich die Worte: Wasser, Wasser! hervor.

Dem Auflebenden gegenüber war Valentin augenblicklich wieder ganz Mensch. Bei seiner genauen Kenntniß der Gegend wußte er jeden Fußpfad und fand so mit Leichtigkeit ein kleines vom Walde herabkommendes Bächlein, das durch die Felder dem Neckar zulief. Im Helme des Feindes schöpfte und brachte er das Labsal; er richtete ihn langsam auf, und als er den Helmrand den Lippen näherte, sah er mit Staunen die Gier und Kraft, mit welcher diese die kühle Fluth schlürften. Das harte Röcheln der Brust ließ nach, der furchtbare Ausdruck des Angesichtes milderte sich. Valentin hatte schon ein paar Schritte durchs Weizenfeld gethan, um seine Begleiter zu rufen und mit ihrer Hülfe den Kranken im Quartier dem Chirurgus zu übergeben. Aber plötzlich

hielt er inne. Wenn sie den Mann, so dachte er bei sich, jetzt eilfertig verbinden, auf einen Bauernwagen werfen und nach Heidelberg transportiren, so ist er hin, und ist er das nicht, so stirbt er hernach im Lazareth. Nein, ich weiß einen bessern und nähern Ort!

Er eilte zu den beiden Leuten, die seinem Befehl gemäß am nächsten Kreuzweg sich ausruhten; den Einen schickte er mit einem im Monddämmer schnell geschriebenen Zettelchen der Patrouille nach und meldete seinem im Quartier gebliebenen Lieutenant, daß er erst in einigen Stunden eintreffen werde. Den Andern nahm er zu dem Verwundeten mit und befahl, ihn mit Vorsicht anzufassen und aufzurichten. Dann legte er sein Schnupftuch mit Wasser stark benetzt als Aufschlag auf dessen Kopfwunde und knüpfte sein Halstuch darum: das blutrothe Republikanertuch eines Freischärlers legte sich rettend auf die Wunden des mecklenburgischen Aristokraten. Beide faßten nun den Jüngling an; auf dem nächsten Bauernhof klopfte Valentin die Leute heraus und requirirte eine leichte Tragbahre mit einer Schütte Stroh. Auf diese wurde der Verwundete gelegt, und rasch gings jetzt die Höhe hinauf, dem Dorfe zu, wo Valentin wohnte. Niemand begegnete den Trägern; im Schein des Morgenroths setzten sie die Bahre vor Wlaska's Hause nieder, und Valentin schickte sofort seinen Kameraden zurück, indem er ihm, wenn er ganz von der Sache schweigen würde, ein gutes Geschenk aus der Börse des Gefangenen versprach. Alsdann

pochte er an das Kammerfenster, und Sabine trat ganz angekleidet mit der erschreckten Frage: Wer da? ihm entgegen. Das Haus war rasch geöffnet, die Tragbahre und das blutige Stroh im Ziegenstalle untergebracht; den Verwundeten empfing die Mutter Wlaska und ließ ihn zuvörderst ohne Weiteres auf den Tisch der Wohnstube niederlegen. Man brachte Licht; die Zigeunerin besichtigte flüchtig sein Antlitz und seine Wunden, griff nach seinem Puls und hielt die Hand vor seine Lippen. Dann sagte sie zu ihrer ältesten Tochter: Rasch die Brieftasche mit den Messern, Wlaska, einen Eimer kaltes Wasser aus dem Börnlein und den Lebensspiritus!

Das Verlangte stand da. Jetzt gebot sie kurz und bestimmt: Alle drei Mädchen aus der Stube, Valentin bleibt allein bei mir. Wlaska, Du machst heißes Wasser in der Küche. Sabine, Du zerschneidest mein Brautleinen, es ist das feinste im Hause, zu Bändern so breit wie Deine Hand. Aus einem Deiner Kopftücher machst Du zwei große Handvoll Wieken. Alsdann zwei reine Leintücher auf Dein Bett drin in der Hinterstube. Du, Ludmilla, gehst auf die Bodenkammer und betest, daß die heilige Muttergottes mir eine gute Hand gibt zu dieser Stunde, und fährst damit fort, bis die Sonne aufgeht. Keine von Euch kommt in die Stube, bis Valentin sie ruft. Hinaus jetzt und rasch Eure Sachen gethan! So, Valentin, jetzt riegle die Thür und paß wohl auf: thue nichts mehr und nichts weniger, als was ich Dir befehle.

Wlaska wusch dem Verwundeten, der jetzt kein Lebenszeichen mehr von sich gab, zuerst den Kopf. Sofort zeigte sich, daß die Wunde der Tritt eines flüchtigen Pferdes war, den die Kraft des Schädels zur Seite gelenkt hatte; von den Hufnägeln waren die deutlichen Schrammen noch zu sehen. Sobald die Wunde klar und rein vorlag, begann das Blut wieder zu rinnen, und der Jüngling schlug ab und zu matt die Augen auf. Valentin empfing aus Sabinens Hand die Wieken, die das Blut aufsogen und schnell wieder stillten. Mit sachter und unmerklicher Hand schnitt sodann die alte Frau ihrem Pflegling alle Oberkleider herunter, ohne seinen Körper zu erschüttern. Man kam nun zur Brustwunde. Es war ein Schuß, der unter dem rechten Schulterblatt ins Fleisch gegangen war, halb hatte er die Weiche des Arms, halb die Brust über den Rippen durchgeschlagen und so durch zwei Wunden den heftigen Blutverlust bewirkt, von denen jedoch an sich keine tödtlich war. Wlaska befühlte die Doppelwunde und nickte hoffnungsvoll, als der Kranke dabei vor Schmerz stöhnte und heftig zuckte. Sie öffnete das Besteck, und mit einem Geschick, das jedem Wundarzt Ehre gemacht haben würde, zog sie die Kugel, die im Oberarm vor dem Knochen stecken geblieben war, heraus, während Valentin auf ihren Befehl dem Leidenden den Lebensspiritus vorhielt. Sabine wartete bereits mit den Verbandwickeln vor der Thüre und eilte nun in die Kammer, um das Bett zu bereiten. Das Blut

schoß noch ziemlich stark der Kugel nach, aber Waska kreuzte ihre Zeigefinger über dem Verband und murmelte einen kurzen Reimspruch — da stand es stille. In einer Viertelstunde lag der Verwundete vortrefflich verbunden auf dem stillen Lager. Man hielt ihm mehrmals Wasser an die Lippen, obwohl er nicht die Kraft hatte, es zu verlangen, aber sobald er das Glas am Munde spürte, trank er heftig.

Mach uns eine Tasse Kaffee, Waska, und kommt jetzt herein, Kinder, sagte die Mutter freundlich, nachdem sie ihre Instrumente sorgsam gereinigt und die Brieftasche wieder verpackt hatte.

Jetzt erst fragte Valentin: Wird er leben?

Das kommt aufs Wundfieber an, antwortete Waska. Ich hoffe aber ihn durchzubringen, nur darf kein anderer Doktor mir ins Handwerk greifen. Die Sache muß vor der Hand still bleiben; versprecht mir Alle zu schweigen, bis ich Euch die Erlaubniß zu reden gebe.

Es war leicht, das Geheimniß zu bewahren, da außer den Bewohnern niemand das Haus der Armuth zu betreten pflegte, und die Kinder sagten der Mutter Stillschweigen zu.

Valentin übergab jetzt beim Frühstück an seine Schwiegermutter alles Besitzthum des Verwundeten, um es demselben bei seiner Genesung wiederzugeben. Man zählte Alles, schrieb es auf und schloß es ein, nachdem man aus dem Beutel für die nothwendigen Auslagen zwei Goldstücke herausgenommen hatte. Es war

im Ganzen für mehr als dreihundert Gulden Werth. In der Brieftasche lag das Offizierspatent und mehrere Briefe, man las sie und sah aus ihnen, daß er der Sohn eines adlichen Gutsbesitzers unfern Strelitz sei. Die Briefe waren von seiner jetzt verwittweten Mutter und athmeten eine mit zärtlicher Bekümmerniß gemischte Liebe für diesen Sohn, der ihr jüngstes Kind zu sein schien. Sabine erinnerte daran, wie schwer diese Mutter leiden würde, wenn sie die Nachricht empfinge, daß ihr Kind spurlos verschwunden sei, und Valentin setzte sich sofort hin, um ihr so trostreich als es möglich war zu schreiben. Den Brief nahm er an sich, weil er ihn zu Ladenburg selbst auf die Post geben wollte. Die aufgehende Sonne mahnte ihn jetzt an seine Dienstpflicht; er küßte seine noch süß schlafenden Kinder, nahm seine Waffen, drückte seinen Verwandten herzlich die Hand und schritt, obwohl um eine große Hoffnung ärmer, mit leichtem Herzen seinem Tagewerk entgegen. Sabine begleitete ihn bis vor das Dorf.

Was habe ich diese Nacht um Dich gelitten, Valentin! sagte die junge Frau. Stets schwebtest Du mir als durchschossen, verwundet, gefangen vor den Augen. Ich konnte es im Bett nicht aushalten; heute früh zog ich mich an und lief hier heraus vors Dorf; Du fandest mich auch noch in den Kleidern. Sieh dort beim Kornfeld lag ich auf den Knieen und betete für Dich und mich.

Wie, sprach Valentin erstaunt, dort knietest Du, dort am Kornrande? Um welche Stunde war das?

Die Stunde weiß ich nicht, aber der Mond, der eben über den Berg kam, hatte mich geweckt; es wird gerade eine Viertelstunde nach seinem Aufgang gewesen sein.

Valentin schauderte. Es war dieselbe Minute, als er Sabinen drunten beim Neckar am Saume des Kornfeldes mit betend erhobenen Händen knien gesehen, als der jähe Gedanke an ihren Schmerz seine Hand vor einem Morde bewahrt hatte. Er wagte nicht, ihr die Thatsache zu gestehen, sondern küßte sie nur gedankenvoll auf Mund und Stirn. Als er aber weit genug von ihr entfernt war und ihre letzten Winke zwischen den Obstgärten hindurch aufgefangen hatte, da warf er sich auf den thaufeuchten Rasen und weinte wie ein Kind. Es waren Thränen der Reue zugleich und Thränen der Freude, daß die furchtbarste Versuchung seines Lebens ihn zwar schwach gefunden, aber nicht überwältigt hatte.

Ein schöner Julimorgen glänzte in das kleine Hinterstübchen von Mutter Wlaska's Hause. Durch das offene Fenster zog frisch der Ostwind herein und spielte mit den Weinblättern, die durchsichtig in der Sonne glänzten. Vor dem Fenster lag ein mit einigen Obstbäumen besetzter Grasfleck, wo die Ziege weidete; dahinter, durch eine Hecke getrennt, das Gärtchen mit den hohen Bohnenstangen und den reinlichen Beeten voller Küchengewächse; rechts hatte in einem umhegten kleinen Hofraum das Federvieh seinen Tummelplatz.

Eine tiefe Ruhe lag über dieser friedlichen Einsamkeit, man hörte nur das Summen der Bienen, dann und wann durch das zornige Brummen einer Hummel unterbrochen, die in den Weinblättern sich verfangen hatte. Zuweilen tauchten auch aus dem Bohnenfelde die hellen Töne von Sabinens Schwestern hervor, welche dort Bohnen brachen. Zweistimmig sangen sie die unsterblichen Lieder, in welche unser Volk sein ganzes tiefes Gefühl ausgegossen hat: „Zu Straßburg auf der Schanz," und: „Es stehen drei Stern am Himmel," und: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli naus" — es waren die letzten Reste des musikalischen Unterrichts, den sie in ihrer Jugend vom Vater, dem böhmischen Musikanten, erhalten hatten; aber in dieser Naturstille griffen die einfachen Klänge dieser glockenreinen Stimmen tiefer ans Herz, als es die feinsten modernen Notturnen auf einem Erard'schen Flügel vermocht hätten. Wohl war dieß eine Umgebung, in der ein Kranker genesen konnte!

Am Bette des jungen Offiziers, der noch im Morgenschlaf ruhte, saß seine Mutter, eine hohe adliche Frau mit dem Ausdruck mütterlicher Güte und vorsorgender Milde in ihren Zügen. Sie war auf Valentins Brief augenblicklich mit der Schnelle, die jetzt Eisenbahn und Dampfboot dem sehnenden Herzen gewähren, herbeigeeilt, und fand den Sohn in dem Augenblick, als er neun Tage nach dem Gefecht die Phantasien des Wundfiebers eben überstanden hatte und zum erstenmal wieder mit Bewußtsein um sich sah. Sein erster

Blick fiel in das mütterliche Auge, und seine Genesung schritt rasch und ohne unglückliche Zwischenfälle vorwärts. Die Dame, welche alle Ursache hatte mit Wlaska's ärztlichem Geschick zufrieden zu sein, gab ihren ersten Gedanken auf, den Sohn so rasch als möglich in eine Stadt hinüberzuschaffen, und beschloß vielmehr, der Hand, die ihn gerettet hatte, auch das Verdienst der gänzlichen Heilung zu lassen. Sie miethete sich deßhalb beim Ochsenwirth ein, wohnte aber sonst den ganzen Tag in Wlaska's Hinterstübchen, das man für den Kranken ganz ausgeräumt und hübsch gesäubert hatte. Das Eigenthum ihres Sohnes war ihr ebenfalls gleich beim Eintritt ins Haus ausgehändigt und über das, was von dem Gelde für ihn verwendet worden war; Rechnung abgelegt worden. Die Matrone lebte wie zur Familie gehörig im Hause mit, und freute sich an der einfachen, aber reinlich und schmackhaft bereiteten Kost, die sie täglich durch eine Zusatzschüssel aus ihrer Kasse bereicherte. Am glücklichsten waren dabei Sabinens Kinder, denen die neue Tante tagtäglich Spielzeug und Naschwerk aus der Stadt mitkommen ließ und die bald eine grenzenlose Anhänglichkeit an sie zeigten. So saß sie auch jetzt mit Sabinens anderthalbjährigem Töchterchen auf dem Schooße, das mit ihrer goldenen Uhr spielte, während der Junge auf der Thürschwelle ein großes Bilderbuch auf den Knieen hielt und in wahrer Andacht dessen bunte Blätter umschlug — es war ja das erste Bilderbuch, das in diese arme Stube drang!

Längst war der junge Offizier kein Kriegsgefangener mehr. Die so kräftig begonnene Revolution stockte. Frankreichs zehnter Juni mißlang, der dem Druck aus Norden einen Gegendruck aus Westen gegeben hätte. Die Volkswehr hatte geübten Truppen gegenüber die Probe nicht bestanden, unfähige und zaghafte Führer das Staatsruder nicht zu lenken vermocht. Als die feindlichen Truppen im Rücken der Neckararmee über den Rhein gingen, wurde die unangreifbare feste Stellung verlassen. Valentins Compagnie (es hatte ja keiner wie Er unter den alten Verhältnissen gelitten!) floß auseinander, um von der angebotenen Amnestie Gebrauch zu machen. Und als nun auch Willichs Corps, das letzte, den Rückzug über Bretten machen mußte, da nahm Valentin von den Seinigen einen verzweifelten Abschied, zog sich mit den letzten Flüchtlingen an der würtembergischen Grenze hin und nahm noch an dem Schießen bei Durlach Theil. Dann, von dem Gefühl geleitet, daß ein Mann auch eine sinkende Sache nicht verlassen dürfe, trat er in die Linie wieder ein und stand eben jetzt an der Murg, wo die badischen Truppen, auf Rastatt gestützt, die letzte feste Stellung nahmen. Aber schon war aus ihren Reihen der Geist gewichen; Wankelmuth, Feigheit und Eigennutz hinderten jeden todesmuthigen Kampf, und die Gemeinheit war einzig noch darauf bedacht, das was sie der Bewegung geopfert hatte, durch Auspressung des unglücklichen Landes rasch wieder zu gewinnen, um nicht ganz

verarmt in die Verbannung zu ziehen. Der einzelne edle Mensch, der in diesem Strudel mitschwamm, vermochte höchstens sich selber obenzuhalten, nicht aber die schlammige Fluth einzudämmen. Und schon meldeten sich im Lande die Stimmen, die jetzt von furchtbarer Rachgier über den ganzen Aufstand erfüllt waren, nachdem er gescheitert. Mit Entsetzen hatte die Mecklenburgerin in ihrem Gasthof einige Nummern jenes Blattes gelesen, das eben damals zu der schauderhaftesten Rolle von Allen sich zudrängte, die es nach einem Bürgerkrieg geben mag — zu der Rolle, der siegenden Partei Todesurtheile über gefangene Gegner anzurathen und die vollzogenen der öffentlichen Meinung zu empfehlen: es war die von Giehne geleitete Karlsruher Zeitung. Und sie wirkten, diese Stimmen! Die Verhaftungen und Sequester gingen ins Maßlose, und Preußen, nachdem seine Linie und Landwehr so brav sich geschlagen, gab allen Vortheil dem eroberten Lande gegenüber dadurch wieder aus den Händen, daß es die Blutgerichte mit seinen Offizieren und Soldaten besetzte und so auf seinen Namen allen Jammer der Familien lud, die jetzt verdammt waren, monatelang um Väter, Brüder, Söhne zu erbeben, bis das schreckliche Standrecht seinen Blitz auch auf ihre Häupter entladen hätte!

In diesen trüben Anschauungen verfloß der alten Dame Stunde um Stunde, und es ging sehr stark gegen Mittag. Jetzt erwachte der Genesende und sah munter um sich. Sabine, der ihr kleiner Junge sogleich

die Nachricht in die Küche brachte, trat mit einem Napf Fleischbrühe und geröstetem Weißbrod ein und grüßte den jungen Mann freundlich. Die Frauen halfen ihm in einen Sessel, der mit Kissen weich belegt war, und Sabine gab ihm seine Mittagsmahlzeit. Dann holte sie das Süppchen für ihr Kleines, nahm das Kind vom Schooße der Matrone, auf den es sich sofort wieder heraufgebettelt hatte, und gab ihm mit dem Löffelchen sein Essen, worauf sie es in die Wiege legte und zum Mittagschläfchen zudeckte.

Morgen, sagte Sabine, darf der Herr schon ein Stündchen im Garten sitzen, das hat mir heut früh die Mutter gesagt. Lieber Gott, fuhr sie fort, indem sie die Wiege näher an sich rückte, es ist auch so eng hier, man weiß sich kaum herumzudrehen!

Lassen Sie das gut sein, Frau'chen, antwortete die Andre, Sie haltens schon in Ordnung. Aber das freilich seh' ich auch nicht, wie denn in diesem Häuschen Sie mit Valentin noch Platz gehabt haben.

Sabine wurde roth und antwortete: Valentin hat nie mit uns unter Einem Dache gewohnt.

O mein Gott, sagte die Dame, und Ihr hattet Euch doch so lieb. Das muß ein hartes Loos sein, in der Ehe getrennt zu leben! Warum zoget Ihr nicht in Ein Haus?

Die Frage war so gutmüthig gethan, daß kein Arg dahinter liegen konnte. Sabine wollte einen Augenblick ausweichen, aber ein Gefühl von Stolz auf ihre Schuldlosigkeit bekämpfte in ihr die Scham. Ich höre, sagte sie

mit einem Tone, der gleichgültig scheinen sollte, Sie wissen noch nicht, daß ich mit Valentin nicht getraut bin.

Die alte Dame stand hastig und mit dem Ausdruck der Entrüstung auf. Wenn der Brahmine, unwissentlich in des Paria Hütte getreten, plötzlich erfährt, wo er sich befindet, er kann nicht mehr erschrecken, nicht heftiger erzürnt sein, als die vornehme, tugendhafte Frau aus dem sittenstrengen Norddeutschland es in diesem Augenblicke war. Sie warf einen Blick des Abscheus auf das Mädchen; sie schaute wie entsetzt auf das Bette, aus welchem eben ihr Sohn erstanden war. Ihr Sohn hatte das Bette einer Frau berührt, die in wilder Ehe lebte! Es war gut, daß Sabinens Kind nicht mehr auf ihrem Schooße saß — sie war so heftig erregt, daß sie es vielleicht unfreundlich von sich gestoßen hätte!

Dieses kränkende Benehmen reizte Sabinen: sie aber bezwang sich. Bleiben Sie still sitzen, gnädige Frau, sagte sie mit bitterer Ruhe. Arme Leute können nicht wie sie wollen, und hätten wir halb das Geld gehabt, das vielleicht Ihr Hochzeitskleid gekostet hat, so ging dieser Kelch an uns vorüber, und Sie, gnädige Frau, hätten mir dann auch ein Angesicht wie dieses zwischen meinen eigenen Pfählen und in Gegenwart dieses Mannes nicht gezeigt, den mein Valentin und meine Mutter vom Tode gerettet haben!

Sie haben Recht, sagte die Matrone beschämt und nahm ihren Platz wieder ein. Aber ich verstehe die ganze Sache nicht; sollte es denn in der menschlichen

Gesellschaft Verhältnisse geben, die eine rechtmäßige Ehe verhindern?

So hören Sie, ehe Sie urtheilen, sagte Sabine und setzte sich an die Wiege ihres Mädchens, das ungewiegt nicht schlafen wollte. Und nun erzählte sie kurz, aber mit der beredten Zunge der Erfahrung, ihr grenzenloses Unglück. So stehts, Madame, schloß sie ihren Bericht. Ich bin kein Mädchen und keine Frau. Nur Eins fürchte ich sehr, daß ich vielleicht schon jetzt eine Wittwe bin. Mein Mann läßt nichts aus dem Felde hören, es geht mit unserer Sache alle Tage schlechter, und wir sind verloren so oder so; entweder wird er getödtet oder er muß in die Fremde, Gott weiß wie lange! Nun richten Sie, gnädige Frau, wie Ihr Gewissen spricht!

Mit diesen Worten stand Sabine auf, da das Kind jetzt fest schlief, und wollte die Stube verlassen. Die Dame aber kam ihr zuvor, bot ihr die Hand und sprach: Verzeihen Sie mir, Frau, ich habe gegen Sie mich verfehlt — zwar nur mit einem Blick, aber ich habe mich schwer verfehlt. Sind Sie mit dieser Abbitte zufrieden?

Sabinens nasse Augen dankten der Matrone für dieses herzliche Wort, und diese redete weiter: Wieviel sagten Sie betrage die Summe, die Sie brauchten, um Bürger zu werden?

Hundertfünfzig Gulden, antwortete Sabine.

Eine Ahnung von der Selbstverläugnung, die ihrem Sohne das Leben gerettet hatte, ging erst jetzt wie ein Licht in den Gedanken der Mutter auf. Mein Sohn,

sagte sie, hatte doppelt so viel bei sich, als Valentin ihn fand — und Valentin brachte ihn hierher zur Pflege!

Was meinen Sie damit? fragte die junge Frau erstaunt. Sie denken wohl gar, er hätte Ihren Sohn liegen lassen können, um seines Geldes gewiß zu sein? O Gott, Madame, welch ein Unglück ist doch die Armuth, daß man ihr sogar zutrauen darf, sie könne schlecht sein und unchristlich handeln!

Im Gemüth verwundet schritt Sabine hinaus und brachte ihren Knaben, den sie von der Schwelle mitnahm, in den Garten zu ihren Schwestern. Die Matrone aber trat zu ihrem Sohn, strich ihm das Haar von der Stirne und blickte ihm liebevoll ins Angesicht. Ihre Hand zitterte noch vor dem Gedanken an die Gefahr, die an ihm vorbeigegangen war, und deren Größe sie erst jetzt durchschaut hatte. Hast Du gehört, Arthur? sagte sie. Das Lebensglück dieser Menschen hing daran, daß Du starbst, und sie retteten Dein Leben! Hundertfünfzig Gulden — es ist gerade so viel, als wir jährlich bei der großen Jagd auf unserem Gute, zu der wir Deine Freunde einladen, an dem Madera verbrauchen, der bloß zum Frühstück genommen wird! Um dieser Summe willen sind zwei Menschen fünf Jahre lang gepeinigt und sittlich erniedrigt worden!

Liebe Mutter, antwortete der Sohn, Du bist im Reichthum erwachsen und kennst die junge Welt nicht. Ich habe trotz meiner Jugend mehr draußen gelebt als Du, und auf diesem kurzen Feldzug bin ich oft mit

meinen Soldaten ins Gespräch gekommen, auch in allerlei Quartieren herumgefahren. Da habe ich manche neue Erfahrung gesammelt; glaube mir, Mutter, der Druck, der diese zwei Herzen zerpreßt, lastet in tausendfach verschiedener Gestalt auf ganzen Millionen unseres Volks. Aber was Du sagst, ist wahr — nur Wenige hätten sich gehalten wie diese Leute.

Du erschreckst mich, Arthur, sagte die Mutter, doch Du hast Recht, ich habe zu wenig auf die Welt außer meinen Kreisen geachtet, um prüfen zu können, ob Du nicht allzu dunkel siehst. Ich möchte es auch nicht untersuchen, denn wäre es so, ich trüge es nicht, daß ich Millionen elend wüßte, denen ich nicht helfen könnte. Aber dem Einzelnen kann geholfen werden; — wenn wirklich gegen diese Menschen das Schicksal so furchtbar hart gewesen ist, dann bin ich entschlossen, ihr gutes Schicksal zu werden und eine Ausgleichung in ihr Leben zu bringen.

Mutter und Sohn sprachen noch vieles über die Wege, die zu diesem Zwecke die geeignetsten wären. Nach dem Mittagessen besuchte die alte Dame, um vollkommen auf den Grund der Sache zu schauen, nacheinander den Wirth, den Bürgermeister und den Pfarrer des Ortes. Am Abend aber fuhr sie nach Mannheim und von dort, da die Eisenbahnfahrt durch den Kriegslärm gestört war, mit dem Dampfboot nach Strasburg. Am zweiten Abend darnach kam sie zurück, fand ihren Sohn schon wieder bedeutend in der Genesung fortgeschritten und theilte ihm das Ergebniß ihrer Erkundigungen mit.

Wir finden alle Personen, von denen unsere Erzählung handelt, in den letzten Tagen des Augustmonats in Havre versammelt. Arthur mit seiner Mutter wollte eine Nachkur im Seebade halten; hinter Wlaska aber mit Valentin und ihrem ganzen Hause war Deutschland mit allem Schmerz und aller Noth in die Vergangenheit gesunken, und vor ihrem inneren Auge dämmerte das Land der Hoffnung auf: Amerika.

Valentin durfte nicht mehr nach Hause zurückkehren: als Bildner und Führer einer Compagnie, die ohne ihn nicht zu Stande gekommen wäre, konnte er einer endlos langen Untersuchungshaft in den ungesunden Kasematten von Rastatt und später dem Zuchthause nicht entgehen; — da sowohl seine Gesinnung als auch seine tapfere Betheiligung an mehreren Gefechten sich nicht verhehlen ließ, war sogar ein Todesurtheil denkbar. Arthurs Familie hatte Verbindungen in den Vereinigten Staaten, und so konnte die Matrone, ohne die Besorgniß, der Armuth eine gefährliche Gabe zu schenken, sie zur Auswanderung ermuthigen. Es war vorauszusehen, daß Mädchen, so schön und fleißig wie Sabinens Schwestern, dort, wo Frauen von guter Sitte so sehr gesucht werden, nicht bloß passende, sondern sogar glänzende Partien thun könnten. Die Mutter Wlaska nahm freilich schweren Abschied von der alten Welt; es war ihr, als schiede sie nun ganz aus der Lebensgemeinschaft mit ihrem ergrauten Volke; aber der Gedanke, endlich den Wunsch ihres Lebens zu

erreichen und wenigstens im Alter noch auf einem ihr eigenthümlich zugehörigen Flecke der Welt wohnen und wirthschaften zu können, lockte auch sie zu mächtig. Vor Allem aber war für Valentins Thatkraft und Geisteshelle drüben eine ausgedehnte Laufbahn geöffnet.

Und doch entschloß Valentin sich von Allen am schwersten. Da alle Briefverbindung mit dem Oberlande unsicher war, so schickte man ihm einen klugen Mann aus dem Dorfe als Boten zu, der sich durchs Elsaß bis zur Schweiz durchwand. Er fand die Trümmer der badischen Freiheitsarmee bereits auf fremdem Boden. Valentin empfand ganz das bittre Loos des Flüchtlings am Tische des Auslandes, aber dennoch wäre es ihm beinahe als Pflicht erschienen, den großen Kampf der Zeit, dessen Bedeutung er so scharf begriff, in Europa durchzufechten. Gleichwohl sah er klar genug in die Welt hinein, um zu wissen, daß der Kampf, den Er führte, der Kampf der Besitzlosen gegen die erdrückende Geldmacht der Gegenwart, überall seine Streiter finde dießseits und jenseits des Meeres, und mit dem festen Entschlusse, in diesem Kampfe nie zu ermüden, folgte er seinem Landsmann und traf in Strasburg mit seiner Familie zusammen, die auf den Rath der Matrone nur ihr bestes Linnen und Bettzeug mitgenommen, alles Uebrige aber zu jedem Preise verkauft hatte.

Inhaltreiche Gespräche über die schwere Frage der Zeit kürzten die Fahrt im Postwagen. Der verschiedene, oft scharf entgegengesetzte Standpunkt der Parteien

machte diese Gespräche höchst anziehend, und doch wirkten sie stets versöhnend, weil man auf dem Boden der Menschlichkeit und eines gegenseitigen guten Willens immer wieder herzlich sich begegnete. In Paris blieb man drei Tage, um den Eindruck der wunderbarsten Stadt der alten Welt in die neue mitzunehmen und in Andacht die Straßen, Plätze und Vorstädte zu besuchen, welche das Gethsemane und Golgatha unserer Tage sind. Dann trug das Dampfboot Alle nach Havre herunter.

Das Paketboot lag zum Absegeln bereit, Arthur und seine Mutter fuhren noch mit an Bord, um die letzte halbe Stunde mit ihren Freunden zuzubringen.

Dort im kleinen Boot, während Sabine ängstlich ihre Kinder behütete und die Dame herzlich mit Wlaska plauderte, setzte sich Arthur mit Valentin auf eine Ruderbank und sagte: Hören Sie mich nun, Valentin. Sie haben mein Leben gerettet, ich schenke Ihnen dafür Ihr Lebensglück. Verwandte von uns sind vor wenigen Jahren nach Amerika gegangen und haben nahe bei St. Louis sich angesiedelt. Meine Mutter war um Ihretwillen selbst bei Hecker, als dieser vor einem Monat in Strasburg verweilte; er versicherte ihr, daß jene Männer, die er selbst gut kennt, in einer Gegend leben, die in wenigen Jahren ein Paradies sein wird. Empfangen Sie diese Brieftasche, sie enthält die Zahlungsbescheinigung eines Grundstücks, das meine Verwandten im vorigen Jahre in meinem Auftrag für einen Freund gekauft hatten, der aber vor der Abreise starb.

In dieser Brieftasche finden Sie ferner Adressen und Empfehlungsbriefe für alle Hauptstädte, durch welche Ihre Reise ins Innere führt. Nach New-York und zu meinen Verwandten am Missouri trägt bereits ein Dampfschiff unsere Aufträge über Sie, das vor drei Tagen von hier abging. Sie können nicht irren: aber selbst wenn Ihnen ein Verlust begegnen sollte, brauchen Sie sich nur an meine Verwandten zu wenden, bei denen Sie auf mich Credit haben bis zu einem Betrage, den Sie im ersten Jahr schwerlich überschreiten müssen. Im nächsten Jahr eröffne ich Ihnen einen neuen Credit, um Ihr Neubruchland und Ihre Heerden vergrößern zu können, davon werden Sie auch Sabinens Schwestern aussteuern. Schütteln Sie nicht den Kopf, Valentin, ich schenke Ihnen nichts außer der freien Fahrt und dem Grundstück selbst, und das ist wenig — denn Sie müssen es erst durch eigene Faust urbar machen. Das Kapital dazu schenke ich Ihnen nicht — hören Sie wohl, was ich sage: ich leihe es Ihnen nur, natürlich wie Brüder leihen, ohne Zinsen. Nach zehn Jahren müssen Sie, wenn nicht hartes Unglück Sie trifft, ein Mann sein, den man in Deutschland schon reich nennen würde. Von da an beginnt Ihre Verpflichtung, die Schuld zurück zu zahlen, ich oder meine Familie behalten das Recht darüber zu verfügen, um einer andern Auswandererfamilie damit zu helfen. Und nun das Letzte, Valentin. Sie wissen, ich bin reich und aus einem alten Hause, darum gehöre ich der

Erhaltungspartei an. Aber mir ahnt, daß diese Partei in Europa fallen wird. Wenn ich, Valentin, oder Einer meines Bluts (er stockte bei diesen Worten), wenn vielleicht einmal ein Kind von mir als armer Flüchtling an Ihrem Hause drüben anklopft — Ihre Hand drauf, Valentin, daß Sie oder Ihre Kinder alsdann dieser Stunde gedenken werden!

Die edle Art, mit welcher der Reiche gab, machte dem Armen die Annahme leicht. Valentin schlug, ohne ein Wort zu sprechen, seine Rechte in die dargebotene des Aristokraten. Sie waren am Ziel: das Boot legte an den Flanken des Schiffes an, und Alle bestiegen das Deck.

Im Flaschenkorbe hatte Arthur noch einige Flaschen Rheinwein und die grünen Römer mitgebracht, die zu ihm gehören; noch einmal in Europa sollten seine Freunde das Edelste genießen, was der alte Welttheil an Naturgaben bietet, und auch die beiden Kinder bekamen ihre Becher vorgesetzt. Die Frauen schauten nicht ohne leises Zittern auf die Fluth und dann noch einmal nach dem Lande, wo Havre's Thürme im blauen Abendduft schwammen; aber Valentins Auge glitt der im West verglühenden Sonne auf der Goldbrücke nach, welche diese über das Meer bis zu den Planken des Schiffes warf. Wlaska, die greise Mutter, faßte die Hand der Matrone und goß noch einmal dankend ihr Herz aus für den sanften Lebensabend, den gute Menschen ihr nach harten Stürmen zurüsteten. Aber die

Dame sprach mit gerührter Seele: Danket uns nicht. Ihr thatet mehr an uns, als wir an Euch, und ich habe Vieles bei Euch gelernt. Ich habe gelernt, daß die Grundlagen all unseres Lebens hier in Europa nicht mehr fest liegen, weil sie nicht mehr auf Recht und Vergeltung aufgebaut sind. Aber ich habe auch gelernt, daß ein neues Fundament schon gelegt ist in Herz und Gemüth Derer, die bisher für die Niedern und Geringen gehalten worden sind — in Herz und Gemüth der arbeitenden Klassen. Stoßen Sie an mit mir, Valentin! Sie haben mich überzeugt und bekehrt, mit mir und meinem Geschlecht geht eine alte Bildung zu Grunde; Valentin, ich grüße in Ihnen den Vertreter der neuen Zeit. Aufs Wohl des vierten Standes!

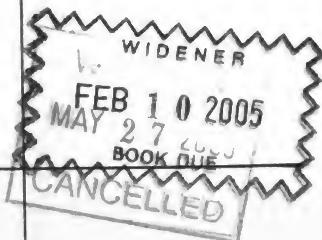
Aus Valentins Auge drang eine heiße Thräne: es war das erstemal, daß ihm aus einem gebildeten Munde eine Anerkennung des Gedankens tönte, auf dessen Altar die tiefste Glut seiner Seele sich verzehrt hatte. Er hob sein Glas und sprach: So spreche ich Heil dem alten Europa im Morgenschimmer seiner Freiheit und seiner Auferstehung von den Todten! Heil jenem Frankreich, unserem gelobten Lande, zu dem die Völker mit Sehnen hinaufblicken! Heil meinem Deutschland, das berufen ist, Frankreichs Anfang in der Liebe zu vollenden! Auf Wiedersehen in einem Lande, das keine Sklaverei mehr kennt, es sei in Europa oder in Amerika!

Alle erhuben sich bei diesem Trinkspruch; die grünen Gläser klangen an einander, und Thränen fielen in den goldenen Wein. Der Abendwind sprang vom Lande auf und schwellte prächtig die französische Tricolore, die so eben am Mast emporflatterte. Der Capitän trat an die Gesellschaft heran, und mit den Worten: Meine Damen, meine Herrn, es ist Zeit zum Abschied, in fünf Minuten segelt mein Schiff — schritt er zum Steuermann; die Matrosen stellten sich auf ihren Plätzen bereit und faßten die Taue.

Arthur und seine Mutter gingen zur Treppe, die Schiffer im Boot warteten, die Hand am Ruder. Sabinens Kinder umklammerten die Tante und wollten nicht von ihr lassen. Die Dame segnete sie, warf sich noch einmal an Wlaska's Brust und küßte die drei Mädchen auf die Stirne, während Arthur mit seinem Retter den letzten Händedruck wechselte. Die Treppe flog auf, der Kahn tanzte auf den Wellen. In demselben Augenblick breitete das Paketboot seine mächtigen Schwingen aus, der Hauch aus den grünen Thälern der Normandie legte sich spielend in die Segel, das Spriet tauchte tiefer zu den Wogen hinab, und scharf gegen die Stelle, wo das Sonnenbild in der Meerfluth versank, wendete sich der schäumende Kiel. Ein Gruß noch, ein Wink weißer Tücher — und der Duft des Abends ließ Schiff und Boot verschwimmen.

D. —




WIDENER
FEB 1 0 2005
MAY 2 7
BOOK DUE
CANCELLED